



universität  
wien

# DISSERTATION

Titel der Dissertation

„Tausend Dank für dein Briefl.“

Eine Untersuchung weiblicher Lebenswelten im  
jüdischen Großbürgertum in Wien zwischen 1872 und  
1937 anhand der Briefe von Mathilde Lieben an Marie  
de Rothschild

verfasst von

Mag. Lisa-Maria Tillian

angestrebter akademischer Grad

Doktorin der Philosophie (Dr.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl                    lt. A 092 312

Studienblatt:

Dissertationsgebiet               lt. Geschichte

Studienblatt:

Betreut von:                         PD Dr. Martha Keil

Für meinen lieben Dellacher Opa

Hans Waldner

(26.6.1926 – 10.1.2013)

Mathilde Lieben hätte bestimmt nie daran gedacht, dass Briefe, die sie im Vertrauen an ihre Cousine Marie de Rothschild schreibt, eines Tages von einer wildfremden Person gelesen, transkribiert und analysiert werden. Es wäre ihr unangenehm gewesen, sie hätte es nicht erlaubt. Mit dem Bewusstsein um den Eingriff in ihre Intimsphäre und den Tabubruch, den Historikerinnen und Historiker bei der Arbeit mit einer solchen Art von Selbstzeugnissen wohl immer begehen, habe ich versucht, mit den Dokumenten und deren Inhalt behutsam umzugehen. Als Historikerin ist man freilich bemüht, einen objektiven Blick auf die Quellen und einen distanzierten, wertfreien Zugang zu ihnen zu haben. Trotzdem wird man in der Arbeit mit Privatbriefen oft gewahr, wie sich eigene Sympathie und Empathie, aber auch Unverständnis und Abneigung ihren Weg bahnen wollen. Bei aller Distanziertheit lässt sich nicht vermeiden, dass persönliche Wertungen, Befindlichkeiten und Interessen in die Analyse mit einfließen, aber vielleicht ist das auch notwendig. Und um diesen Prolog mit Mathildes Worten zu schließen:

„Na, ich breche ab, sonst lachst du mich noch aus, was ich für eine sentimentale alte Gretl geworden bin. Jedenfalls bin ich aber immer deine alte getreue Thildi.“<sup>1</sup>

---

<sup>1</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 17.1.1920, The Rothschild Archive London, Box 17: Marie de Rothschild, Letters from her cousin Mathilde Lieben (née Schey) 1872-1937.

<b>1. Einleitung.....</b>	<b>1</b>
1.1 Fragestellung und Forschungsstand.....	1
1.2 Methodik und Quellen .....	7
<b>2. <i>Dass ich fast doppelt so viele schreib, als ich erhalte</i> – Quantitative Auswertung der Briefe.....</b>	<b>18</b>
<b>3. <i>Die ganze geehrte Familie samt Fratzen</i> – Wer waren die Scheys und die Liebens? .....</b>	<b>23</b>
3.1 Die Familie Schey.....	25
3.1.1 Die Verbindung mit der Familie Landauer .....	30
3.2 Die Familie Lieben .....	79
<b>4. <i>Es ist einmal in der Welt so</i> – Mathildes Briefe als Spiegel der Zeit, in der sie lebte.....</b>	<b>89</b>
4.1 Von der Revolution 1848 bis zum Staatsgrundgesetz 1867.....	91
4.2 Der Bau der Wiener Ringstraße und die „Gründerzeit“ .....	98
4.3 Die liberale Ära von 1861/67 – 1879.....	104
4.4 Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina 1878.....	109
4.5 Rund um die Kaiserfamilie .....	113
4.5.1 Kaiserliche Silberhochzeit und Makart-Festzug .....	117
4.5.2 Die Kronprinzen-Hochzeit 1881 .....	120
4.6 Der Brand des Ringtheaters 1881 .....	124
4.7 Der Antisemitismus in Wien vor dem Ersten Weltkrieg .....	127
4.8 Der Erste Weltkrieg und seine Folgen in der Ersten Republik .....	139
4.9 Sozialismus .....	149
4.10 Der Antisemitismus in Wien vor dem sogenannten „Anschluss“ .....	151
<b>5. <i>Es ist doch zu komisch</i> – Mathildes Briefe als Spiegel weiblicher Alltagserfahrungen ...</b>	<b>158</b>
5.1 Erziehung und Lebensgestaltung .....	158
5.1.1 Das ewige „das schickt sich nicht“ .....	173
5.1.2 Erziehung durch Gouvernanten .....	176
5.1.3 „Sich nicht alles nachgeben“ und „sich unterhalten“ .....	183
5.1.4 Die tägliche Toilette und das weibliche Schönheitsideal.....	186
5.2 Bildung und Unterricht.....	191
5.3 Religiöse Praxis und jüdische Identität .....	207
<b>6. <i>Zum Schluss eine Schauermär</i> – Resümee und Ausblick.....</b>	<b>220</b>

<b>7. Literaturverzeichnis .....</b>	<b>226</b>
<b>8. Abbildungsverzeichnis .....</b>	<b>241</b>

# 1. Einleitung

## 1.1 Fragestellung und Forschungsstand

Die vorliegende Dissertation ist der Erforschung weiblicher Lebenswelten und des weiblichen Alltags im jüdischen Großbürgertum vom letzten Viertel des 19. Jahrhunderts bis in die späten Dreißigerjahre des 20. Jahrhunderts gewidmet. Der Blick wird auf die Lebensverhältnisse von Frauen gerichtet und auf deren spezifische Lebenswelt, in der sie sich „tagtäglich oder regelmäßig in Aktionen, Interaktionen und Reaktionen mit der von ihnen vorgefundenen Wirklichkeit auseinandersetzen.“<sup>2</sup> Der Gender-Aspekt des Themas wird durch immer wieder angestellte Vergleiche mit der Lebenswelt und dem Alltag von Männern dieser Gesellschaftsschicht in die Arbeit einbezogen. Fragestellungen bezüglich der Frauen und Differenzen können dadurch erhellt werden. Die Studie widmet sich Fragen zu Alltagswelten und -praktiken von Angehörigen des jüdischen Großbürgertums und befindet sich an der Schnittstelle zwischen jüdischer und allgemeiner Kultur- und Alltagsgeschichte und leistet einen wichtigen Beitrag zu beiden Forschungsgebieten.

Strukturelle und kulturelle Veränderungen, Prozesse des sozialen Aufstiegs, der Verbürgerlichung und der Modernisierung prägten die Geschichte der Juden und Jüdinnen im deutschsprachigen Raum im 19. und ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. Rechtsstellung, Berufs-, Siedlungs- und Familienstruktur waren einem radikalen Wandel unterzogen, und auch die innerjüdische religiöse Reform, die Wertschätzung und der Erwerb deutscher Bildung sowie die zunehmende Säkularisierung gelten als Kennzeichen einer sich verändernden Zeit.<sup>3</sup> Wie beeinflusste diese „vorgefundene Wirklichkeit“ die subjektiven Erfahrungen und den Alltag von Frauen des jüdischen Großbürgertums? Welche Handlungsräume fanden Frauen dieser Gesellschaftsschicht vor und welche Handlungsmöglichkeiten konnten sie nutzen und schaffen? Welche Geschlechterverhältnisse

---

<sup>2</sup> Klaus Bergmann/Susanne Thurn, Alltag. In: Klaus Bergmann/Annette Kuhn/Jörn Rüsen/Gerhard Schneider (Hg.), Handbuch der Geschichtsdidaktik, Bd. 1, Düsseldorf 1980, S. 239-242, hier S. 239.

<sup>3</sup> Siehe dazu die Überblicksdarstellungen des Leo Baeck Instituts: Michael Brenner/Michael A. Meyer (Hg.), Emanzipation und Akkulturation 1780-1871 (= Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, II), München 1996.; Steven M. Lowenstein u. a. (Hg.), Umstrittene Integration 1871-1918 (= Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, III), München 1997.; Des Weiteren siehe David Sorkin, The Transformation of German Jewry 1780-1840, New York 1987.; Ders., The Impact of Emancipation on German Jewry. In: Jonathan Frankel/Steven J. Zipperstein (Hg.), Assimilation and Community. The Jews in Nineteenth-Century Europe, Cambridge 1992.; Andreas Gotzmann/Rainer Liedtke/Till van Rahden (Hg.), Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz in Deutschland 1800-1933, Tübingen 2001.

waren vorherrschend und welchen Geschlechterbildern mussten sich Frauen dieser Gesellschaftsschicht unterordnen – oder konnten sie diese vielleicht sogar selbst konstituieren und mitgestalten?<sup>4</sup> Welche Rolle kam Frauen innerhalb der bürgerlichen Familiennetze, bei deren Ausgestaltung und Aufrechterhaltung zu? Von zentralem Interesse für eine Geschichte des – nicht nur weiblichen – Alltags war in diesem Zusammenhang auch die Frage nach den qualitativen, privaten und persönlichen Aspekten des alltäglichen Lebens: Emotionen, Gedanken, Wahrnehmungen, Deutungen, Positionierungen, Mentalitäten und Identitäten wurden aus den Quellen gefiltert und untersucht.<sup>5</sup>

Exemplarisch für diese Fragen steht bei der Untersuchung eine Frau des Wiener jüdischen Großbürgertums im Mittelpunkt, die durch eine umfangreiche, teils sehr private, intime und persönliche Briefsammlung auf besondere Weise aus dem Dunkel der Geschichte tritt und Einblicke in ihre Alltags- und Lebenswelt freigibt: Mathilde Schey wurde 1861 in Wien als das siebente von acht Kindern des Großhändlers, Unternehmers und Bankiers Friedrich Schey (1815-1881) und dessen Gattin Hermine (1822-1904) geboren.<sup>6</sup> Ihre Familie gehörte seit der Nobilitierung von Mathildes Großonkel zur sogenannten „zweiten Gesellschaft“, die in der ständisch gegliederten Sozialordnung des 19. Jahrhunderts auf den Geburtsadel, die sogenannte „erste Gesellschaft“ folgte.<sup>7</sup> 1887 heiratete sie den angesehenen Chemiker Adolf Lieben aus der berühmten Wiener Familie Lieben.<sup>8</sup> Sie erlebte

---

<sup>4</sup> Die Aspekte der unterschiedlichen Erfahrungen von Männern und Frauen, der Geschlechterverhältnisse und -bilder werden besonders betont bei Kirsten Heinsohn/Stefanie Schüler-Springorum, Einleitung. In: Dies. (Hg.), *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, XXVIII)*, Göttingen 2006, S. 7-22.

<sup>5</sup> Diese Fragestellungen stehen auch im Vordergrund bei Marion Kaplan (Hg.), *Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945*, München 2003.; Zum Interesse der Alltagsgeschichte an der Wahrnehmungs- und Deutungsebene historischer Individuen siehe auch Ute Daniel, *Kompodium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter*, Frankfurt am Main <sup>4</sup>2004, S. 304f.

<sup>6</sup> Siehe dazu Margit Altfahrt, *Friedrich Schey – eine Annäherung*. In: Ferdinand Oppl (Hg.), *Studien zur Wiener Geschichte. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien*, 60, Wien 2004, S. 13-50.; Dies., *Die jüdische Familie Schey (= Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Reihe B: Ausstellungskataloge, Heft 74)*, Wien 2007.

<sup>7</sup> Siehe dazu Adam Wandruszka, *Die „Zweite Gesellschaft“ der Donaumonarchie*. In: Heinz Siegert (Hg.), *Adel in Österreich*, Wien 1971, S. 56-67.; Geadelte großbürgerliche Familien befanden sich auf einem gewissen finanziellen Niveau und waren meist wirtschaftlich unabhängig. Sie ahmten den Lebensstil der eigentlichen Aristokratie nach. Der Besitz eines eigenen Stadthauses bzw. einer Großwohnung, mehrere Hausangestellte, die Sommerfrische sowie standesgemäßer gesellschaftlicher Umgang zeichneten eine großbürgerliche Lebensform aus. Des Weiteren wurde großes Augenmerk auf Bildung und Ausbildung der Kinder gelegt, der Sinn für Familie und Traditionen wurde hochgehalten, und Wohltätigkeit sowie Weltgewandtheit und Internationalität spielten eine große Rolle.

<sup>8</sup> Zur Familie Lieben siehe Marie-Theres Arnbom, *Friedmann, Gutmann, Lieben, Mandl und Strakosch. Fünf Familienporträts aus Wien vor 1938*, Wien/Köln/Weimar 2002.; Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), *Die Liebens*.

die ersten Jahre des Nationalsozialismus in ihrer Geburtsstadt, bevor sie 1940 eines natürlichen Todes starb. Über 1000 Briefe, die Mathilde Schey/Lieben im Zeitraum zwischen 1872 und 1937 an ihre Cousine Marie Perugia/de Rothschild geschrieben hatte, erlauben besondere Einblicke in die Lebenswelt(en) einer Frau des Wiener jüdischen Großbürgertums und ihrer Familie. Die Briefe geben natürlich vor allem Auskunft über ihre Autorin, Mathilde Schey/Lieben, in geringerem Ausmaß erzählen sie jedoch auch etwas über die Adressatin Marie Perugia/de Rothschild. Die intensive persönliche- und Brieffreundschaft zwischen den beiden bestand von Kindestagen an und wurde bis zum Tod Maries im Jahr 1937 gepflegt und aufrechterhalten. Dass Mathilde und ihre Cousine einen so intensiven Briefkontakt unterhielten, ist nicht weiter verwunderlich: Der Austausch von Briefen war die Kommunikationspraxis des Bürgertums schlechthin. Eine intensive Schreibpraxis wurde vor allem von Frauen gepflegt und war sowohl Ausdruck als auch Produkt der sie umgebenden bürgerlichen Kultur. Teil dieser Kultur und somit Teil des Lebensstils des Bürgertums war eine andauernde private Korrespondenz, welche über den bloßen Austausch von Informationen weit hinausging. Das Verfassen und Empfangen von Briefen gehörte im 19. Jahrhundert „zum guten Ton des gesellschaftlichen Lebens“<sup>9</sup> – dementsprechend war der regelmäßige Austausch von Briefen zwischen Verwandten, Freunden und Bekannten typisch für die Angehörigen des Bürgertums.

Dass die etwas mehr als 1000 Briefe von Mathilde an Marie in großteils sehr gutem Zustand heute noch erhalten und mittlerweile den Beständen des Rothschild Archivs in London eingegliedert wurden, ist Maries Nachfahren zu verdanken: diese verwahrten die in deutscher Sprache und Kurrentschrift verfassten Schriftstücke zunächst im familieneigenen Privatarchiv und übergaben sie im Jahr 2001 dem Rothschild Archiv. Die Analyse dieses einmaligen, noch in keiner Weise bearbeiteten Privatbriefbestandes bringt wichtige Erkenntnisse über geschlechts-, aber auch generationsspezifische (jüdische) großbürgerliche Alltagserfahrungen, Lebenspraktiken und Verhaltensweisen.

---

150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004.; Gudrun Haindl, Die Familie von Lieben. Eine Untersuchung zum Heiratsverhalten des jüdischen Großbürgertums in Wien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Unveröffentlichte Diplomarbeit, Wien 1996.

<sup>9</sup> Rainer Baasner, Briefkultur im 19. Jahrhundert. Kommunikation, Konvention, Postpraxis. In: Rainer Baasner (Hg.), Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999, S. 1-36, hier S. 14.

Nachdem die seit den 1980er Jahren florierende Bürgertumsforschung das jüdische Bürgertum bis in die späten 1990er Jahre fast vollständig ignorierte,<sup>10</sup> erschienen in den letzten Jahren einige Studien, in denen auch kulturgeschichtliche Fragestellungen berücksichtigt wurden.<sup>11</sup> Ein Standardwerk zur Verbürgerlichung der deutschen Juden im 19. Jahrhundert hat Simone Lässig mit ihrer 2004 veröffentlichten Studie „Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg“ geliefert. Sie untersucht darin den Zeitraum von der Emanzipation in den 1780er-Jahren bis zur deutschen Reichsgründung 1871, wobei sie sich auf die vor 1840 geborenen Juden konzentriert. Lässigs zentrale These lautet, dass die staatlichen Emanzipationsvorgaben den Veränderungswillen der Juden und den erfolgten Wandel nicht ausreichend erklären, sondern dass diese auf Mobilisierungsfaktoren beruhen, die aus dem Judentum selbst stammen.<sup>12</sup> Weitere Forschungen zur breiten Bürgertumsschicht, die vor allem frauen- und geschlechtergeschichtliche Aspekte in den Vordergrund rücken, stammen von Paula E. Hyman<sup>13</sup> und Marion A. Kaplan.<sup>14</sup> Insbesondere Kaplans Studie „The Making of the Jewish Middle Class“ avancierte zu einem Standardwerk, in welchem sie die These aufstellt, dass Frauen an der „Schaffung“ des jüdischen Bürgertums maßgeblich beteiligt waren, indem sie einerseits um die Anpassung an die Kultur und Lebensformen der bürgerlichen Umwelt bemüht und andererseits für die Bewahrung einer jüdischen Identität verantwortlich waren.<sup>15</sup> Frauen- und geschlechtergeschichtliche Ansätze werden auch von Monika Richarz verfolgt, die beispielsweise das Kapitel „Frauen in Familie und Öffentlichkeit“ im dritten Band der Überblicksdarstellung „Deutsch-jüdische Geschichte der Neuzeit“ verfasste.<sup>16</sup>

---

<sup>10</sup> Andreas Gotzmann/Rainer Liedtke/Till van Rahden, Einleitung. In: Gotzmann u.a., Juden, S. 1-7, hier S. 5.

<sup>11</sup> Vgl. z. B. Andreas Hopp, Jüdisches Bürgertum in Frankfurt am Main im 19. Jahrhundert (= Frankfurter Historische Abhandlungen, 38), Stuttgart 1997.; Elisabeth Kraus, Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.; Gotzmann u.a., Juden.

<sup>12</sup> Simone Lässig, Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert (= Bürgertum Neue Folge. Studien zur Zivilgesellschaft, 1), Göttingen 2004.

<sup>13</sup> Paula E. Hyman, Gender and Assimilation in Modern Jewish History: The Roles and Representations of Women, Seattle 1995.

<sup>14</sup> Siehe dazu Marion A. Kaplan, Freizeit – Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870-1914. In: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 77), Göttingen 1988, S. 157-174. ; Dies., Tradition and Transition. Jewish Women in Imperial Germany. In: Judith R. Baskin (ed.), Jewish Women in Historical Perspective, Detroit 1998, S. 227-247.; Dies./Deborah Dash Moore, (ed.), Gender and Jewish History, Bloomington 2011.

<sup>15</sup> Marion A. Kaplan, The Making of the Jewish Middle Class. Women, Family, and Identity in Imperial Germany, New York 1991. Deutsche Übersetzung: Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich (= Studien zur jüdischen Geschichte, 3), Hamburg 1997.

<sup>16</sup> Monika Richarz, Frauen in Familie und Öffentlichkeit. In: Lowenstein u.a., Integration, S. 69-100.

Alltagserfahrungen, auch von Frauen, und qualitative Aspekte des alltäglichen Lebens werden in der 2003 erschienenen und von Marion Kaplan herausgegebenen „Geschichte des jüdischen Alltags“ hervorgehoben, womit die deutsch-jüdische Geschichtsschreibung um eine wichtige Dimension erweitert wurde.<sup>17</sup> Der 2006 erschienene Sammelband „Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte“, herausgegeben von Kirsten Heinsohn und Stefanie Schüler-Springorum, fasst Studien zum 19. und 20. Jahrhundert zusammen, die den Blick auf Frauen und Geschlecht in der deutsch-jüdischen Geschichte aus verschiedenen Perspektiven richten.<sup>18</sup>

Der Prozess der Verbürgerlichung der Juden, und insbesondere die Partizipation von Frauen, deren Alltagserfahrungen, Handlungsräume und -möglichkeiten wurden für die Stadt Wien und hier für die soziale Schicht des Großbürgertums in der Forschung bisher noch wenig beachtet.<sup>19</sup> Über die Frauen der berühmten Wiener Familien Schey und Lieben ist bis auf vereinzelte Erwähnungen wenig bis gar nichts in der Sekundärliteratur zu finden. So widmete beispielsweise das Wiener Stadt- und Landesarchiv der Familie Schey im Jahr 2007 eine Kleinausstellung, in deren Zentrum Mathildes Vater Friedrich, seine wirtschaftlichen Aktivitäten sowie sein kulturelles Engagement standen. Im dazu erschienenen Ausstellungskatalog werden die weiblichen Familienmitglieder aber vor allem im Zusammenhang mit ihren Ehemännern erwähnt.<sup>20</sup> Marie-Theres Arnbom widmet Mathilde Lieben in ihrer Studie „Friedmann, Gutmann, Lieben, Mandl, Strakosch. Fünf Familienporträts aus Wien vor 1938“ etwas mehr Raum<sup>21</sup> – die von ihr angeführten Informationen stammen aber vornehmlich aus den unveröffentlichten Lebenserinnerungen von Mathildes Sohn Fritz Lieben.<sup>22</sup> Die Familie Lieben, in welche Mathilde im Jahr 1887

---

<sup>17</sup> Kaplan, Geschichte.

<sup>18</sup> Heinsohn/Schüler-Springorum, Geschichte.

<sup>19</sup> Zur Geschichte der Wiener Juden im 19. und 20. Jahrhundert siehe Marsha L. Rozenblit, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität (= Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, 11), Wien/Köln/Graz 1988.; Steven Beller, Wien und die Juden 1867-1938 (= Böhlaus zeitgeschichtliche Bibliothek, 23), Wien/Köln/Weimar 1993.; Robert S. Wistrich, Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs (= Anton Gindely Reihe zur Geschichte der Donaumonarchie und Mitteleuropa, 4), Wien/Köln/Weimar 1999.; Klaus Hödl, Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert (= Schriften des Zentrums für Jüdische Studien, 9), Innsbruck/Wien/Bozen 2006.; Albert Lichtblau, Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn – Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart. In: Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger (Hg.), Geschichte der Juden in Österreich (= Österreichische Geschichte, 15), Wien 2006, S. 447-565.

<sup>20</sup> Altfahrt, Familie Schey.

<sup>21</sup> Arnbom, Friedmann, S. 196-205.

<sup>22</sup> Fritz Lieben, Aus der Zeit meines Lebens. Erinnerungen von Fritz Lieben, Unveröffentlichtes Manuskript, Wien 1960.

einheiratete, stand 2004/2005 im Zentrum einer Ausstellung des Jüdischen Museums Wien. Auch in der dazu erschienenen Publikation findet Mathilde beispielsweise nur kurz Erwähnung.<sup>23</sup>

In die Richtung des Forschungsinteresses der vorliegenden Dissertation gehen folgende Studien, die bezeichnenderweise im sozialen Umfeld der Familien Schey und Lieben angesiedelt sind: In Ernst Kobaus 1997 erschienener Untersuchung „Rastlos zieht die Flucht der Jahre...“ stehen zwei Frauen aus dem weiteren Familien- und Bekanntenkreis der Liebens, nämlich Josefine und Franziska von Wertheimstein, im Mittelpunkt.<sup>24</sup> Kobau unternimmt darin eine Darstellung von Aspekten großbürgerlichen Frauenlebens anhand des Briefwechsels zwischen den Damen Wertheimstein und dem mit ihnen in enger Verbindung stehenden Dichter Ferdinand von Saar. Der Verwandtschaftskreis der großbürgerlichen Familien Auspitz, Gomperz, Lieben, Todesco und Wertheimstein steht auch im Mittelpunkt der 2003 erschienenen kultur- und literaturgeschichtlich ausgerichteten Studie „Literatur und Bürgertum“ von Karlheinz Roszbacher.<sup>25</sup> Die Frauen der Familien und durchaus auch deren spezifische Lebenswelten werden in die Untersuchung schlaglichtartig eingeflochten, ausführlichere Betrachtung erhalten vor allem Josefine und Franziska von Wertheimstein.

Die Bereiche der wohltätigen Frauenvereine, der Mädchenarbeit und -bildung sowie der weiblichen Berufstätigkeit werden von Elisabeth Malleier in ihrer 2003 erschienenen Studie „Jüdische Frauen in Wien 1816-1938“ untersucht, in der sie auf die Pionierstellung verweist, welche jüdische Frauen auf diesen Gebieten einnahmen.<sup>26</sup> Identitäten und Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien von der Jahrhundertwende bis 1938 stehen im Mittelpunkt der 2008 erschienenen Studie „Zwischen Ost und West. Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien“ von Michaela Raggam-Blesch.<sup>27</sup> Die auf autobiographischen Selbstzeugnissen beruhende Untersuchung macht deutlich, wie unterschiedlich und oft gegensätzlich die Identitäten und deren Konstruktionen von sogenannten „Ostjüdinnen“ und „Westjüdinnen“ in Wien aufgrund ihrer Herkunft und

---

<sup>23</sup> Fuks/Kohlbauer, Die Liebens, S. 44, S. 64.

<sup>24</sup> Ernst Kobau, Rastlos zieht die Flucht der Jahre... Josefine und Franziska von Wertheimstein und Ferdinand von Saar, Wien/Köln/Weimar 1997.

<sup>25</sup> Karlheinz Roszbacher, Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle (= Literatur und Leben, 64), Wien/Köln/Weimar 2003.

<sup>26</sup> Elisabeth Malleier, Jüdische Frauen in Wien 1816 – 1938. Wohlfahrt – Mädchenbildung – Frauenarbeit, Wien 2003.

<sup>27</sup> Michaela Raggam-Blesch, Zwischen Ost und West. Identitätskonstruktionen jüdischer Frauen in Wien, Innsbruck/Wien 2008.

Sozialisation sein konnten, welchen ähnlichen Diskriminierungen sie aber aufgrund ihres Geschlechts und ihrer Religion ausgesetzt waren.

Bestehende Forschungen zur Briefkultur bzw. im Speziellen zu Frauenbriefen wurden in einer im Jahr 2003 von Christa Hämmerle und Edith Saurer herausgegebenen Studie zusammengefasst.<sup>28</sup> Monika Bernold und Johanna Gehmacher zeigen darin beispielsweise auf, welche Bedeutung der Kult der Brieffreundschaft im 19. und 20. Jahrhundert für Frauen annehmen konnte und welche Forschungsperspektiven Privatbriefe als Quellen eröffnen.<sup>29</sup> Auch Eva Labouvie betont in dem 2009 herausgegebenen Sammelband „Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation“ den Wert des Frauenbriefes als Quelle zur Erschließung weiblicher Lebenswelten und des weiblichen Alltags.<sup>30</sup>

## 1.2 Methodik und Quellen

Methodische Verfahren, mit denen sich die Alltagsgeschichte vielfach befasst und mit denen Alltagsleben, aber auch Lebensweisen rekonstruierbar sind, werden unter dem Stichwort „Mikrogeschichte“ diskutiert. Die Konzentration liegt bei mikrogeschichtlichen Untersuchungen auf einem begrenzten Beobachtungsfeld für historische Rekonstruktionen und Interpretationen, wodurch eine qualitative Erweiterung der historischen Erkenntnisperspektiven ermöglicht wird. Aus Informationsbruchstücken aus einem möglichst breiten Spektrum historischer Texte kann ein komplexes Netzwerk von Beziehungen rekonstruiert werden, die sich auf Personen im Kontext ihrer sozialen, ökonomischen, kulturellen und politischen Verhältnisse beziehen.<sup>31</sup> Im Vordergrund steht also die detaillierte Analyse von jenen Quellen mit Bezug auf einzelne Individuen oder kleinere soziale Gruppen, welche einen möglichst unmittelbaren Zugriff auf individuelle und kollektive Deutungen, Wertungen oder soziales Wissen ermöglichen. Durch eine solche

---

<sup>28</sup> Christa Hämmerle/Edith Saurer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute (= L'Homme Schriften, 7), Wien/Köln/Weimar 2003.

<sup>29</sup> Monika Bernold/Johanna Gehmacher, „Mittwochsmonologe“ – Ein Freundinnenbriefwechsel um 1900. Politische, soziale und kulturelle Kontexte. In: Hämmerle/Saurer, Briefkulturen, S. 113-131.

<sup>30</sup> Eva Labouvie (Hg.), Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation, Köln/Weimar/Wien 2009.

<sup>31</sup> Hans Medick, Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 94-109, hier S. 98.

Herangehensweise können besser begründete Aussagen über historische Abläufe und Gegebenheiten in größeren Zusammenhängen getroffen werden.<sup>32</sup>

Voraussetzung für ein mikrohistorisches Verfahren ist das konzeptuelle Vorverständnis derjenigen Kultur und der sozialen Beziehungen, die zu untersuchen sind. Nur dann gerät durch die möglichst vielseitige und genaue Durchleuchtung historischer Besonder- und Einzelheiten – vor allem auf der Ebene der Alltäglichkeit menschlichen Verhaltens – eine Gleichzeitigkeit kultureller, sozialer, ökonomischer und politischer Momente in den Blick. Damit werden neue Einsichten in die Beschaffenheit historischer Handlungs- und Ereigniszusammenhänge eröffnet.<sup>33</sup> Mikrogeschichtliche Studien können demnach für die Gesamtheit der Individuen des untersuchten Bereichs die Wechselbeziehung kultureller, sozialer, ökonomischer und politisch-herrschaftlicher Momente als lebensgeschichtlichen Zusammenhang verdeutlichen.<sup>34</sup>

Mithilfe von Einzelfallstudien können beispielsweise Erkenntnisse darüber gewonnen werden, wie veränderte Strukturen und kulturelle Wandlungen individuelle und kollektive Erfahrungen beeinflussen und wie einzelne Menschen sich einen Platz in der Gesellschaft geschaffen haben.<sup>35</sup> In diesem Sinne ist die folgende Untersuchung in weiten Zügen auch als Einzelfallstudie angelegt, um zu ergründen, wie die „vorgefundene Wirklichkeit“ (strukturelle und kulturelle Veränderungen, Prozesse des sozialen Aufstiegs, der Verbürgerlichung und der Modernisierung) die subjektiven Erfahrungen und den Alltag einer Frau des jüdischen Großbürgertums gestaltete. Das „begrenzte Beobachtungsfeld“ ist Mathilde Schey/Lieben sowie ihr enger und weiter Familien- und Bekanntenkreis, der zu einem Großteil aus Angehörigen der Wiener jüdischen Oberschicht des 19. und 20. Jahrhunderts bestand. Nicht nur der alltags- und frauengeschichtliche, sondern auch der geschlechtergeschichtliche Aspekt steht im Zentrum der Analyse: durch Vergleiche mit den männlichen Akteuren werden die sozialen Beziehungen zwischen den Geschlechtern sowie kulturelle Konstrukte und die gesellschaftliche Herausbildung von Auffassungen über Geschlechterrollen untersucht.<sup>36</sup>

---

<sup>32</sup> Winfried Schulze, Einleitung. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 6-18, hier S. 9.

<sup>33</sup> Medick, Geschichte. In: Alltagskultur, S. 98f.

<sup>34</sup> Hans Medick, Mikro-Historie. In: Schulze, Sozialgeschichte, S. 40-53, hier S. 44f.

<sup>35</sup> Diese alltagsgeschichtliche Herangehensweise steht auch im Vordergrund bei Marion Kaplan (Hg.), Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003.

<sup>36</sup> Siehe dazu den noch immer als Standardwerk zur Frauen- und Geschlechtergeschichte geltenden Aufsatz von Joan W. Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: American Historical Review 91/1986, 1053-

Ein häufig diskutierter und von Kritikern alltags- und mikrogeschichtlicher Methoden vorgebrachter Einwand ist freilich, dass eine historische Studie, die sich auf der Mikroebene einzelner Personen oder eines Familienverbandes bewegt – also ein „mikrohistorisch erschlossener Einzelfall“ – im Lichte statistischer Repräsentativitätskriterien ein bloßer Ausnahme- und Grenzfall ist.<sup>37</sup> Dies mag zutreffen, muss den qualitativen Erkenntnisgewinn für die Geschichtswissenschaft darum aber nicht zwingend schmälern oder entwerten. Vielmehr kann so ein Einzelfall durch seine vertiefenden und kontextualisierenden Untersuchungen historischer Zusammenhänge Einblicke hinter die Oberfläche historischer Erscheinungen bieten und gestattet damit einen neuen Blick auf das in der Geschichte menschlich Mögliche.<sup>38</sup> Mit einem entwertenden Urteil hatten und haben nicht nur alltags- und mikrohistorische Studien zu kämpfen, sondern auch jene, welche die Präsenz und die Rolle von Frauen zum Gegenstand haben. Gegen diese leider manchmal noch immer vorherrschende Tendenz schreibt Anna Davin an, wenn sie für lokale Studien oder Untersuchungen spezifischer Gruppen plädiert, „weil sie unsere Kenntnisse erweitern und weil sie zu einem geschlechtsorientierten historischen Verständnis bei denen beitragen, die sie aus einem lokalen oder gruppenspezifischen Interesse lesen.“<sup>39</sup>

Mit dem Terminus des „außergewöhnlich Normalen“<sup>40</sup> benannte der italienische Historiker Eduardo Grendi bereits in den 1970er Jahren das Charakteristikum mikrohistorischer Untersuchungen und meinte damit durchaus positiv die spezifische Aussagekraft außergewöhnlicher Quellen. Er legte überzeugend dar, dass die von solchen Quellen ausgehenden Rekonstruktionen wesentlich zur Erhellung alltäglicher und normaler, doch in (anderen) Quellen gewöhnlich verschwiegener Sachverhalte, Handlungen und Ereignisse beitragen.<sup>41</sup> Der mikroskopische Blick beispielsweise auf Einzelpersonen über „außergewöhnliche Quellen“ wie Briefe, Tagebücher und dergleichen macht

---

1075. Siehe auch Gianna Pomata, Close-Ups and Long Shots: Combining Particular and General in Writing the Histories of Women and Men. In: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft 5), Göttingen 1998, S. 99-124.

<sup>37</sup> Medick, Geschichte, S. 102.; Vgl. auch Peter Borscheid, Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? (1986). In: Wolfgang Hardtwig (Hg.), Über das Studium der Geschichte, München 1990, S. 389-407, hier S. 399f.

<sup>38</sup> Medick, Geschichte, S. 102.

<sup>39</sup> Anna Davin, Frauen und Alltagsgeschichte. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 37-58, hier S. 48.

<sup>40</sup> Eduardo Grendi, Micro-analisi e storia sociale. In: Quaderni Storici 35 (1977), S. 506-520. Zitiert nach Medick, Geschichte, S. 107, Anm. 23.

<sup>41</sup> Medick, Geschichte, S. 102.

Besonderheiten, Viel- und Mehrschichtigkeiten sowie Ungewöhnlichkeiten erst sichtbar. Vor allem das Persönliche und individuelle Variationen, die mit Fragen nach dem Geschlecht, Milieu, Mentalitäten und Identitäten zusammenhängen, können vielfach nur auf der Mikroebene erschlossen werden.<sup>42</sup> Die makrogeschichtliche Forschung darf dabei allerdings nicht aus den Augen verloren werden – es braucht sowohl das Mikro- wie auch das Teleskop. Das Lokale muss in seinen weiteren Zusammenhang gestellt werden und auch die Geschichte der Frauen muss in Bezug auf die Männer verstanden werden.<sup>43</sup> Nur so können mikro- und alltagsgeschichtliche – genauso wie frauen- und geschlechtergeschichtliche – Untersuchungen die Gesichtspunkte der hegemonialen Geschichtsschreibung bereichern und verändern.<sup>44</sup> Oder – wie es Peter Borscheid formulierte – „der Sprung nach vorne“ ist der Alltagsgeschichte nur dann geglückt, wenn sie die „große“ und die „kleine“ Welt verknüpft und wenn ihr die Verbindung der alltäglichen Lebensbedingungen im Kleinen und der gesamtgesellschaftlichen Strukturen im Großen gelingt.<sup>45</sup>

Die Quellenlage für das Leben und die Lebenswelt Mathilde Scheys/Liebens ist hervorragend und vor allem durch Ego-Dokumente wie Privatbriefe geprägt, welche als Quellen für eine alltags- und mikrogeschichtlich ausgerichtete Untersuchung besonders interessant und wertvoll sind.<sup>46</sup> Zur Besonderheit solcher historischen Dokumente, die trotz oder vielmehr durch ihren mikro- und partikulargeschichtlichen Charakter auch die hegemoniale Geschichtsschreibung beeinflussen, stellt Nikola Langreiter fest: „Private Korrespondenz dokumentiert ein Stück Alltag, damit trägt sie zur Wahrnehmung historischer Gesamtwirklichkeit bei [...]“.<sup>47</sup> Winfried Schulze betont des Weiteren, dass innerhalb der Kategorie „Ego-Dokumente“ private Briefe als eine Quellengattung gelten, die „eine

---

<sup>42</sup> Vgl. Kaplan, Geschichte, S. 9.

<sup>43</sup> Davin, Frauen, S. 55.

<sup>44</sup> Siehe dazu auch Pomata, Close-Ups.; Des Weiteren Davin, Frauen.

<sup>45</sup> Borscheid, Alltagsgeschichte, S. 400f.

<sup>46</sup> Vgl. Elisabeth Kraus, Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999, S. 75f.

<sup>47</sup> Nikola Langreiter, „... greif´ zur Feder wieder, schreib´, ach schreibe nur ein Wort...“ Mit Liebesbriefen in den Geschichtsunterricht. In: Peter Eigner/Christa Hämmerle/Günter Müller (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (= Konzepte und Kontroversen, 4), Innsbruck/Wien/Bozen 2006, S. 46-62, hier S. 60.

Annäherung an die „Privatheit“ eines Menschen, an sein Denken und Wissen, seine Gefühle und Motivationen, seine Wahrnehmungen und Erfahrungen ermöglicht.“<sup>48</sup>

Der Hauptquellenkorpus von 1031 Briefen aus der Feder Mathildes an ihre Cousine Marie kann aufgrund der folgenden Aspekte durchaus als einmalige „Kostbarkeit“ bezeichnet werden: **Erstens** wurden die Briefe zwischen 1872 und 1937 verfasst – der Entstehungszeitraum erstreckt sich also über fünf Jahrzehnte, in denen nicht nur die jüdische, sondern auch die allgemeine Geschichte von strukturellen und kulturellen, politischen und gesellschaftlichen Veränderungen geprägt ist. Diese „äußeren“ Prozesse und Ereignisse fanden in verschiedenster Form auch in der Schriftlichkeit des privaten Briefes ihren Niederschlag und persönliche sowie milieuspezifische Wahrnehmungen, Einschätzungen, Wertungen und Deutungen treten zuweilen deutlich hervor. **Zweitens** entstanden die Schriftstücke in unterschiedlichen Lebensphasen und -zusammenhängen der Autorin und können somit auch als Zeugnisse geschlechts- und generationspezifischer (jüdischer) Alltagserfahrungen und Lebenspraktiken gelesen werden. Sie sind Quellen für die Auseinandersetzung mit Handlungsräumen und Ich-Entwicklungen einer bestimmten Frauengeneration in ihrem sozialen Umfeld.<sup>49</sup> **Drittens** bieten sich Mathildes Briefe zur Untersuchung weiblicher sowie geschlechtsspezifischer Lebenswelten förmlich an, da auch Aspekte der Lebenswelten und des Alltags ihrer männlichen Verwandten und Bekannten thematisiert werden. Dies ermöglicht Vergleiche, durch welche die Fragestellungen bezüglich der Frauen und geschlechterspezifische Differenzen erhellt werden können.<sup>50</sup> **Viertens** kann der Briefbestand auf jeden Fall als privat, teils sogar als sehr intim und persönlich bezeichnet werden und ist Ausdruck einer Frauenfreundschaft sowie deren Kommunikationsform.<sup>51</sup> Durch den intimen und persönlichen Charakter treten die in ihm präsenten historischen Individuen auf besondere Weise aus dem Dunkel der Geschichte: Emotionen, Vorstellungen, Wünsche, Gedanken und Wahrnehmungen, über welche Historiker und Historikerinnen oft nur vage Vermutungen und Spekulationen anstellen

---

<sup>48</sup> Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“. In: Winfried Schulze (Hg.) Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 11-30, hier S. 21.

<sup>49</sup> Bernold/Gehmacher, „Mittwochsmonologe“, S. 127.

<sup>50</sup> Zu den männlichen Lebenswelten werden neben den Briefen vor allem Sekundärliteratur und punktuell andere Egodokumente aus der Familie herangezogen wie Altfahrt, Friedrich Schey.; Fuks/Kohlbauer, Liebens.; Lieben, Zeit.

<sup>51</sup> Bernold/Gehmacher, „Mittwochsmonologe“, S. 125f.

können, welche aber meist nicht einmal erahnt werden können und im Verborgenen bleiben, treten aus den Briefen teils deutlich hervor.

Briefe sind jedoch, auch wenn sie in zutiefst privaten Zusammenhängen entstehen, nicht nur subjektiv und individuell. Sie folgen immer auch gewissen Konventionen und Mustern und halten sich an Normen der Kulturen, in denen sie entstehen – sie sind demnach auch als kulturelles Konstrukt zu lesen.<sup>52</sup> Briefe weisen – wie jede Quellengattung – eigene „Stärken“ und „Schwächen“ auf. Zu den Schwächen, derer sich Historikerinnen und Historiker bewusst sein müssen, zählen in erster Linie zeitgenössische Plattitüden, ein nostalgischer Rückblick sowie die bewussten und unbewussten Selbstdarstellungen und Motive der Verfasser/Verfasserinnen.<sup>53</sup> Auch müssen immer diverse Selektionsschemata mitgedacht werden: Welche Informationen werden wie und warum übermittelt? Welche Informationen werden nicht übermittelt und warum? Schreibt die Verfasserin/der Verfasser in dem Bewusstsein, dass die Briefe einer gewissen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden? Welche Briefe werden von den schreibenden bzw. empfangenden Personen aufbewahrt und welche nicht? Welche Auswahl treffen die Nachfahren bei der Überlieferung?<sup>54</sup> Bezüglich der Archivierung und Tradierung von aus Frauenhand stammenden Briefen kommt leider noch hinzu, dass diese weitgehend unsystematisch und zufällig passierten. Obwohl Briefwechsel zwischen Frauen eine häufig ausgeübte und in bürgerlichen Zusammenhängen lange bedeutende Kommunikationspraxis waren, erschienen sie (in) einer männerzentristischen Historiographie lange weder der Aufbewahrung noch der Erwähnung wert.<sup>55</sup> Die Berücksichtigung dieser spezifischen „Fallstricke“ des Mediums Privatbrief und die sorgfältige Kontextualisierung der Quellen sind unabdingbar für eine aussagekräftige Analyse und Interpretation. Nur unter diesen Voraussetzungen konnte der reichhaltige, sich über fünf Jahrzehnte erstreckende Briefbestand aus der Feder Mathilde Scheys/Liebens dazu dienen, die historischen Erfahrungen einer Frau ihrer Gesellschaftsschicht in die Gesamtinterpretation nicht nur der jüdischen, sondern auch der hegemonialen Geschichtsschreibung zu integrieren.

Neben den im Londoner Rothschild Archiv archivierten Briefen wurden noch weitere Quellen gesichtet, die sich im Privatbesitz von Mathilde Liebens Nachkommen in Österreich

---

<sup>52</sup> Vgl. Langreiter, Feder, S. 60.

<sup>53</sup> Vgl. Kaplan, Geschichte, München 2003, S. 15.

<sup>54</sup> Siehe dazu Martina Steer, Bertha Badt-Strauss (1885-1970). Eine jüdische Publizistin, Frankfurt/Main 2005, S. 14f.

<sup>55</sup> Vgl. Bernold/Gehmacher, „Mittwochsmonologe“, S. 120.

befinden. Es handelt sich dabei um ein von Mathilde akribisch geführtes Haushaltsbuch aus der Zeit der Jahrhundertwende sowie um ein Gästebuch, dessen erster Eintrag aus dem Jahr 1906 stammt und welches von Mathildes Sohn Fritz Lieben nach dessen Rückkehr aus der Emigration nach Österreich bis in die 1960-er Jahre weitergeführt wurde. Auch diese Arten von Ego-Dokumenten sind alltagsgeschichtlich äußerst relevant, indem sie Einblicke in das private und vor allem auch gesellschaftliche Leben einer Person zulassen und das durch die Briefe gewonnene Bild ergänzen und erweitern können. Eine detaillierte Analyse von Mathildes Haushalts- und Gästebuch hätte den Rahmen der vorliegenden Untersuchung gesprengt und bleibt somit ein Forschungsdesiderat.

Die Begrifflichkeit der Lebenswelt ist in der vorliegenden Studie von zentraler Bedeutung. Wolfgang Gasser hat die Entwicklung und Verwendung des Lebenswelt-Begriffes in der Geschichtswissenschaft in seiner Untersuchung "Erlebte Revolution 1848/49: Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall" erhellend skizziert.<sup>56</sup> Seine Ausführungen werden deshalb überblicksartig übernommen:

Lutz Raphael versteht unter der Anwendung des Begriffs „Lebenswelt“ den Versuch, in der historischen Forschung die konkreten Lebensumstände von Menschen zu beschreiben, ihre Alltagssituationen und kulturellen Praxen zu verstehen, und sich auf diese Weise den historischen Realitäten dieser Menschen zu nähern.<sup>57</sup> Ursprünglich stammt der Begriff der Lebenswelt jedoch nicht aus der Geschichtswissenschaft, sondern aus der Philosophie, wurde dann von den Soziologen Alfred Schütz und Thomas Luckmann übernommen und für ihre Disziplin adaptiert.<sup>58</sup> In der Folge wurde und wird der Begriff Lebenswelt in der empirischen Forschung auf die Beschreibung von Alltagserfahrungen angewandt.

Die Lebenswelt einer einzelnen Person ergibt sich aus intersubjektiven, flexiblen Beziehungen, und wird über räumliche und zeitliche Grenzen definiert. Somit kann eine Person in ihrem Leben zeitlich nacheinander und räumlich nebeneinander in verschiedenen Lebenswelten leben und sich jeweils unterschiedlich definieren.<sup>59</sup> Für Jürgen Habermas

---

<sup>56</sup> Wolfgang Gasser (Hg.), Erlebte Revolution 1848/49: Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall (= Quellenedition des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Bd. 3), Wien/Köln/Weimar 2010, S. 51ff.

<sup>57</sup> Lutz Raphael, Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte heute (= Geschichte und Gesellschaft, 16), Göttingen 1996, S. 165-181, hier S. 174f.

<sup>58</sup> Alfred Schütz/Thomas Luckmann, Strukturen der Lebenswelt (= Soziologische Texte, 82), Darmstadt 1975.

<sup>59</sup> Siehe dazu Gasser, Revolution, S. 51f.

wurde der Lebensweltbegriff ein „Komplementärbegriff zum kommunikativen Handeln“. Demnach sind die Lebenswelten aus der Perspektive der teilnehmenden Personen horizontal vernetzt und zielen auf eine gegenseitige Verständigung ab.<sup>60</sup> Entscheidend bei der Darstellung von Lebenswelten ist der Perspektivenwechsel auf den teilnehmenden Akteur oder die Akteurin. Seine oder ihre Sicht auf den Alltag ist in ein vernetztes System von Lebenswelten eingebunden, das mit der jeweiligen eigenen Lebenswelt durch Kommunikation und Handeln verbunden ist.<sup>61</sup>

Historiker und Historikerinnen rekonstruieren, so Heiko Haumann, die Vorgänge aus der Sicht des Akteurs/der Akteurin in seiner/ihrer Lebenswelt. Dies schließt auch eine Analyse dessen ein, was auf den Akteur oder die Akteurin von außen einwirkt, wie etwa die sozialen Strukturen.<sup>62</sup> Diese sozialen Strukturen stellen eine Bündelung von Lebenswelten dar. Demnach besteht laut Haumann auch kein Gegensatz zwischen individueller Lebenswelt und gesellschaftlicher Struktur, zwischen Mikro- und Makro-Geschichte, sondern die Lebenswelt bildet gleichsam die Schnittstelle, in der sich Individuum und System bündeln. „Das Individuum findet in seiner Lebenswelt eine bestimmte Situation vor, etwa materielle Bedingungen, politisch-gesellschaftliche Verhältnisse, vorherrschende Ideologien. In einer Wechselwirkung mit Natur und Sozialwelt bilden sich in seiner Innenwelt Gefühle, Einstellungen, Wahrnehmungen heraus. Der Mensch verarbeitet auf diese Weise die Außen- und Innenwelt. Er entwickelt bestimmte Denk- und Verhaltensweisen, Handlungen, die die Strukturen möglicherweise ebenso verändern wie seine eigene Innenwelt.“<sup>63</sup>

Da die Anwendung des Lebenswelt-Begriffs ganz generell die Beschreibung von Alltagserfahrungen bedeutet, wurden für die Analyse der Briefquellen, welche die Basis der vorliegenden Studie bilden, verschiedene Definitionen von „Alltag“ angewandt. Hierbei waren vor allem die Überlegungen und Erkenntnisse der wichtigsten Theoretiker in diesem Bereich wie Alf Lüdtke, Peter Borscheid, Hans Medick, Winfried Schulze, Reinhard Sieder, Norbert Elias und Gerhard Jaritz äußerst nützlich.<sup>64</sup> Zentral war die Frage nach spezifisch

---

<sup>60</sup> Jürgen Habermas, Theorie des kommunikativen Handelns. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt am Main 1999, S. 182, 198, 205. Zitiert nach Gasser, Revolution.

<sup>61</sup> Gasser Revolution, S. 52.

<sup>62</sup> Heiko Haumann, Lebensweltlich orientierte Geschichtsschreibung, S. 111. Zitiert nach Gasser, Revolution.

<sup>63</sup> Haumann, Geschichtsschreibung, S. 115. Zitiert nach Gasser, Revolution.

<sup>64</sup> Peter Borscheid, Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen. In: Peter Borscheid/Hans J. Teuteberg (Hg.), Ehe, Liebe Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit (= Studien zur Geschichte des Alltags, 1) Münster 1983, S. 1-14.; Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt

weiblichen Erfahrungen und Wahrnehmungen und nach „weiblicher Identität“. Rollenbilder, Darstellungen, Erwartungen, Selbstwahrnehmung und Positionierung innerhalb der Familie und der Gesellschaft wurden analysiert. Die Untersuchung des weiblichen Alltags zur Beantwortung dieser Fragen stand im Mittelpunkt, wobei folgende Alltagsdefinitionen und -konzepte angewandt wurden:

In einem ersten Schritt erfolgte eine Annäherung an den Alltag von Frauen des jüdischen Großbürgertums über die Lebenswelt und die äußeren Umstände, in denen sich dieser vollzog und von denen dieser beeinflusst wurde.<sup>65</sup> Der Ausgangspunkt einer jeden historischen Studie über das Alltagsleben und –handeln muss, so formuliert es Peter Borscheid, die Welt sein „in die der Gruppeneinzelle hineingeboren wird, in der er den Umgang mit Dingen und Institutionen, die vorgegeben sind, lernt und in der er sich die Grundlagen dieser Welt aneignet, um zu überleben.“<sup>66</sup> Die Arbeit ging demnach von der Kontextualisierung der Quellen und deren Verfasserin aus, da in eine umfassende Analyse selbstverständlich die sozialen Bezugsgruppen eines Individuums genauso wie die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Strukturen miteinbezogen werden müssen.

In einem zweiten Schritt war die Definition von „Alltag“ als privater und persönlicher Raum nützlich, wobei der Fokus auf dem Familienleben, zwischenmenschlichen Beziehungen, Geschlechterrollen und innerfamiliären Ereignissen lag.<sup>67</sup> In diesem Zusammenhang war auch die Frage nach der religiösen Praxis im privaten Raum interessant sowie überhaupt die Frage nach der Bedeutung der Religion im Alltag, die sich bei den wichtigsten Ereignissen im menschlichen Lebenszyklus offenbart.<sup>68</sup> Dazu zählen etwa die Geburt eines Kindes, die Beschneidung eines jüdischen Knaben (Brit Mila), die Bar Mizwa/Bat Mizwa und die Verheiratung der Kinder sowie das Zelebrieren von religiösen Feiertagen und Festen. Diese Ereignisse bestimmten durch ihr regelmäßiges Auftreten nicht

---

Hammerich/Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20), Opladen 1978, S. 22-29.; Gerhard Jaritz (Red.), Mensch und Objekt im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur, Wien 1990.; Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1999.; Hans Medick, Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53.; Winfried Schulze, Einleitung. In: Schulze, Sozialgeschichte, S. 6-18.; Reinhard Sieder, Alltagsgeschichte. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs (= Schriften des Instituts für Österreichkunde, 61), Wien 1998, S. 6-20.

<sup>65</sup> Vgl. Bergmann/Thurn, Alltag, S. 239.; Hans-Werner Goetz, Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie – Methoden – Bilanz der Forschung. In: Jaritz, Mensch, S. 67-101, hier S. 73.

<sup>66</sup> Borscheid, Plädoyer, S. 8.

<sup>67</sup> Vgl. Elias, Begriff, S. 22-29.

<sup>68</sup> Borscheid, Plädoyer, S. 10.

nur den individuellen, sondern auch den Alltag einer Gemeinschaft elementar mit.<sup>69</sup> Hierbei waren auch Definitionen von Alltag als „Stabilität“, „Beständigkeit“ und „Wiederholung“ im menschlichen Leben anwendbar.<sup>70</sup> Die methodischen Schwierigkeiten, die sich bei der Untersuchung der religiösen Praxis der jüdischen Familie im ausgehenden 19. und 20. Jahrhundert ergeben, decken sich mit den oben erläuterten Spezifika alltags- und mikrohistorischer Studien. Autobiographische Texte, zu denen auch Privatbriefe gehören, sind zwar die wichtigsten Zeugnisse des religiösen Alltags, doch machen sie immer nur punktuelle Angaben, die nicht einfach verallgemeinert werden können, aber dennoch – zumindest für das jeweilige Milieu – relevant sind.<sup>71</sup>

Des Weiteren wurden Aspekte des alltäglichen Lebens wie persönliche Deutungen, Bewertungen, Emotionen und Mentalitäten hervorgehoben. Die Akzentverlagerung auf diese subjektiven Momente der Geschichte – also auf die Art und Weise, wie Menschen die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen erlebten, bewerteten und wie sie reagierten – macht ein alltagsgeschichtlicher Ansatz erst möglich.<sup>72</sup> Die Frage, wie Mathilde Schey/Lieben ihre Welt und die darin geschehenden Ereignisse deutete, einschätzte und zu einer aktiv Handelnden wurde, war zentral.<sup>73</sup> Damit verbunden ist der Themenschwerpunkt „jüdische Identität“: wie wurde der Spagat zwischen dem Bewahren jüdischer Eigenständigkeit und Identität einerseits und Akkulturation<sup>74</sup> und Weltoffenheit

---

<sup>69</sup> Goetz, Geschichte, S. 75.

<sup>70</sup> Vgl. Borscheid, Plädoyer.; Vgl. Lüdtke, Einleitung, S. 9-48.

<sup>71</sup> Monika Richarz, Der jüdische Weihnachtsbaum. Familie und Säkularisierung im deutschen Judentum des 19. Jahrhunderts. In: Miriam Gillis-Carlebach/Barbara Vogel (Hg.), "... und so zogen sie aus: ein jeder bei seiner Familie und seinem Vaterhaus" (4. Moses 2, 34). Die vierte Joseph-Carlebach-Konferenz. Familie im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, Hamburg 2000, S. 63-78, hier S. 65.

<sup>72</sup> Borscheid, Alltagsgeschichte, S. 400.

<sup>73</sup> Dafür, dass einzelne Menschen in ihrer jeweiligen Welt durch alltägliche Praktiken, Verhaltensweisen und (Selbst-) Deutungen zu aktiv Handelnden werden, prägte der Alltagshistoriker Alf Lüdtke den Begriff „Eigensinn“. Siehe dazu Lüdtke, Alltagsgeschichte. Des Weiteren Alf Lüdtke, Geschichte und Eigensinn. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 139-153.

<sup>74</sup> Der Begriff der „Akkulturation“ gilt in der jüdischen Historiographie genauso wie jener der „Assimilation“ mittlerweile zwar als überholt, wird in Ermangelung einer adäquaten Alternative in der vorliegenden Studie aber trotzdem in der Definition von Marsha L. Rozenblit verwendet. Sie beschreibt „Akkulturation“ als die kulturelle Anpassung an die umgebende Kultur und Gesellschaft sowie die Annahme ihres Kulturverständnisses und Lebensstils – aber in Gemeinschaft mit anderen Juden. Das Ergebnis dieser Entwicklung waren eigene jüdisch-bürgerliche Gesellschaftsformen und Verhaltensweisen. Siehe dazu Rozenblit, Juden, S. 194.; Kritiker der Begriffe „Akkulturation“ und „Assimilation“ bemerken, dass diese erstens undifferenziert verwendet werden und zweitens in der Regel eine Anpassung der jüdischen Minderheit an eine fixierte Mehrheitskultur implizieren. Durch die Verwendung dieser Begriffe würden die im Judentum selbst schlummernden Potenziale einerseits ignoriert und die Vorstellung von den Veränderungen unterdrückt, welche die vermeintlich fixierte „Umgebungskultur“ durch die Akkulturation durchmacht. Siehe dazu Uffa Jensen, Rezension zu: Lässig, Simone:

andererseits gemeistert? Diese Frage betraf natürlich nicht nur das österreichische, sondern das gesamte europäische Judentum. Von großem Interesse war die Frage, was die Zugehörigkeit zum Judentum für eine Frau des Großbürgertums an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und darüber hinaus bedeutete.<sup>75</sup>

Eine weitere Frage betraf die kulturelle Praxis in der Welt des jüdischen Großbürgertums. Die Bereiche der Erziehung und Bildung von Mädchen und Frauen im Vergleich zu jener von Buben und Männern wurden näher untersucht, und auch inwieweit Frauen als „Kulturkonsumentinnen“ auftraten (Literatur, Musik, Theater, Zeitung). In diesem Zusammenhang spielte auch die Frage nach der Freizeitgestaltung und nach weiblicher Geselligkeit eine große Rolle.<sup>76</sup>

Mathildes Briefe an ihre Cousine Marie zeichnen ein Bild von einem großen familiären und gesellschaftlichen Netzwerk, das auch durch gezielte, teils innerfamiliäre Eheschließungen zustande kam. Es wird deutlich, dass die Verwandtschaft als soziales Auffangnetz fungierte und dass Hilfe von den wohlhabenden Familienmitgliedern geradezu eingefordert wurde. Die Briefe boten und bieten für zukünftige Untersuchungen also reichhaltiges Material, um diese Netzwerke und das europaweit gespannte Umfeld der Damen Schey (Lieben)/ Perugia (Rothschild) zu analysieren.

Die 1031 Briefe, welche als Hauptquellen für die vorliegende Untersuchung herangezogen wurden, wurden in einem ersten Schritt chronologisch gelesen und zum Großteil fast vollständig transkribiert. In einem zweiten Schritt wurde anhand der oben erläuterten Alltagsdefinitionen eine Datenbank konzipiert, in welche jeder Brief aufgenommen und entsprechend seinem Inhalt eingetragen wurde. Einerseits ermöglichte diese Datenbank die Auswertung der transkribierten Schriftstücke nach den oben dargelegten Fragestellungen und andererseits die statistische Analyse des äußerst umfangreichen Quellenbestandes nach unterschiedlichen Gesichtspunkten (siehe Kapitel 2). Wie oben erläutert, sind autobiographische Texte wie Privatbriefe bezüglich ihres Inhaltes in der Regel nicht als quantifizierbare Quellen einzustufen, da sie oftmals nur punktuelle Angaben machen. Eine Auswertung nach qualitativen Methoden ist deshalb sinnvoller und

---

*Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg. Göttingen 2004.* In: H-Soz-u-Kult, 28.09.2005, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2005-3-191>, 11.6.2013, 14:00.

<sup>75</sup> Siehe dazu Kaplan, *Geschichte*, S. 12f.

<sup>76</sup> Siehe dazu Kaplan, *Bürgertum*, S. 167-187.

besser anwendbar.<sup>77</sup> Trotzdem wurden die der folgenden Untersuchung zugrunde liegenden Quellen im Rahmen der Möglichkeiten auch statistisch ausgewertet. Der erzählerischen Darstellungsform wurde somit eine analytische Aufbereitung des Quellenmaterials vorangestellt und der qualitative Ansatz wurde mit dem quantitativen bewusst verbunden.<sup>78</sup> Die statistische Analyse ist vor allem hinsichtlich der großen Anzahl an Schriftstücken und der in unterschiedlichen Zeiträumen vorherrschenden Themen äußerst aufschlussreich.

## 2. *Dass ich fast doppelt so viele schreib, als ich erhalte* – Quantitative Auswertung der Briefe

Wie viele Briefe Mathilde Schey/Lieben zwischen 1872 und 1937 wirklich an ihre Cousine Marie Perugia/de Rothschild geschrieben hat, lässt sich heute nicht mehr feststellen. Den Weg in das Archiv nach London schafften insgesamt 1031 Schriftstücke, bei denen es sich zum Großteil um Briefe und vereinzelt um Karten handelt. Die Analyse der Briefanzahl ergab, dass aus den Jahren 1879 und 1881 am meisten Schriftstücke erhalten sind, nämlich 128 bzw. 126. Aus den Jahren 1892, 1894, 1895, 1900, 1903, 1912, 1916, 1917 und 1918 ist jeweils nur ein Brief erhalten. Aus den Jahren 1883, 1888, 1889, 1890, 1891, 1896 bis einschließlich 1899, 1902 und 1902, 1904 bis einschließlich 1907, 1910, 1911 und 1913 ist kein Schriftstück erhalten.

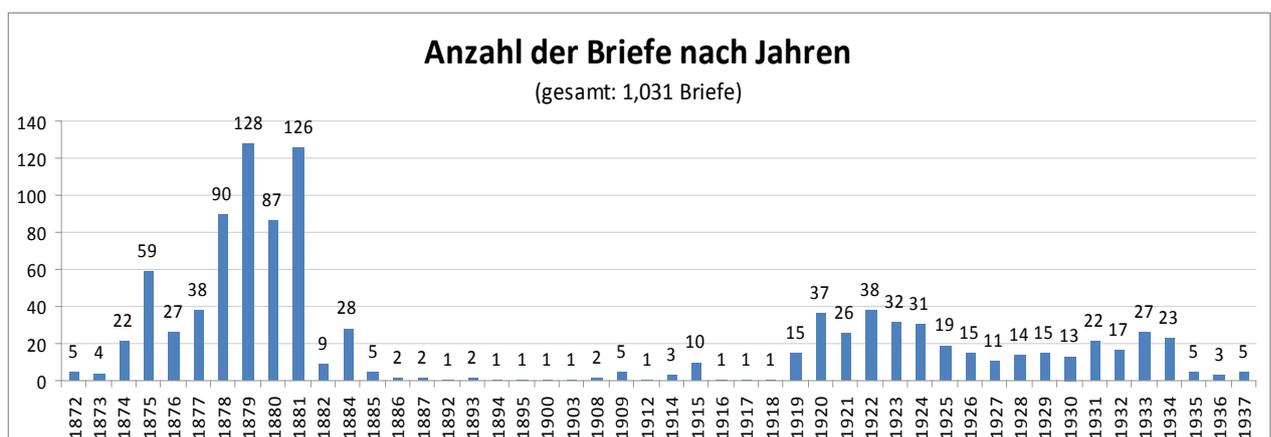


Abbildung 1: Anzahl der Briefe nach Jahren

<sup>77</sup> Vgl. Richarz, Weihnachtsbaum, S. 65.; Zur Methodendiskussion in der Frauen- und Geschlechtergeschichte sowie zum methodischen Umgang mit Briefen, Tagebüchern etc. siehe auch Eva Blimlinger/Ela Hornung, Feministische Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft. In: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven (= Querschnitte, 14), Wien 2003, S. 127-142.

<sup>78</sup> Siehe dazu Borscheid, Alltagsgeschichte, S. 402f.

Über die Gründe für die spärliche Briefanzahl bzw. das Fehlen jeglicher Briefe in gewissen Jahren und Perioden kann neben den oben genannten, die Aufbewahrung und Archivierung betreffenden Gesichtspunkten nur spekuliert werden:

In den Zeitraum mit den wenigsten Briefen zwischen 1882 und 1919 fallen Mathildes und Maries Eheschließungen und Familiengründungen. Vielleicht fehlte ihnen in ihren Lebenswelten, die von ihren neuen Rollen als Ehe-, Hausfrauen und Mütter sowie als großbürgerliche Damen mit mannigfachen gesellschaftlichen Verpflichtungen geprägt waren, die Zeit zum regelmäßigen intensiven Briefkontakt. Der Erste Weltkrieg und der dadurch erschwerte und fallweise zum Erliegen gekommene internationale Briefverkehr zwischen 1914 und 1918 mag eine Erklärung dafür sein, dass aus diesen fünf Jahren insgesamt nur 16 Briefe erhalten sind.

Für nahezu alle Briefe konnten die Orte eruiert werden, an denen sie verfasst wurden. Die mit Abstand meisten Schriftstücke, nämlich 622, entstanden in Mathildes Geburtsstadt Wien, in der sie Zeit ihres Lebens ansässig war und wo sie auch 1940 starb. In Lainz, das bis zu seiner Eingemeindung 1890/1892 ein Vorort Wiens war, und wo die Familie Schey eine Sommervilla besaß, entstanden 326 Briefe. Die übrigen Verfassungsorte sind Mondsee, Salzburg, Ostende, Achensee, Wimsbach, Guggenthal, Pörtschach, Kitzbühel, Hietzing, Heidelberg, Baden Baden, Ascott, Scarborough, Niederdorf, Bad Ischl, Innsbruck, Güns, Graz und Florenz.

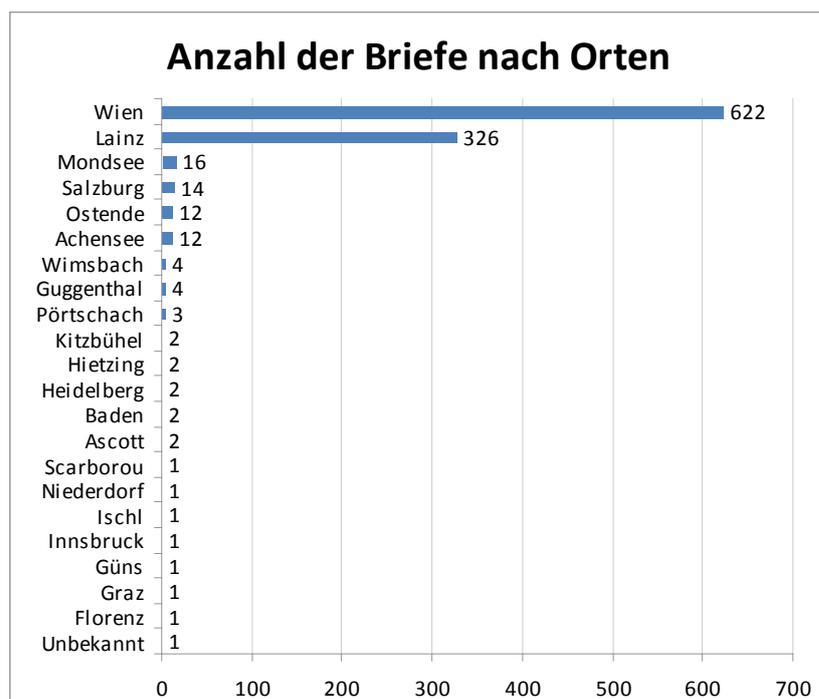
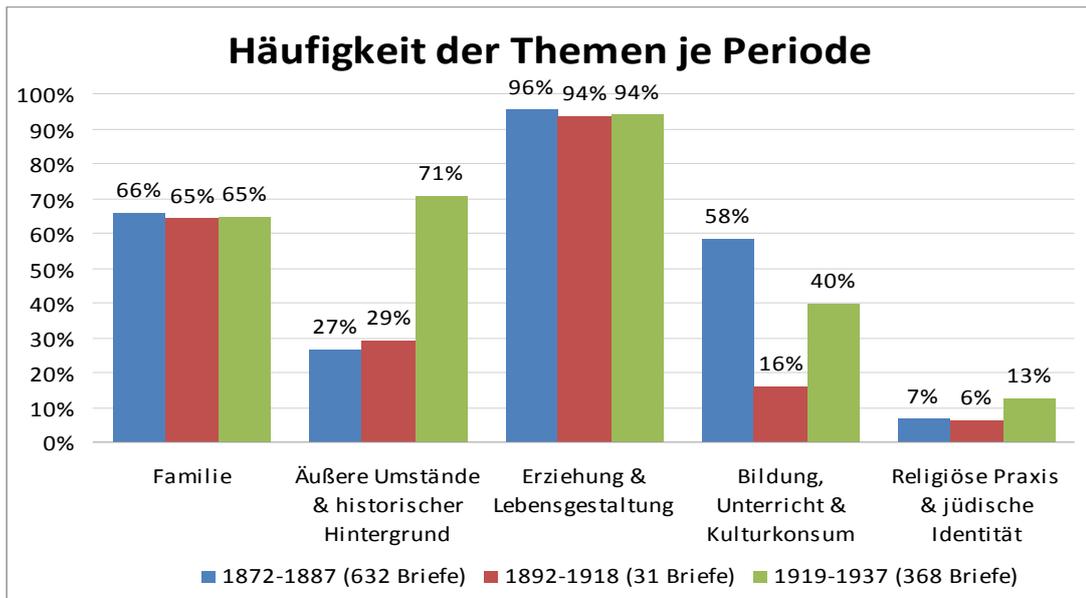


Abbildung 2: Anzahl der Briefe nach Orten

Die fünf Kategorien und Themen, nach denen die Briefe ausgewertet wurden, orientierten sich an den oben dargelegten Fragestellungen (siehe Kapitel 1). Der Kategorie „Familie“ wurden Lebenszyklusrituale wie Geburten, Beschneidungsfeiern, Hochzeiten und Beerdigungen zugeordnet, des Weiteren Ereignisse und Gegebenheiten wie Familienfeiern, Beschreibungen und Anekdoten von Verwandten, häusliches Alltagsleben und Wohnverhältnisse. Der Kategorie „Äußere Umstände und historischer Hintergrund“ wurden politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Ereignisse, Begebenheiten und Umstände zugeordnet, die jene Welt ausmachten und charakterisierten, in die Mathilde hineingeboren wurde und in der sie lebte. Der umfangreichen Kategorie „Erziehung und Lebensgestaltung“ wurden all jene Aussagen zugeordnet, die sich auf geschlechtsspezifische und bürgerliche Identität, Erziehung, Freizeit, Geselligkeit, Reisen, Wohltätigkeit und Körperliches beziehen. Der Kategorie „Bildung, Unterricht und Kulturkonsum“ wurden die Themen Schul- und Privatunterricht, Universität, Literatur/Lektüre, Musik, Oper und Theater zugeordnet. Der Kategorie „Religiöse Praxis und jüdische Identität“ wurden all jene Aussagen zugeordnet, die sich direkt oder indirekt auf jüdische religiöse Praxis und Traditionen beziehen oder in denen eine wie auch immer ausfallende Auseinandersetzung mit dem Judentum stattfindet.

Für die Grafik wurde der Entstehungszeitraum der Briefe in drei Perioden unterteilt. Die erste Periode (blau) reicht von 1872, dem Jahr des ersten erhaltenen Briefs, bis 1887, dem Jahr von Mathildes Eheschließung, und umfasst somit einen Teil ihrer Kindheit und ihre Jugend. Die zweite Periode (rot) reicht von 1892, dem Jahr des ersten erhaltenen Briefs nach Mathildes Eheschließung, bis 1918, dem Jahr, in dem der Erste Weltkrieg endete, und umfasst somit die Zeit ihrer Ehe und den Beginn ihrer Witwenschaft (Adolf Lieben starb 1914). Die dritte Periode (grün) reicht von 1919, dem Geburtsjahr der Ersten Republik bis 1937, dem Jahr des letzten erhaltenen Briefs, und umfasst den Zeitraum der Familiengründungen von Mathildes Söhnen und ihr eigenes Dasein als ältere Frau.

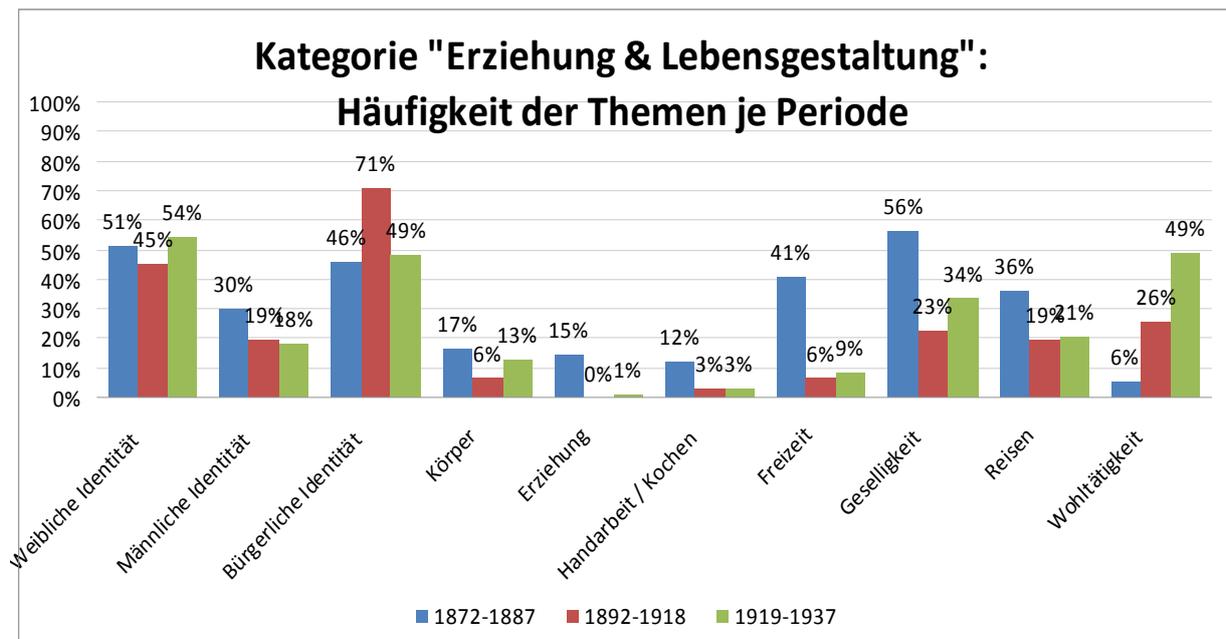


**Abbildung 3: Häufigkeit der Themen je Periode**

Abbildung drei verdeutlicht, welche Themen Mathilde in ihren Briefen wie häufig in den unterschiedlichen Entstehungszeiträumen aufgegriffen hatte. Auffallend ist, dass die Themenblöcke „Familie“ und „Erziehung & Lebensgestaltung“ über alle drei Perioden hinweg konstant stark vertreten sind. Aussagen, die der Kategorie „Familie“ zugeordnet wurden, kamen in den drei Zeiträumen in jeweils 65 bzw. 66 Prozent der Briefe vor. Aussagen zum Themenblock „Erziehung & Lebensgestaltung“ kamen in den drei Perioden sogar in jeweils 94 bzw. 96 Prozent der Briefe vor.

Markant sticht auch ins Auge, dass in der dritten Periode Themen der Kategorie „Äußere Umstände & historischer Hintergrund“ deutlich häufiger genannt werden – nämlich in über zwei Drittel der Briefe (71 Prozent) – als in der ersten Periode, in der Mathilde in nur 27 Prozent der Briefe diesbezügliche Aussagen trifft. Dies ist einerseits damit zu erklären, dass Mathilde bis zu ihrer Eheschließung – wie es für eine heranwachsende junge Dame des Großbürgertums üblich war – behütet im Familienkreis und relativ abgeschirmt von der Außenwelt aufgewachsen war. Andererseits hatten sie in ihrer Jugendzeit Themen wie etwa politische Ereignisse und gesellschaftliche Veränderungen nicht so sehr beschäftigt und interessiert wie dies in späteren Jahren der Fall war, was natürlich wiederum als Ergebnis ihrer Erziehung und Sozialisation zu sehen ist. Dafür trifft Mathilde in der ersten Periode in mehr als der Hälfte der Briefe Aussagen zum Themenblock „Bildung, Unterricht & Kulturkonsum“. Der Grund dafür ist, dass Mathildes Lebenswelt in diesem Zeitraum von ihrem eigenen Unterricht samt Lektüre, aber auch vom Unterricht und Studium ihrer Brüder sowie von Theater-, Opern- und Konzertbesuchen in großem Maße geprägt war.

Die Grafik zeigt auch deutlich, dass der Themenblock „Religiöse Praxis & jüdische Identität“ in allen drei Perioden am wenigsten stark vertreten ist. Allerdings verdoppeln sich die diesbezüglichen Aussagen in Mathildes Briefen fast, wenn man die erste Periode mit sieben Prozent mit der dritten Periode vergleicht, in der in 13 Prozent der Briefe Themen vorkommen, die dieser Kategorie zugeordnet wurden.



**Abbildung 4: Kategorie „Erziehung & Lebensgestaltung“ nach Themen und Häufigkeit je Periode**

Abbildung vier schlüsselt die Kategorie „Erziehung & Lebensgestaltung“ nach den Themen, die dieser zugeordnet wurden und abermals nach deren Häufigkeit je Periode auf. Beim Vergleich von Periode eins und Periode drei fällt auf, dass sich die Aussagen mit Bezug auf weibliche und bürgerliche Identität mit 51 und 54 Prozent bzw. mit 46 und 49 Prozent ungefähr die Waage halten. Aussagen zu den Themen Freizeit, Geselligkeit und Reisen sind in der ersten Periode deutlich stärker vertreten als in der dritten. Der entscheidende Grund dafür ist sicher der Erste Weltkrieg, der eine Zäsur darstellte. Die wirtschaftlich schwierigen Zeiten nach dem Krieg führten zu einer drastischen Einschränkung aller Unternehmungen mit Freizeit- und Geselligkeits-Charakter sowie von Reisetätigkeiten. Aussagen, die sich auf private oder institutionelle Wohltätigkeit beziehen, sind in der dritten Periode wiederum sehr stark vertreten und kommen in fast 50 Prozent der Briefe vor. Die Gründe hierfür sind ebenso das Ende des Krieges und die in den Nachkriegsjahren vorherrschende Not. Wohltätigkeit in Form von Geldspenden, Kleidung und Nahrungsmitteln war notwendig und

ein essentieller Teil von Mathildes in den Briefen dargestellter Lebenswelt, da sie sowohl als Spenderin als auch als Empfängerin auftrat.

### **3. Die ganze geehrte Familie samt Fratzen – Wer waren die Scheys und die Liebens?**

„Keine dieser Familien lässt sich isoliert betrachten. Sie waren untereinander verwandt, verschwägert, befreundet und prägten über viele Jahrzehnte das wirtschaftliche, soziale, kulturelle und wissenschaftliche Leben der Stadt“,<sup>79</sup> schreibt Gabriele Kohlbauer-Fritz über das jüdische Großbürgertum im Katalog der von ihr kuratierten Ausstellung über die Familie Lieben im Jüdischen Museum Wien. Auch Marie-Theres Arnbom hält in ihrer Darstellung zu den Liebens und anderen jüdischen Großbürgertumsfamilien treffend fest, „dass man nicht mehr von einzelnen Familien sprechen kann, sondern von einer großen, deren Mitglieder nicht immer denselben Namen tragen, sich jedoch trotzdem nah verwandt fühlen.“<sup>80</sup>

Diese Feststellungen passen sehr gut an den Beginn eines Kapitels, welches die zwei im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehenden Familien Schey und Lieben vorstellt. Und nicht nur durch die folgenden Ausführungen, sondern durch die gesamte Untersuchung werden diese Feststellungen vielfach bestätigt. Die Familien Schey und Lieben waren nämlich nicht nur untereinander, sondern freilich auch mit anderen jüdischen großbürgerlichen Familien verwandtschaftlich verbunden und sozusagen zu einem großen Familienkreis verschmolzen. Die gezielten, durch Eheschließungen zustande gekommenen Verbindungen mit anderen jüdischen Familien – auch noch in Mathildes Generation und der ihrer Geschwister – zeigen, dass weitestgehend säkularisierte Familien nicht ganz auf ihr Judentum verzichteten. Die Endogamie sicherte somit auch in nicht orthodox lebenden Familien gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Kontinuität des Judentums und blieb damit der stärkste Ausdruck jüdischer Identität und Selbstbehauptung.<sup>81</sup>

Wer waren nun also die Familien Schey und Lieben? Diese Frage lässt sich zumindest in Daten und Fakten und in den Namen der Familienmitglieder zunächst mehr oder weniger eindeutig beantworten. Ausführliche genealogische und familiengeschichtliche Forschungsergebnisse wurden bereits im Zuge einer Kleinausstellung des Wiener Stadt- und

---

<sup>79</sup> Gabriele Kohlbauer-Fritz, Eine ewig neu bedrohte Stellung. Die Liebens – 150 Jahre Geschichte einer Familie. In: Fuks/Kohlbauer, Liebens, S. 39-53, hier S. 39.

<sup>80</sup> Arnbom, Friedmann, S. 177.

<sup>81</sup> Monika Richarz, Frauen in Familie und Öffentlichkeit. In: Lowenstein, S. 69-100, hier S. 69f, S. 83f.

Landesarchivs zur Familie Schey im Jahr 2007 sowie in einer Ausstellung des Jüdischen Museums Wien zu den Liebens im Jahr 2004/2005 präsentiert. Vor allem die dazu entstandenen Publikationen und die ihnen vorangegangenen Forschungen bilden die Referenzen für dieses Kapitel.<sup>82</sup>

Eine Besonderheit der folgenden Darstellung sind die persönlichen Informationen, um welche die sprichwörtlichen „trockenen Daten und Fakten“ zu einzelnen Individuen dank Mathildes Briefen erweitert werden konnten. Auf „die ganze geehrte Familie samt Fratzen“,<sup>83</sup> also auf sämtliche Familienmitglieder und das Familienleben im Allgemeinen nimmt Mathilde nämlich viele Male Bezug. Dass die Familie im „bürgerlichen Zeitalter“ zum Gegenstand der Faszination und Idealisierung und vor allem zu einem zentralen Wert und Symbol wurde, geht aus ihren Briefen ganz deutlich hervor.<sup>84</sup> Ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Bedeutung der Familie sowie der Sinn für innerfamiliären Zusammenhalt, Solidarität, Fürsorge, Einigkeit und wechselseitige Unterstützung der Geschwister waren typisch für bürgerliche bzw. großbürgerliche Kreise.<sup>85</sup> Diese Einstellung manifestiert sich ganz deutlich in Mathildes Briefen und sie können demnach als Zeugnisse dafür gelesen werden, dass die bürgerliche und großbürgerliche Familie ihren Individuen sozialen Rückhalt und Beziehungen, aber auch finanzielle Unterstützung und berufliche bzw. geschäftliche Möglichkeiten bot.<sup>86</sup>

Innerfamiliäre Ereignisse wie Geburten, Hochzeiten, Todesnachrichten, Besuche, Feste und Feierlichkeiten werden in Mathildes Schriftstücken sehr häufig thematisiert. Sie schildert auch Anekdoten und Intimes, geht auf Charaktereigenschaften ihrer Verwandten ein und beschließt sehr viele Aussagen mit ihrer persönlichen Meinung. Dadurch sind die über die bekannten Daten und Fakten hinausgehenden Informationen zu einzelnen Familienmitgliedern sehr stark durch Mathildes subjektiven Blick und durch ihre ganz persönliche Einschätzung eingefärbt. Interessante und teils sehr private Einblicke in die Familien Schey und Lieben werden ermöglicht.

---

<sup>82</sup> Altfahrt, Friedrich Schey.; Dies., Familie.; Fuks/Kohlbauer, Liebens.

<sup>83</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 18.11.1878, The Rothschild Archive London, Box 17: Marie de Rothschild, Letters from her cousin Mathilde Lieben (nee Schey) 1872-1937.

<sup>84</sup> Vgl. Marion Kaplan, Konsolidierung eines bürgerlichen Lebens im kaiserlichen Deutschland 1871-1918. In: Dies., Geschichte, S. 225-344, hier S. 235.; Vgl. Jürgen Kocka, Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten. In: Ders. (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, 1, München 1988, S. 11-76, hier S. 27.

<sup>85</sup> Vgl. Kraus, Familie Mosse, S. 99.

<sup>86</sup> Vgl. Kaplan, Konsolidierung, S. 235.; Vgl. Jacob Toury, Soziale und politische Geschichte der Juden in Deutschland 1847-1871. Zwischen Revolution, Reaktion und Emanzipation, Düsseldorf 1977, S. 115.

Die Scheyschen Familienmitglieder sind in Mathildes Briefen insgesamt viel prominenter vertreten als Angehörige der Familie Lieben. Dies ist damit zu erklären, dass der enge und weite Familienkreis der Scheys in jener Zeit, aus der die meisten erhaltenen Briefe stammen (die Periode von 1872 bis 1887 umfasst über 600 Briefe), Mathildes sozialen Haupt-Bezugspunkt bildete. Im Gegensatz dazu sind aus der Zeit ihrer Ehe (1887-1914) nur 18 Briefe erhalten, in denen sich nur fallweise Informationen zu einem oder einer Lieben finden. In den knapp 400 Briefen aus dem Zeitraum 1914-1937 stehen wiederum oftmals Scheysche Familienmitglieder im Vordergrund, vor allem wird aber Mathildes Kernfamilie – bestehend aus ihren Söhnen und deren Familien – häufig erwähnt.

### **3.1 Die Familie Schey**

Die Ursprünge der Familie Schey liegen im ungarischen Güns, heute Kőszeg. Als Urahnen gelten ein gewisser Israel Schey und dessen Sohn Lipmann. Diese beiden Herren erwähnt Arthur Schnitzler, dessen Großmutter mütterlicherseits eine Cousine von Mathildes Vater Friedrich Schey war, in seinen autobiographischen Aufzeichnungen.<sup>87</sup> Einer von Lipmann Scheys Urenkeln war Joseph, Mathildes Großvater. Er war Kaufmann in Güns, war mit Mathilde Steiner verheiratet und starb am 21. Juli 1848. Joseph Schey hatte fünf Geschwister, unter ihnen Marcus, der 1791 in Güns geboren wurde und 1869 in Wien starb. Er war mit Sossel Strauß verheiratet und eine der Töchter des Ehepaares war Amalie (1815, Güns – 1884, Wien). Sie heiratete Philipp Markbreiter. Die gemeinsame Tochter der Markbreiters, Louise, ging eine Ehe mit Johann Schnitzler ein. Der älteste Sprössling des Paares war der 1862 in Wien geborene Arthur Schnitzler.<sup>88</sup>

Ein weiterer Bruder von Mathildes Großvater Joseph war Philipp Schey. Er wurde 1798 in Güns geboren und heiratete im Jahr 1816 Franziska Lackenbacher (1796-1860). Philipp Schey betätigte sich im Bankgeschäft und er war es, der den Adelstitel 1859 in die Familie brachte. Die Erhebung in den Adelsstand erfolgte gemeinsam mit seinem Neffen, Mathildes Vater Friedrich Schey, da Philipp selbst kinderlos war. 1863 wurde er in den Ritterstand und 1871

---

<sup>87</sup> Arthur Schnitzler, *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*, hg. von Therese Nickl/Heinrich Schnitzler, Frankfurt 2006, S. 17.

<sup>88</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 18.

schließlich in den Freiherrenstand erhoben.<sup>89</sup> Das Adelsprädikat „von Koromla“ bezog sich auf sein ungarisches Gut.<sup>90</sup> Über Philipp schreibt Arthur Schnitzler:

„Philipp, als der erste baronisierte Schey, lebte bis zum Jahr 1880. Ihn sehe ich noch vor mir als einen hochgewachsenen, aufrecht behäbigen, spöttisch lächelnden, glattrasierten, mit alter Vornehmheit gekleideten Mann in einem geräumigen, fast prächtigen Zimmer seiner Praterstraßenwohnung [...] und es wird mir schwer, im inneren Bild seine imposante und etwas einschüchternde Erscheinung und die des alten geheimrätlichen Goethe auseinanderzuhalten.“<sup>91</sup>

Sowohl Arthur Schnitzler als auch Margit Altfahrt geben das Todesjahr Philipp Scheys fälschlicherweise mit 1880 an.<sup>92</sup> Aus Mathildes Briefen geht hervor, dass ihr Großonkel Ende Juni 1881 erkrankte: „Onkel Philipps Zustand an und für sich finden die Ärzte gar nicht gefährlich, in seinem Alter ist eben das Geringste bedenklich.“<sup>93</sup> Am 26. Juni 1881 verstarb er in Baden bei Wien und wurde am 27. Juni nach Lackenbach – dort befand sich eine der ungarischen sogenannten „Siebengemeinden“ (hebr. Scheva Kehillot)<sup>94</sup> – überführt, wo er laut Todesanzeige „am 28. Juni vormittags in der Familiengruft zur letzten Ruhe bestattet“ werden sollte.<sup>95</sup>

Philipp Schey besaß innerhalb der Familie zweifellos eine autoritäre Position. So musste Mathildes Bruder Vincenz/Zenzi offenbar gegen seinen Willen einige Male auf Philipps Geheiß potentielle Heiratskandidatinnen treffen. Für Zenzis und Mathildes Vater Friedrich Schey dürfte Philipp auch so etwas wie eine Vaterfigur gewesen sein. Mathilde

---

<sup>89</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 20f.

<sup>90</sup> Rudolf Granichstaedten-Czerva/Josef Mentschl/Gustav Otruba, Altösterreichische Unternehmer. 110 Lebensbilder (= Österreichische Reihe, 365/367), Wien 1969, S. 112f.

<sup>91</sup> Schnitzler, Jugend, S. 17.

<sup>92</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 21. Auf S. 39 gibt Altfahrt allerdings indirekt Philipp Scheys richtiges Todesdatum an, wenn sie schreibt, dass er ein halbes Monat vor seinem Neffen Friedrich starb, dessen Todestag der 15. Juli 1881 war.

<sup>93</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 25.6.1881, RAL.

<sup>94</sup> Zu den berühmten „Siebengemeinden“ (Scheva Kehillot) im ehemaligen Ungarn/heutigen Nordburgenland, die nach der Vertreibung der Wiener jüdischen Bevölkerung 1670/71 im Herrschaftsgebiet der Esterházy entstanden waren, gehörten neben der jüdischen Gemeinde Lackenbach auch die Gemeinden von Eisenstadt, Deutschkreutz, Frauenkirchen, Kittsee, Kobersdorf und Mattersdorf (ab 1924 Mattersburg). Zu den jüdischen Gemeinden im ehemaligen Westungarn/heutigen Burgenland, darunter die sogenannten Esterházyischen „Siebengemeinden“ siehe Hugo Gold, Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes, Tel Aviv 1970.; Harald Prickler, Beiträge zur Geschichte der burgenländischen Judensiedlungen. In: Rudolf Kropf (Hg.), Juden im Grenzraum. Geschichte, Kultur und Lebenswelt der Juden im burgenländisch-westungarischen Raum und in den angrenzenden Regionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 92), Eisenstadt 1993, S. 65-106.; Des Weiteren Christof Habres/Elisabeth Reis, Jüdisches Burgenland. Entdeckungsreisen, Wien 2012.

<sup>95</sup> Todes-Anzeige Philipp Freiherr Schey von Koromla, Neue Freie Presse, 27. Juni 1881, S. 4. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18810627&seite=4&zoom=33>, 9.10.2012, 12:50.

schreibt vier Tage nach Philipps Tod: „Unsere Hauptsorge war natürlich der Vater [Friedrich Schey], für welchen (besonders in seinem jetzigen Zustand) der Verlust des armen Onkels Philipp am ärgsten ist.“<sup>96</sup>

In seinem Testament blickt Philipp Schey auf die beruflichen Leistungen seines Lebens zurück, durch welche der gesamten Familie viel Ehre zuteil wurde. Außerdem positioniert er sich als gläubigen Menschen, dem daran gelegen ist, dass auch seine Erben ihr Leben gemäß der jüdischen Religion ausrichten:

„Durch unausgesetzten Fleiß, durch rastlose Tätigkeit habe ich ein Vermögen erworben, welches ich Euch mit meinem Segen und dem Wunsche, Ihr möget mein Andenken in Ehren halten, zurücklasse. Vergesst nicht, dass mich der Erwerb desselben viele bittere Stunden, viele schlaflose Nächte und ein Leben ausgesetzter Sorge gekostet hat [...] es werde Euch behilflich sein, die Ehre Eures und meines Namens, welche ich stets unbefleckt zu erhalten getrachtet habe, zu befördern und zu befestigen [...] Der uralte göttliche Glaube, den wir bekennen, möge Euch stets erfüllen, und der Herr nie zulassen, dass Ihr von dem Wege desselben abweicht.“<sup>97</sup>

Die nächste Generation nach Joseph und Philipp Schey bilden bereits Mathildes Vater Friedrich und dessen Geschwister Carl, Helene und Charlotte. Carl/Karl Schey wurde 1827 in Güns geboren und war dort später Stadtschulrat und Präsident des Weltausstellungs-Bezirkskomitees.<sup>98</sup> Außerdem wird er in der Literatur als Pionier der Wiener Seidenindustrie genannt.<sup>99</sup> Im Jahr 1866 wurde der Ritterstand seines Onkels Philipp auch auf Carl übertragen, der in kinderloser Ehe mit Therese Oppenheimer verheiratet war.<sup>100</sup> Aus Mathildes Briefen geht hervor, dass er im September 1878 schwer erkrankte: „Bei Onkel Karl ist leider noch sehr viel Gefahr, die Krankheit hat noch immer nicht abgenommen und das Fieber hält auch an.“<sup>101</sup> Sein Gesundheitszustand hatte sich innerhalb von zwei Wochen dermaßen verschlechtert, dass Mathilde am 30. September seinen nahenden Tod andeutet:

---

<sup>96</sup> Mathildes Schey an Marie de Rothschild, 30.6.1881, RAL.

<sup>97</sup> Testament des Philipp Schey, beigelegt der Verlassenschaftsabhandlung Friedrich Scheys, WStLA, Handelsgericht, Verlassenschaftsabhandlung 45/1881, Friedrich Schey. Zitiert nach Altfahrt, Friedrich Schey, Anm. 35 und Anm. 48, S. 20, 21.

<sup>98</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 21.

<sup>99</sup> Granichstaedten u.a., Unternehmer, S. 113.

<sup>100</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 21.

<sup>101</sup> Mathildes Schey an Marie Perugia, 13.9.1878, RAL.

„Im Befinden des armen Onkel Karls ist nicht die geringste Besserung eingetreten, seine Kräfte nehmen natürlich täglich ab und hat es kaum welchen Sinn, sich noch Hoffnung zu machen, nachdem die grausame Wahrheit so klar zu entnehmen ist. Er kann, glaube ich, gar nicht mehr gut werden und so grässlich es ist, versuche ich, mich an diesen Gedanken zu gewöhnen.“<sup>102</sup>

Karl Schey starb schließlich am 6. Oktober 1878 in Güns und wurde zwei Tage später – wie sein Onkel Philipp – am Friedhof der jüdischen Gemeinde Lackenbach begraben.<sup>103</sup> Obwohl es auch in den „Siebengemeinden“, zu denen Lackenbach gehörte, natürlich kulturelle Wechselbeziehungen und Prozesse der Kultursymbiose mit der nichtjüdischen Umwelt gab, waren und blieben diese vor allem für ihre Lehrtradition sowie ihre starke religiöse Ausrichtung bekannt.<sup>104</sup> Demgemäß fand auch Karl Scheys Begräbnis nach orthodoxem Ritus statt. Mathilde echauffiert sich in einem Brief an ihre Cousine darüber sehr:

„Das Begräbnis scheint ganz entsetzlich gewesen zu sein und konnte ich Josefs [Joseph Schey, Mathildes Bruder] Mittheilungen kaum zuhören. Lackenbach ist nämlich ein Nest, dessen Einwohner nur aus den allergrauslichsten Juden bestehen und geschieht dort alles nach dem strengsten orthodoxen Rhythmus, den ich ganz ekelhaft finde. Dass die Leichen ohne Pomp wie bei den Katholiken beigesetzt werden, ist in Ordnung, aber einen Sarg dürfte man ihnen doch gönnen. Es widerstrebt mir, dir Näheres zu erzählen, ich kann dir nur sagen, dass ich über die dortigen Leute empört war und eigentlich noch bin. Für den theuren Vater muss es gar grässlich gewesen sein, doch befindet er sich Gottlob wohl.“<sup>105</sup>

Friedrich Scheys Schwester Charlotte heiratete 1831 den Großhändler Sigmund Pick. Der einzige Sohn des Paares, Gustav Pick, wurde am 10. Dezember 1832 in Rechnitz im heutigen Südburgenland, damals Ungarn, geboren. Die jüdische Gemeinde von Rechnitz gehörte zwar nicht zu den „Siebengemeinden“, nahm aber aufgrund des dort ausgeprägten kulturellen

---

<sup>102</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 30.9.1878, RAL.

<sup>103</sup> Todesanzeige Carl Schey von Koromla,

[http://freepages.genealogy.rootsweb.ancestry.com/~prohel/pictures/Misc-5/1878\\_Carl\\_Schey-von-Koromla\\_obituary.jpg](http://freepages.genealogy.rootsweb.ancestry.com/~prohel/pictures/Misc-5/1878_Carl_Schey-von-Koromla_obituary.jpg), 8.10.2012, 15:40.; Margit Altfahrt gibt Carl Scheys Todesdaten fälschlicherweise mit 12. Dezember 1876 (Wien) an. Siehe Altfahrt, Friedrich Schey, S. 21, Anm. 51.

<sup>104</sup> Zur orthodox-jüdischen Gesellschaft der „Siebengemeinden“ siehe Gold, Gedenkbuch.; Zu den kulturellen Wechselbeziehungen und Akkulturationsprozessen in den „Siebengemeinden“ siehe Milka Zalmon, Kulturelle Wechselbeziehungen in den „Siebengemeinden“. In: Schlomo Spitzer (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Juden im Burgenland, Wien 1995, S. 81-88.

<sup>105</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.10.1878, RAL.

Lebens bis weit ins 19. Jahrhundert eine besondere Stellung unter den damals westungarischen jüdischen Gemeinden ein.<sup>106</sup> Gustav Pick erlangte später als Dichter und Komponist Berühmtheit – vor allem durch sein „Fiakerlied“. Er war ein häufiger Gast im Hause Schey und Gegenbesuche im musikalischen Hause Pick waren ebenfalls nicht selten. Im April 1881 schreibt Mathilde: „Heute Abend sind wir zu Gusti Pick befohlen, wo musiziert wird.“<sup>107</sup> Mathildes Sohn Fritz Lieben schreibt in seinen Lebenserinnerungen über den Cousin seiner Mutter:

„Ich sehe noch den alten Herrn mit dem eisgrauen Bart vor mir, stets freundlich und bereit, aus seinem unerschöpflichen Schatz von Anekdoten etwas zum Besten zu geben. Er improvisierte gern am Klavier, ich glaube, ohne Noten lesen zu können. [...] Pick konnte als „Original“ bezeichnet werden [...].“<sup>108</sup>

Mathildes Vater Friedrich Schey wurde am 5. März 1815 in Güns geboren und kam 1835 nach Wien, wo er für die Firma Wertheimstein arbeitete. 1837 war er bereits in der Handels- bzw. später Großhandelsfirma Landauer angestellt. Die Firma gehörte Joseph Landauer und Friedrich Schey war nicht nur dessen Angestellter und später Prokurist, sondern auch dessen Schwiegersohn. Er war in Folge mit drei von Joseph Landauers Töchtern verheiratet.<sup>109</sup> Wie eng die Beziehung zu den Landauers war, und wie sehr Friedrich Schey in die Familie integriert war, lässt sich aus einer Passage des Testaments seines Schwiegervaters Joseph ablesen: „[...] ich empfehle daher auch meinen Kindern, unter welche ich meinen guten Schwiegersohn Fritz zähle, den ich seit Jahren gleich meinen eigenen Söhnen liebe, ihrer Mutter stets gehorsam, anhänglich zu sein [...].“<sup>110</sup> In enger Verflechtung mit der Firma Landauer gründete Friedrich Schey schließlich im Jahr 1855 sein eigenes Großhandels-Haus

---

<sup>106</sup> Siehe dazu Habres/Reis, Burgenland, S. 124ff.; Das burgenländische Rechnitz erlangte auch traurige Berühmtheit aufgrund eines Massakers an 180 bis 200 ungarischen Juden Ende März 1945. Ausgeführt wurde es von Teilnehmern eines sogenannten Kameradschaftsfestes im Schloss Batthyány. Noch in den 1990er Jahren wehrte sich die Rechnitzer Bevölkerung gegen die Aufarbeitung dieser Geschichte und die Suche nach dem Massengrab unter dem Vorwand, dies würde dem „Image“ des Ortes schaden. Vgl. Lichtblau, Integration, S. 536. Vgl. Habres/Reis, Burgenland, S. 123-143.; Ausführlich dazu siehe Walter Manoschek (Hg.), Der Fall Rechnitz. Das Massaker an Juden im März 1945, Wien 2009.

<sup>107</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 25.4.1881, RAL.

<sup>108</sup> Lieben, Zeit, S. 43.

<sup>109</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 23.

<sup>110</sup> Testament Joseph Landauer, 11. September 1855, RAL, Box 18 000/924 Material relating to the Landauer and Perugia families.

in Wien, durfte sich fortan als „Friedrich Schey, k.k. priv. Großhändler“ bezeichnen und wurde ein erfolgreicher Unternehmer und Bankier.<sup>111</sup>

### **3.1.1 Die Verbindung mit der Familie Landauer**

In den Landauers treffen wir auf eine mehr oder weniger alt eingesessene, wohlhabende Wiener Familie, die zu den sogenannten „tolerierten“ Juden gehörte.<sup>112</sup> Joseph Landauers Eltern Isaac (er stammte aus Bingen am Rhein) und Julie (geborene Goldschmidt aus Eisenstadt) lebten schon seit 1790 in der Stadt und waren im Besitz der Toleranz zum „Handel mit hiesigen Fabrikaten“. Nach dem Tod seiner Eltern (Isaac 1837, Julie 1840) führte Joseph Landauer (1793-1855) die Großhandels-Firma alleine weiter. 1816 heiratete er Rosalia Bauer aus Pest (1796-1864), mit der er vierzehn Kinder hatte: Emilie (1817-1840), Gustav (1818-1886), Louise (1819-1853), Charlotte (1820-1842), Henriette (1821-1855), Hermine (1822-1904), Vincenz (1824-1856), Nina (1825-1892), Ignaz (1826-1833), Sigmund (1827-?), Adolf (1829-1885), Moritz (1830-?), Eduard (1831-1888) und Marie (1832-1921).

Dem Heiratsverhalten ihrer Zeit und Gesellschaftsschicht entsprechend gingen einige Kinder Verbindungen mit Mitgliedern anderer wohlhabender, jüdischer Familien ein, die für die Geschäftsbeziehungen der Firma Landauer nützlich waren.<sup>113</sup> Im Folgenden werden die Familienverhältnisse jener Landauers ausführlicher dargestellt, welche das nahe Umfeld von Mathilde bildeten und in den Briefen häufige Erwähnung finden.

#### **Louise/Louisa Landauer (1819-1853)**

---

<sup>111</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 27.

<sup>112</sup> Zum Folgenden siehe Christoph Lind, Juden in den habsburgischen Ländern 1670-1848. In: Brugger u.a., Geschichte, S. 339-448, hier S. 396. Das Ziel der Toleranzgesetzgebung Josephs II. war die Steigerung des ökonomischen Nutzens der Juden für den Staat. Das Toleranzpatent für Wien und Niederösterreich wurde am 2. Januar 1782 erlassen. Die Toleranz erhielt man gegen die Entrichtung einer hohen Gebühr, und sie bezog sich ausdrücklich nur auf das Familienoberhaupt und seine unverheirateten Kinder. Nachkommen, die einen eigenen Haushalt gründeten, verloren die Toleranz. Das Tragen von diskriminierenden Abzeichen und Trachten wurde abgeschafft, Großhändler und Honoratioren durften einen Degen tragen. Lokalbesuch, freie Wohnungswahl und das Halten von Dienstboten waren nun gestattet. Das Ausgangsverbot für den Sonntagvormittag, die Bestimmung, sich vor Prozessionen zurückziehen zu müssen und die demütigende Leibmaut für fremde Juden wurden aufgehoben. Juden durften fortan die Universitäten und Kunstakademien besuchen und sollten eine eigene Normalschule einrichten. Die freie Wahl des Gewerbe- oder Handelszweiges wurde eingeführt, die Gründung von Manufakturen und Fabriken nahegelegt, und die doppelten Gerichts- und Kanzleigebühren wurden abgeschafft. Zu den Josephinischen Toleranzpatenten siehe auch Josef Karniel, Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II. In: Walter Grab (Hg.), Deutsche Aufklärung und Judenemanzipation (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, Beiheft 3), Tel-Aviv 1980, S. 155-177.

<sup>113</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 26f.

Louise/Louisa heiratete Salomon Morpurgo aus einer bedeutenden Triester Bankiersfamilie. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor: Julius (geb. 1845) und Pauline (geb. 1848). Die beiden waren noch im Kindesalter, als ihre Mutter 1853 starb. Hermine und Friedrich Schey hatten sich irgendwann nach Louises Tod offenbar dazu bereit erklärt, Neffe und Nichte bei sich in Wien aufzunehmen: Im Konskriptionsbogen von Friedrich Scheys Haus mit der Adresse Stadt 143 aus dem Jahr 1857 werden neben etlichen anderen Verwandten Pauline und Julius Morpurgo als im Haus ansässig angeführt.<sup>114</sup>

Im Erwachsenenalter war Julius Morpurgo Präsident der österreichisch-ungarischen Handelskammer in Paris. Von dort kam er häufig zu Besuch nach Österreich und Mathilde stand mit ihrem Cousin auch in brieflichem Kontakt. Ein Thema, das Mathilde und Marie in ihrer Korrespondenz häufig „besprachen“, war das Single-Dasein ihres Cousins: „Es ist gut, dass du mich an Julius erinnerst, da ich ihm noch einen Brief schuldig bin. Er dauert mich übrigens wirklich, für ihn wäre es doch das Beste, wenn er eine gute Frau finden würde, freilich keine leichte Sache, denn Liebe müsste auf beiden Seiten die Hauptsache sein.“<sup>115</sup> Julius heiratete tatsächlich relativ spät, nämlich 1885 im Alter von 40 Jahren. Seine Ehefrau, mit der er vier Kinder hatte, hieß Lillie Branson. Julius Morpurgo starb am 25. März 1915 und wurde in der Familiengruft der Morpurgos in Triest begraben.<sup>116</sup>

Seine Schwester Pauline Morpurgo heiratete am 20.8.1871 David Weisweiller. Seiner Todesanzeige aus dem Jahr 1910 ist zu entnehmen, dass Paulines Ehemann zu Lebzeiten Chef des Bankhauses D. Weisweiller, Verwaltungsrat der Boden-Credit-Anstalt sowie der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn und außerdem Administrationsrat der Ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft war.<sup>117</sup> Pauline und David hatten drei Söhne und wohnten in einem Stadtpalais in der Salesianergasse 3, das Paulines Tante Marie Schnapper gehörte und das 1891 für diese erbaut worden war. Nach deren Tod kaufte die Familie Weisweiller zu Beginn der 1920-er Jahre das Palais Schnapper. 1924 erwarb einer von Paulines Söhnen auch das Nachbargrundstück und ließ das bestehende Gebäude zu einem Doppelpalais erweitern,

---

<sup>114</sup> *Altfahrt*, Friedrich Schey, S. 27.

<sup>115</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 5.9.1878, RAL.

<sup>116</sup> Todesanzeige Julius Freiherr von Morpurgo, Neue Freie Presse, 27. März 1915, S. 22. Siehe auch <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=nfp&datum=19150327&seite=22&zoom=1>, 20.10.2012, 07:20.

<sup>117</sup> Todesanzeige David Weisweiller, Neue Freie Presse, 22. Februar 1910, S. 22. Siehe auch <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?apm=0&aid=nfp&datum=19100222&seite=24&zoom=1>, 20.10.2012, 14:05.

das von nun an Palais Weisweiller hieß.<sup>118</sup> Den Palais-Neubau – gerade in jener Zeit, in der viele Menschen unter der prekären wirtschaftlichen Lage litten – beäugte Mathilde sehr kritisch und wohl nicht ganz neidlos:

„Ich höre, dass Gustav Weisweillers das Haus der armen Pauline gänzlich niedergerissen haben und einen großartigen Neubau aufrichten! Ich weiß nicht recht, warum – und jedenfalls geht´s mich nichts an – aber ich bin ein bissl giftig über die Protzerei. [...] Ich meine insoferne, als in Zeiten, in denen sogar ein Rothschild sich quasi einschränken muss und es Tausenden, wie z.B. meinem Fritz, nicht gelingt, ein anständiges Quartier zu ergattern, niemand so provozierend zeigen sollte, dass er sich´s eben leisten kann! Fast staune ich, dass sie den Mut haben!“<sup>119</sup>

Das neu erbaute Palais war tatsächlich sehr ansehnlich und nahm wegen seiner besonders reichen Ausstattung unter den vornehmen Wiener Häusern und Villen der Zwischenkriegszeit eine Sonderstellung ein. Es stand unter deutlichem Einfluss französischer Vorbilder aus der Zeit um 1900 und auch Teile der Ausstattung wie Kamine und Beschläge kamen aus Frankreich. Die Böden im Vestibül und Treppenhaus waren mit weißem Marmor und Serpentin gepflastert und an den Wänden befanden sich zahlreiche Spiegel und Scheintüren, die man nach Einbruch der Dunkelheit vor die Erdgeschoßfenster ziehen konnte. Außerdem gehörte zum Palais ein sorgfältig geplanter Garten, der sich über einer weitläufigen Garage für mehrere Automobile erstreckte.<sup>120</sup>

Auch abgesehen von dem Palais-Neubau sind Mathildes Erwähnungen von Paulines Söhnen Gustav und Moritz Weisweiller in den 1920-er Jahren häufig negativ und kritisch eingefärbt. Meist geht es um Geldangelegenheiten und darum, hilfsbedürftige Verwandte und Bekannte zu unterstützen. In Mathildes Augen hätten sich die Weisweiller-Brüder in dieser Hinsicht mehr engagieren sollen. Im Juni 1923 schreibt sie an Marie:

„Auch mir kommt vor, dass sich Weisweillers sehr gut stehn und ich frage mich, warum sich die arme Pauline in den letzten Jahren einschränken und sorgen musste? Mir scheint, die Söhne haben sie absichtlich eingeschüchtert. [...] Lackenbachers haben mir nie

---

<sup>118</sup> <http://www.dasmuseen.net/Wien/BezMus03/page.asp/1971.htm>, 21.10.2012, 07:00.

<sup>119</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 28.9.1924, RAL.

<sup>120</sup> Dieter Klein/Martin Kupf/Robert Schediwy, Wiener Stadtbild-Verluste seit 1945. Eine kritische Dokumentation, Wien 2001, S. 136f.

gedankt für meine 100 000 Kr., aber mich seitdem in Ruhe gelassen. Sollten sie nochmals schreiben, würde ich mich entschieden an Moritz W. rächen und sie an ihn weisen.“<sup>121</sup>

Ein anderes Mal schreibt Mathilde über Moritz Weisweiller, der fallweise Geld von Marie zur Verwaltung und Verteilung an Hilfsbedürftige erhielt:

„Dass du um Auskunft schriebst an Moritz W. ist mir ganz recht, denn ich fand schon längst, dass er dir berichten sollte. Aber er ist ein lahmlackerter Herr, wenn du diesen schönen Ausdruck noch verstehst? Ich glaub schon, dass von deinem Geld noch etwas vorhanden ist, sonst wäre er gewiss an mich herangetreten, sagte ich ihm doch wiederholt, dass ich bereit sei, für die Auszahlung deiner Pensionen an Elise etc. einzuspringen, wenn es nötig wäre.“<sup>122</sup>

Pauline Weisweiller verband mit ihrer Tante Marie Schnapper ein sehr enges Verhältnis. In ihrem Testament, das nach ihrem Tod am 26. Mai 1918 in Kraft trat, bestimmte Marie Schnapper ihre Nichte Pauline zur Universalerbin.<sup>123</sup> Noch zu Lebzeiten – im Jahr 1892 – vermachte Marie Schnapper Pauline auch Schloss Wimsbach in Oberösterreich, das Maries Mann Moritz in den 1870er Jahren erworben hatte.<sup>124</sup> Dort hatten die Schnappers und die Weisweillers gemeinsam viel Zeit verbracht und auch die restliche Verwandtschaft kam oft zu Besuch auf das herrschaftliche Anwesen. Schloss Wimsbach war natürlich ein Ort der Sommerfrische, aber nicht nur – im November 1878 berichtet Mathilde:

„Onkel Schnapper [Moritz Schnapper] und David [David Weisweiller] waren auf zwei Tage hier und denk dir die Unterhaltung, gestern Früh sind sie trotz abnormen Schneegestöbers weggereist, kamen nicht weiter als Pressbaum und kamen abends zu unserer Überraschung wieder zurück. Es war unterhaltend, die zwei Helden anzuhören und bedauerte ich nur die armen Wimsbacher, die gewiss große Angst ausstanden. Heute kommen sie hoffentlich ohne Störungen hin.“<sup>125</sup>

Über ihren ersten geplanten Besuch auf Schloss Wimsbach nach dem Tod von Marie Schnapper schreibt Mathilde im September 1919:

---

<sup>121</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 24.6.1923, RAL.

<sup>122</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.9.1919, RAL.

<sup>123</sup> Siehe dazu Georg Gaugusch, Adelige im Verzeichnis der Verstorbenen in Wien ab 1885. In: Adler. Zeitschrift für Genealogie und Heraldik, 25/3, hg. von der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“, Juli/September 2009, S. 123-136, hier S. 129.

<sup>124</sup> Norbert Grabherr, Burgen und Schlösser in Oberösterreich. Ein Leitfaden für Burgenwanderer und Heimatfreunde, Linz <sup>3</sup>1976, S. 416.

<sup>125</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.11.1878, RAL.

„[...] wahrscheinlich halte ich mich unterwegs 2,3 Tage in Wimsbach auf, obwohl ich, als alte sentimentale Gaudl, die ich nun einmal bin, ein bissl Angst habe vor den dort so veränderten Verhältnissen ohne die Gute T. Marie samt all ihren Fixeln und Faxeln. Aber Pauline ist schon förmlich beleidigt, dass ich mich so bitten lasse.“<sup>126</sup>

Pauline Weisweiller starb am 11. März 1922 an den Folgen einer Influenza-Erkrankung.<sup>127</sup> Wahrscheinlich ist sie zu den Opfern der sogenannten Spanischen Grippe zu zählen, die zwischen 1918 und 1920 europaweit viele Menschenleben forderte. Bereits zehn Tage vor dem Tod ihrer Cousine schreibt Mathilde:

„Wegen Pauline bin ich nicht ohne Sorge. Für Menschen, bei denen ohnehin eine Schraube im Organismus locker ist, ist eben diese Influenza gar leicht verhängnisvoll. So war´s ja leider Gottes bei der armen Ninny [Nina Worms, Mathildes Nichte] und auch Pauline ist seit Jahren mit ihrem Herzen nicht in Ordnung.“<sup>128</sup>

Zwei Tage nach Pauline Weisweillers Tod schreibt Mathilde an Marie:

„[Du] kannst [...] dir denken, wie ich im Innersten nur immer an die arme Pauline denken muss, [...] die nun nicht mehr unter uns weilt. Die Söhne werden dir wohl telegraphiert haben, dass alles aus ist. Ich war gleich beim Beginn der Krankheit, wie du weißt, voll Sorge, dann hoffte ich eben doch wieder, bis ein Rückfall jede Hoffnung abschnitt. Ich werde die Gute sehr vermissen, denn sie war immer rührend lieb mit mir und man kann überhaupt nichts anderes sagen, als dass sich nebst kleinen Schwächen (wer hat keine solchen?) selten edle Eigenschaften in ihr vereinten. Ein durch und durch lauterer Charakter!“<sup>129</sup>

### **Henriette Landauer (1821-1855)**

Henriette Landauer ehelichte den Industriellen und Numismatiker Eduard Forchheimer. Die beiden hatten eine Tochter, Charlotte/Lotti, geboren 1849, und einen Sohn, Philipp, geboren 1852. Lotti und Philipp wurde Ähnliches zuteil wie Julius und Pauline Morpurgo: ihre Mutter Henriette starb, als die beiden noch Kleinkinder waren (1855), und auch Charlotte und

---

<sup>126</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.9.1919, RAL.

<sup>127</sup> Todesanzeige Pauline Weisweiller, Neue Freie Presse, 13. März 1922, S. 8.; <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19220313&seite=8&zoom=33>, 22.10.2012, 17:15.

<sup>128</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 1.3.1922, RAL.

<sup>129</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 13.3.1922, RAL.

Philipp Forchheimer tauchen als Hausbewohner im Konskriptionsbogen von Friedrich Schey's Haus aus dem Jahr 1857 auf.<sup>130</sup>

Charlotte heiratete 1871 Gustav Grünebaum, der Ingenieur, k. k. Hofrat und stellvertretender Generalinspektor der österreichischen Eisenbahnen war. Die beiden hatten vier Kinder, wobei der zweite Sohn Siegmund bereits kurz nach der Geburt im März 1874 starb. Lottis Ehemann Gustav starb am 3. Februar 1905.<sup>131</sup> Als Witwe war Lotti Grünebaum vor allem in den 1920er und 1930er Jahren auf die finanzielle Unterstützung durch ihre nahen und entfernten Verwandten angewiesen. Neben zahlreichen diesbezüglichen Erwähnungen schreibt Mathilde im Mai 1922: „Es ist auch leider Gottes grauslicher denn je und die Teuerung katastrophal, so zwar, dass ich vielleicht von obigem Geld auch Lotti Grünebaum [...] ausnahmsweise eine geringe Extragabe geben werde.“<sup>132</sup> Lotti Grünebaum starb im hohen Alter von 92 Jahren und wurde 1941 am Wiener Zentralfriedhof begraben.

Lottis Bruder Philipp Forchheimer studierte in Zürich und Tübingen, schloss als Diplom-Ingenieur ab und arbeitete 1878 als Techniker in den Bereichen Wasserbau/Wasserversorgung für eine Firma in Aachen.<sup>133</sup> Trotzdem verbrachte er immer wieder Zeit in Wien und das Verhältnis zwischen Mathilde und Philipp dürfte – wie generell zwischen den vielen Cousins und Cousinen im Familienkreis – ein eher geschwisterliches gewesen sein. Dies geht aus ihren Briefen immer wieder hervor, beispielsweise im November 1878:

„[...] dann bin ich mit den anderen (Mutter, Emmi, Ninny, Gerty, Morizl und anfangs auch Philipp) trotz ziemlich schlechtem Wetter unbarmherzig um den Ring getrieben worden. Von Philipp nahmen wir auf der Straße Abschied, er ist nämlich abends nach Straßburg abgereist, von [wo] er sich nach Aachen begibt, um bei irgendeinem Bau angestellt zu werden.“<sup>134</sup>

Ein Jahr später schreibt Mathilde: „Wenn ich nicht träumte (was auch möglich ist), so sprach man davon, dass Philipp Weihnachten vielleicht in Wien zubringen werde, es könnte uns also eine recht lustige Zeit bevorstehen mit sämtlichen Buben.“<sup>135</sup>

---

<sup>130</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 27.

<sup>131</sup> Wiener Genealogisches Taschenbuch, Wien 1926, S. 83.

<sup>132</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.5.1922, RAL.

<sup>133</sup> Österreichisches Biographisches Lexikon, Online-Edition, S. 336.

<sup>134</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.11.1878, RAL.

<sup>135</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 2.11.1879, RAL.

Philipp Forchheimer gilt heute als Pionier auf dem Gebiet des Tiefbaus und der praktischen Hydraulik und wirkte wissenschaftlich sowohl in Aachen und Istanbul als auch in Graz und Wien.<sup>136</sup> Den Tod ihres Cousins vermeldet Mathilde 1933 kurz und knapp: „Dieser Tage ist Philipp Forchheimer gestorben. So verschwindet einer nach dem anderen!“<sup>137</sup> Seine Ehefrau starb acht Monate nach ihm: „Dieser Tage ist Philipp Forchheimers Frau gestorben – auch nach langmächtigem Siechtum. Sie war eine liebe, feine Person, die ich sehr gerne hatte.“<sup>138</sup>

### **Nina Landauer (1825-1892)**

Nina Landauer war mit dem Kaufmann Achille Perugia aus Triest verheiratet. Die beiden hatten fünf Kinder, von denen in der vorliegenden Studie vor allem die jüngste Tochter Marie als Adressatin von Mathildes Briefen im Mittelpunkt steht. Sie wurde am 31. März 1862 geboren und heiratete am 19. Jänner 1881 den 1845 geborenen Leopold de Rothschild in London.

Leopold, genannt Leo, war das jüngste der fünf Kinder von Lionel und Charlotte de Rothschild. Sein Großvater war Nathan Rothschild, einer der fünf Söhne des Begründers der berühmten Rothschild-Dynastie, des Frankfurter Münzhändlers und späteren Bankiers Mayer Amschel Rothschild. Leos Großvater Nathan hatte sich irgendwann zwischen 1797 und 1800 in England niedergelassen und betätigte sich dort in enger Zusammenarbeit mit der Familienfirma im Textilhandel in Manchester. Im Jahr 1806 heiratete er die Tochter eines führenden Londoner Kaufmannes, die eine ansehnliche Mitgift mit in die Ehe brachte. Unter anderem war es dieses Geld, das für Nathan Mayer Rothschild das Sprungbrett für die selbständige Betätigung im Finanzgeschäft darstellte. Er gründete die Firma N. M. Rothschild & Sons, die auch heute noch als private Investmentbank existiert. Nachdem Nathan Mayer Rothschild 1836 gestorben war, übernahm sein Sohn Lionel die Führung des Bankhauses und auch dessen Söhne, unter ihnen Leo, traten später in die erfolgreiche Familienfirma ein.<sup>139</sup>

Die Eheschließung zwischen Marie und Leo war eine der ersten bei den Rothschilds, in welcher die gewählte Partnerin nicht der Familie entstammte. In der Zeit vor 1877 hatte es kaum Hochzeiten von Rothschilds mit Außenstehenden gegeben – und wenn, dann

---

<sup>136</sup> ÖBL, S. 336.

<sup>137</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 4.10.1933, RAL.

<sup>138</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.6.1934, RAL.

<sup>139</sup> Zur Geschichte der Familie Rothschild siehe das Standardwerk von Niall Ferguson, Die Geschichte der Rothschilds. Propheten des Geldes, 2 Bände, Stuttgart 2002.; Siehe auch Morton, Rothschilds.

bildeten sie die Ausnahme und die jeweiligen „Zugeheirateten“ wurden nur schwer von der Familie akzeptiert.<sup>140</sup> Durch ihre Heirat mit Leopold de Rothschild wurde Mathildes Cousine Marie ein Mitglied einer der reichsten und angesehensten Familien Englands. Insbesondere über die Generation Leos schreibt Frederic Morton: „Vor ihnen war keiner jemals so reich gewesen, und nach ihnen konnte keiner, der so reich war, der großen Nivellierung durch die Gleichmacherei und die exorbitante Besteuerung entgehen, die das 20. Jahrhundert brachte [...]“.<sup>141</sup>

Über Maries und Leopolds Verlobung im Dezember 1880 gibt sich Mathilde zwar überrascht, lässt aber auch keinen Zweifel daran, dass sie etwas geahnt hätte:

„Als ich gestern meinen langweiligen nichtssagenden Brief fortschickte, dachte ich mir wohl `Wer weiß, was alles in Ascott vorgeht, währenddessen ich hier ganz ruhig am Schreibtisch sitze´, aber dass du dich so schnell entschließen wirst, wäre mir nicht im Traum eingefallen und kann ich´s noch jetzt kaum fassen. Es ist auch wirklich zu ungerecht, dass alle die gleichgültigsten Engländer dich früher als Braut sehen sollen, als gerade ich. Ich schäme mich ja beinahe, wenn ich mir vorstelle, dass du verlobt bist und ich weder deinen Bräutigam kenne noch überhaupt weiß, wie alles zuging. Warum verrätst du mir denn diesmal gar so wenig? [...] Ich vergehe vor Ungeduld, Details zu hören.“<sup>142</sup>

Maries bevorstehende Eheschließung wird in Mathildes darauffolgenden Briefen und auch im Nachhinein natürlich immer wieder thematisiert. Einige Tage nach der Hochzeit, bei der Mathilde nicht anwesend war, schreibt sie an ihre nunmehr verheiratete Cousine:

„Fritz [Fritz Perugia, Maries Bruder] hat zwar schon ziemlich ausführlich über die Hochzeit berichtet, ich sehne mich aber dennoch ganz grenzenlos nach deinem ersten „verheirateten“ Brief, der hoffentlich morgen kommen wird. Eure Festlichkeiten müssen wahrhaft glänzend gewesen sein.“<sup>143</sup>

Dass Maries und Leopolds Hochzeitszeremonie tatsächlich „glänzend“ und glamourös war – nicht zuletzt aufgrund der Anwesenheit des Prinzen von Wales – illustriert auch ein Artikel der London Times mit dem Titel „THE ROTHSCHILD WEDDING. A Jewish Marriage Service in the London Central Synagogue“:

---

<sup>140</sup> Siehe dazu Ferguson, Geschichte, 2, S. 311f.

<sup>141</sup> Morton, Rothschilds, S. 172.

<sup>142</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.12.1880, RAL.

<sup>143</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 22.1.1881, RAL.

„An impressive and beautiful ceremonial, at which the Prince of Wales was present, marked the celebration yesterday of the wedding between Mr. Leopold de Rothschild and Mlle. Marie Perugia. It was the first time that the Prince of Wales had been the spectator of a Jewish service. [...] Choice flowers decorated the entrance to the synagogue, and the steps leading up to the ark were lined with palms and ferns, among which were set white azaleas, camellias, arum lilies, and the bright red bracts of the Poinsettia pulcherrima. [...] The area, as well as the galleries, was occupied with ladies in bright costumes. Between the ark and the reading-desk stood the bridal canopy, or chupa, supported by four poles, and it was beneath this that the ceremony was solemnized. [...] As the bride passed into the synagogue the ladies in the front rows cast in front of her basketfuls of white flowers. [...] Mlle. Perugia wore white satin trimmed with Mechlin lace, which made a charming noud of lace in front. The train was of white satin and Mechlin point. Her veil was of white tulle, her bouquet small and of rare white flowers. Her dress in front was set with little sprigs of orange blossoms, sent from the south of France, and she wore the same sweet-scented blossoms in her hair. [...] Mlle. Perugia wore no jewels in her hair and the whole wedding party was conspicuous by the absence of jewelry. [...] The bridegroom had on his shoulder a silken scarf, in the borders of which was woven a thread of blue [Tallit, Gebetsschal]. It was marked in his initials in gold, united by a true lover's knot, and had been presented to him by his bride. [...] The Hallelujah Chorus was sung, a little altered by Mr. Oppenheim, by whom the music throughout was tastefully arranged, and the ceremony was over. The bride and bridegroom ascended the steps of the reading-desk to sign the marriage contract, the witnesses to which were the Prince of Wales and Baron Alphonse de Rothschild.“<sup>144</sup>

Marie und Leopold de Rothschild hatten drei Kinder: Lionel Nathan (geb. 1882), Evelyn Achille (geb. 1886) und Anthony Gustav (geb. 1887). Beruflich schlugen alle drei Söhne den Weg in das familieneigene Bankgeschäft ein. Lionel war in den frühen 1920-er Jahren auch politisch aktiv, und seine Mutter Marie engagierte sich während des Wahlkampfes in Form von „Canvassing“ sehr für ihren Sohn – sie ging also auf „Stimmenfang“ von Tür zu Tür. Mathilde schreibt im November 1922:

„Über das Canvassing hab ich schon öfter gelesen, besitze aber trotzdem keine rechte Vorstellung davon und bin voll Bewunderung, wie du Derartiges zuwege bringst. Woher mag

---

<sup>144</sup> The Rothschild Wedding. A Jewish Marriage Service in the London Central Synagogue. From the London Times, Jan, 30., <http://query.nytimes.com/mem/archive-free/pdf?res=F50C11FB345E10738DDDAB0894DA405B8184F0D3>, 25.10.2012, 07:20.

der merkwürdige Ausdruck Canvass stammen? Lionel hat jedenfalls vielen Grund, dir sehr dankbar zu sein. Weiß er deine Aufopferung zu schätzen?“<sup>145</sup>

Maries und Leos zweiter Sohn Evelyn Achille war – wie seine Brüder auch – ein begeisterter Patriot und zog während des Ersten Weltkriegs als Offizier an die Front. Er überlebte den Krieg nicht und starb im November 1917 an den Folgen schwerer Verletzungen, die er bei einem Kavallerieangriff auf türkische Stellungen bei El Mughar in Palästina erlitten hatte.<sup>146</sup> Im Mai desselben Jahres war auch sein Vater Leo gestorben. Zwei Jahre später, 1919, kommt Mathilde in einem Brief an Marie auf die beiden Todesfälle zu sprechen:

„Während du dich noch beinahe anklagst, dass du all das Schwere, das du durchgemacht hast, nicht abzuschütteln vermagst, kann ich dich meinerseits gar nicht genug bewundern, wie tapfer du offenbar bist. Wenn es dir nicht zu sehr gegen den Strich geht, möchte ich dich übrigens bitten, mir gelegentlich noch ein paar Details zu geben über die letzten Tage deines guten Leo, als über das Ende des armen Evelyn – sofern du selbst Genaueres erfahren hast. Konntest du seine sterbliche Hülle nach England bringen lassen?“<sup>147</sup>

Auch Maries und Leos dritter Sohn Anthony kämpfte als Soldat im Ersten Weltkrieg. Er wurde 1915 bei der Schlacht von Gallipoli zwar verwundet, überlebte den Kriegseinsatz jedoch und starb erst im Jahr 1961.<sup>148</sup> Seine Mutter Marie war am 8. April 1937 gestorben. Den letzten erhaltenen Brief an ihre Cousine schrieb Mathilde genau einen Monat vor deren Tod, am 8. März 1937. Sie nimmt darin auf eine eventuelle Verschlechterung von Maries Gesundheitszustand keinen Bezug und schließt mit den Worten: „Viele, viele Küsse von deiner ausnahmsweise bissl eiligen Thildi.“<sup>149</sup>

Marie Perugias/de Rothschilds ältere Geschwister waren Stefan (geb. 1859), Fritz (geb. 1857), Henrietta/Jetti (geb. 1855), Louise (geb. 1854) und Alfons, der bereits als Kleinkind gestorben war. Vor allem Fritz Perugia ist ein häufig erwähnter Akteur in Mathildes Briefen. Er schloss sein Studium der Rechtswissenschaften an der Universität Wien 1878 ab, arbeitete danach bei der Finanzprokurator und war zu Beginn der 1880-er Jahre außerdem

---

<sup>145</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.11.1922, RAL.

<sup>146</sup> Ferguson, Geschichte, 2, S. 529.

<sup>147</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 22.7.1919, RAL.

<sup>148</sup> Vgl. Ferguson, Geschichte, 2, S. 528.

<sup>149</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 8.3.1937, RAL.

einige Zeit als Jurist in der Bezirkshauptmannschaft Amstetten tätig.<sup>150</sup> Vor allem in seiner Studienzeit und in den Jahren danach war Fritz Perugia ein fixer Bestandteil des Scheyschen Familienkreises. Er hatte gemeinsam mit Mathildes Bruder Josef studiert und freilich auch häufig seine Freizeit mit ihm verbracht. Im August 1880 verrät Mathilde: „Gestern lumpten Josef und Fritz in Enzersdorf.“<sup>151</sup> Aus Mathildes Briefen Ende der 1870-er und zu Beginn der 1880-er Jahre geht hervor, dass sie mit ihrem Cousin Fritz ein geschwisterliches Verhältnis verband. Für sie gehörte er zum Kreis der „Buben“: diesen bildeten normalerweise ihre Brüder, je nach Anwesenheit von anderen jungen, männlichen und Mathilde nahestehenden Familienmitgliedern war dieser Kreis jedoch variabel. So erwähnt sie im Dezember 1879: „Gestern Abend waren die Buben (momentan aus Josef, Zenzi und Fritz bestehend) mit Korytowski [Withold Korytowski, Freund von Josef Schey] im Burgtheater und brachten letzteren zum Thee.“<sup>152</sup>

Die Qualität der Beziehung zwischen Fritz und Mathilde hatte sich im Laufe der Zeit verändert und ihr Cousin wurde zu ihrem Verehrer.<sup>153</sup> Mathilde drückt sich diesbezüglich in ihren Briefen an Marie etwas unklar aus, es besteht aber kein Zweifel daran, dass um das Jahr 1884 positive wie negative Spannungen zwischen ihr und Fritz bestanden hatten:

„Es hat oft auf meinem Gewissen gelastet, obwohl ich mir eigentlich keiner größeren Schuld bewusst bin, als dass ich eben einmal jung war und so jung, es nicht zu merken – d.h. nicht früh genug – dass Fritz, wenn auch nicht an Jahren, so doch sonst noch viel, viel jünger. Jetzt weiß ich das, weiß es schon lange Zeit und – `ich grolle nicht´ und hoffe zu Gott, er macht sich keine Vorwürfe. Sollte es der Fall sein, so gebe ich dir Vollmacht, ihm zu versichern, dass er keinen Grund dazu hat. Du brauchst es ja nicht einmal in meinem Namen zu tun, sag´s ihm von dir selbst, dass du aus bloßen Anspielungen meinerseits zur Überzeugung gelangt bist, dass ich ihm auch nicht die leisesten Vorwürfe mache. Wenn es mir nie wieder beschieden sein sollte, habe ich´s wenigstens einmal im Leben empfunden, dass es `ein Wunderbares´ gibt auf dieser Welt. Für diese Erfahrung kann ich ihm nur danken und – wie weit Einbildung, wie weit Wahrheit mitgespielt hat, ist schließlich einerlei.“<sup>154</sup>

---

<sup>150</sup> Siehe dazu Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.7.1878, RAL.; Bericht von Baron B... In: Letters, papers Achille\_Nina Perugia 1848-1881, RAL.

<sup>151</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 26.8.1880, RAL.

<sup>152</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.12.1879, RAL.

<sup>153</sup> Lieben, Zeit, S. 45.

<sup>154</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 29.10.1884, RAL.

Einige Zeit später lässt Mathilde Marie wissen, dass die Sache zwischen ihr und Fritz geklärt sei und dass es ihr gelungen sei, das Verhältnis zu ihrem Cousin „in die richtigen Geleise zu bringen.“<sup>155</sup>

Fritz Perugia war in gewisser Weise auch ein Sorgenkind der Familie. Er arbeitete ab 1884 für das Bankhaus Morpurgo et Parente in Madrid, geriet im Dienste der Firma allerdings durch diverse Geschäfte schnell in finanzielle Schwierigkeiten, woraufhin er wieder nach Österreich zog. Hoffnungsvoll, dass Fritzens Probleme sich durch die Rückkehr nach Österreich lösen würden, schreibt Mathilde an Marie im Juni 1886: „[...] in sein Vaterland zurückgekehrt würde es ihm nicht versagt sein, auch seinerzeit in die Politik einzugreifen, was sein Lieblingswunsch ist.“<sup>156</sup> Erfüllt hatte sich dieser Berufswunsch allerdings nicht.

Fritz Perugia heiratete Louise Petke, mit der er drei Söhne hatte. In den 1890-er Jahren hatte er weiterhin mit großen Schulden zu kämpfen, die ihn schlussendlich im April 1908 in den Selbstmord getrieben haben dürften. Mathildes Sohn Fritz Lieben schreibt in seinen Lebenserinnerungen:

„Die weitverzweigten Geschäfte, für die er herumreiste, brachten ihm am Ende schwere Verluste ein und, als er keinen Ausweg mehr vor sich sah, machte er in Paris durch einen Revolverschuss seinem Leben ein Ende. Er hatte Abschiedsbriefe an seine Frau, seine Schwestern, auch ein paar Zeilen an meine Mutter hinterlassen. Alle waren sich darüber einig, dass eine hohe Begabung, die evt. eine glänzende Karriere hätte erwarten lassen, hier – wohl durch falsche Berufswahl – in Nichts verlaufen war.“<sup>157</sup>

Nachdem Mathilde vom Tod ihres Cousins erfahren hatte, schreibt sie an Marie:

„Ich weiß bisher nichts anderes, als was in der Zeitung steht [...]. Jedenfalls werdet ihr beide, du und Louise [Louise Sassoon, Maries Schwester], in einer gar schmerzhaften Gemütsverfassung sein und ich kann nichts anderes sagen als dass ich in treuer Anhänglichkeit mit euch weine, sowohl über die eben eingetretene Katastrophe wie über all das Traurige, was sie herbeigeführt hat. [...] Ich bin selbst noch ganz fassungslos und umarme dich und Louise voll heißen Mitgefühls. [...] Der anderen armen Louise [Louise Perugia, Fritzens Ehefrau] habe ich nach Paris geschrieben. Wie hält sie sich in diesen

---

<sup>155</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 8.12.1884, RAL.

<sup>156</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 20.6.1886, RAL.

<sup>157</sup> Lieben, Zeit, S. 45.

schweren Zeiten? [...] Alle Welt betrauert [...] den selten lieben, sympathischen Menschen und vergisst seine Verirrungen. Deine sehr betrübte Thildi.“<sup>158</sup>

Über Maries Schwester Henrietta/Jetti äußert sich Mathilde vor allem bezüglich deren Hochzeit mit Alphonse Hirsch in Paris im Jahr 1879. Es hatte sich dabei wohl um eine arrangierte Ehe „par excellence“ gehandelt, um Jettis allzu langen „Mädchenstand“ zu verkürzen, der schnell auch in den Stand einer „alten Jungfer“ übergehen konnte. Einige Tage vor der Heirat befragt Mathilde ihre Cousine Marie über den Umgang der Brautleute miteinander, die sich kaum gekannt haben dürften: „Beschreibe mir doch ein wenig, wie sie [Jetti] mit ihrem Bräutigam ist und wie er sich benimmt, sehr zärtlich oder formell?“<sup>159</sup> Die Ehe dauerte nur fünf Jahre lang, da Alphonse Hirsch 1884 starb: „Eben erfahre ich, dass der arme Alphonse gestorben ist. So hart es klingt, glaube ich sogar, Jetti muss es beinahe als eine erwünschte Erlösung betrachten. Was hörst du von ihr?“<sup>160</sup> Warum Alphonse's Tod laut Mathilde für ihre Cousine Jetti eine Erlösung darstellen sollte – vielleicht aufgrund einer unglücklichen Ehe – bleibt offen. Jetti heiratete jedenfalls ein weiteres Mal und auch mit ihrem zweiten Ehemann Albin Valabregue lebte sie in Paris.

Zu ihrer zweiten älteren Schwester Louise, genannt Lusi, hatte Marie eine sehr innige Beziehung. Beide hatten ihre Eheschließungen – die zwar nicht im selben Jahr, aber am selben Tag (19. Jänner) stattgefunden hatten – als sehr junge Frauen (beide waren zur Zeit ihrer Hochzeit 19 Jahre alt) nach England verschlagen. Dort verbrachten die Schwestern sehr viel Zeit miteinander. Louise Perugia hatte am 19. Januar 1873 Arthur Sassoon geheiratet. Die beiden hatten einander in Wien, wo Arthur während einer Geschäftsreise einen Zwischenstopp eingelegt hatte, kennengelernt und die Hochzeit fand bald darauf in Triest statt.<sup>161</sup> Auf Louises Entscheidung, Arthur Sassoon zu heiraten, hatte ihre kleine Schwester Marie offenbar wesentlichen Einfluss. Louise Sassoon soll einer Bekannten nach ihrer Eheschließung anvertraut haben: „I would not have married my husband, had not Marie, who was then only ten years old, approved of him.“<sup>162</sup> Im Vorfeld der Hochzeit waren einige Mitglieder von Arthurs Familie nach Wien gekommen, wo auch die elfjährige Mathilde die Sassoons kennengelernt hatte. Am 8. Jänner 1873 schreibt sie: „Die Sassoons gefallen mir

---

<sup>158</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.4.1908, RAL.

<sup>159</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 12.4.1879, RAL.

<sup>160</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 18.7.1884, RAL.

<sup>161</sup> Stanley Jackson, *The Sassoons. Portrait of a Dynasty*, London 1968, S. 54.

<sup>162</sup> Jackson, *Sassoons*, S. 54.

sehr, die Mädchen speisten mit uns zugleich bei Onkel Adolf, besonders die von 13 Jahren gefällt mir sehr.“<sup>163</sup>

Die berühmte sephardische Familie Sassoon, deren Ursprünge im Irak liegen, baute im frühen 19. Jahrhundert ein erfolgreiches Kaufmanns- und Handelsunternehmen in Indien sowie im Fernen Osten auf und gelangte zu großem Wohlstand. Die Familienmitglieder ließen sich in unterschiedlichen Teilen der Welt nieder, einige auch in England.<sup>164</sup> Der im Jahr 1840 geborene Arthur – ursprünglich Abraham – war ein Sohn David Sassoons, der sich in Bombay niedergelassen und mit der Firmen-Expansion nach China reich geworden war. Arthur wurde von seinem Vater im Alter von 15 Jahren das erste Mal nach London geschickt. Dort lernte er nicht nur die englische Sprache, sondern entwickelte auch große Sympathien für den westlichen und vor allem englisch-viktorianischen Lebensstil.<sup>165</sup> Bevor er sich allerdings permanent in England niederließ, führte ihn sein Weg im Dienste des Familienunternehmens noch für einige Jahre nach Hong Kong.<sup>166</sup> Dass er sich dort nach westlichem Stil kleidete und sich von seinen Freunden nicht Abraham, sondern Arthur nennen ließ, hielt er vor seinem Vater geheim.<sup>167</sup>

Über Louise Sassoon wurden durch Maries und Leos Hochzeit Bande zwischen den großen englisch-jüdischen Familien Rothschild und Sassoon geknüpft – für den Historiker Niall Ferguson „das beste Beispiel einer dynastischen Allianz“.<sup>168</sup> Die Rothschilds und die Sassoons verkehrten natürlich in denselben und besten gesellschaftlichen Kreisen und der Prinz von Wales (Eduard VII.) zählte zu ihren Freunden. Dieser genoss vor allem die Gastfreundschaft und Gesellschaft von Louise: „[...] Louise was a hostess who rarely bored him. [...] She was almost incomparable in anticipating every whim of a favoured guest like the Prince of Wales.“<sup>169</sup>

Arthur Sassoon starb im Jahr 1912, seine Ehefrau Louise überlebte ihn um knapp 30 Jahre. Im Jänner 1927 fügt Mathilde in einen Brief die Beschreibung ihrer Cousine durch den ehemaligen Diplomaten Albert von Mensdorff-Pouilly-Dietrichstein ein:

---

<sup>163</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.1.1873, RAL.

<sup>164</sup> Vgl. Ferguson, Geschichte, 2, S. 312.

<sup>165</sup> Jackson, Sassoons, S. 28f.

<sup>166</sup> Vgl. Jackson, Sassoons, S. 29, S. 46f.

<sup>167</sup> Jackson, Sassoons, S. 31.

<sup>168</sup> Ferguson, Geschichte, 2, S. 312. Eine weitere familiäre Verbindung zwischen den Rothschilds und den Sassoons war die Eheschließung zwischen Aline de Rothschild und Sir Edward Sassoon im Jahr 1887.

<sup>169</sup> Jackson, Sassoons, S. 85.

„[Ich] will dir und Lusi nur noch schnell etwas aus dem Billet von Mensdorff abschreiben: `Ich kann Ihnen von Ihren 2 Cousinen die besten Nachrichten geben. Mrs. Leo schien sehrwohl mit ihrer neuen sympathischen Schwiegertochter sehr zufrieden. Mrs. Arthur war wie gewöhnlich die inkarnierte Güte und Liebenswürdigkeit und ist jetzt als ältere Frau eigentlich ebenso schön, wie sie es vor 30 Jahren war.´ Es war eigentlich sehr nett von ihm, mir das alles zu erzählen.“<sup>170</sup>

### **Adolf Landauer (1829-1885)**

Adolf Landauer war ab 1855 Prokurist in der Firma Landauer sowie später in der Firma seines Schwagers Friedrich Schey.<sup>171</sup> Da die Geschäfte der Firma Schey vom Palais der Familie am Opernring geführt wurden, begegnete Mathilde ihrem Onkel Adolf natürlich oft. So schreibt sie im Mai 1880, dass „Onkel Adolf [...] uns seine Bureaufenster zur Verfügung gestellt [hatte] und wir haben sie auch so ziemlich alle eingenommen“, um den Fronleichnamzug am Ring verfolgen zu können.<sup>172</sup>

Adolf Landauer ging eine Ehe mit Ellen Henrietta von Worms ein. „Tant´ Ellen“, wie Mathilde sie nennt, scheint sehr viel Zeit in England verbracht zu haben, vorzugsweise in Brighton. Im November 1879 schreibt Mathilde an die in London weilende Marie nicht ganz frei von Zynismus: „In Brighton wirst du ja die holde Tant´ Ellen sehn! Sie soll sich dort brillant unterhalten.“<sup>173</sup> Aus einigen von Mathildes Briefen geht unmissverständlich hervor, dass ihr ihre Tante Ellen nicht besonders sympathisch war: „Heute kömmt auch Tant´ Ellen an, das ist eine schöne Bescherung, ich fürchte mich davor.“<sup>174</sup> Ein anderes Mal schreibt sie an Marie, deren Antipathie gegen die Tante offenbar ähnlich ausgeprägt war: „Dass dir vor Tant´ Ellen mies ist, begreife ich, übrigens wird sie euch wohl nicht stark genieren.“<sup>175</sup>

Adolf und Ellen Henrietta Landauer hatten fünf Kinder: Henrietta (geb. 1858), Evelina (geb. 1859), George (geb. 1863), Laura (geb. 1865) und Julia (geb. 1868). Henrietta heiratete Maurice Weil. Vor allem ihre jüngere Schwester Evelina gehörte seit ihrer Eheschließung mit Mathildes Bruder Paul zum engen Scheyschen Familienkreis sowie auch deren Bruder

---

<sup>170</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 1.1.1927, RAL.

<sup>171</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 26.

<sup>172</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.5.1880, RAL.

<sup>173</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.11.1879, RAL.

<sup>174</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.7.1879, RAL.

<sup>175</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 26.11.1879, RAL.

George: „Vorgestern war ich also mit der Mutter und Evelina in Wien, wo wir zuerst Onkel Adolf im Bureau aufsuchten und dann einige Commissionen machten. Evelina und ich gingen auch zu Georgy, dessen Überraschung großartig war.“<sup>176</sup>

Georgy verbrachte – vielleicht aufgrund der häufigen Abwesenheit seiner Mutter – als Heranwachsender viel Zeit bei den Scheys. Im Juni 1879 schreibt Mathilde: „Gestern ist Onkel Adolf aus Lemberg zurückgekommen, während seiner Abwesenheit hat Georgy hier gewohnt.“<sup>177</sup> 1923, viele Jahre später, berichtet Mathilde ihrer Cousine Marie über den Besuch von Georgys Tochter Julia, und kommt auch wieder auf die unbeliebte Tant´ Ellen zu sprechen:

„Soeben hat die Tochter von Georgy Landauer bei mir geluncht. Sie ist eigentlich ein hübsches Mädels mit einem gewissen Charme, aber nicht besonders fein, sodass sie nicht just dein Geschmack wäre. Auch fürchte ich sehr, dass das Blut ihrer Großmutter Ellen zum Durchbruch kommen wird!“<sup>178</sup>

Adolf und Ellen Landauers viertes Kind Laura heiratete 1887 Alfred Waley, mit dem sie in England lebte. Ihre Schwester Julia ging 1890 eine Ehe mit Viktor von Keil ein. Mathildes Onkel Adolf Landauer starb in seinem 57. Lebensjahr, am 7. August 1885 in Ischl.<sup>179</sup> Seine Frau Ellen starb ebendort am 30. September 1894.<sup>180</sup>

### **Eduard Landauer (1831-1888)**

Eduard Landauer war zeitweise in Triest ansässig und war dort wahrscheinlich in der Firma Morpurgo et Parente tätig.<sup>181</sup> Er heiratete Virginia Morpurgo. Die beiden hatten drei Töchter: Emilie, Rosa und Irene, die später Mathildes jüngeren Bruder Moritz heiratete. Zu ihren Cousinen hatte Mathilde aufgrund der räumlichen Distanz nicht sehr viel Kontakt und sie lernte sie erst 1881 kennen. Als diese sich im Mai diesen Jahres in Wien aufgehalten hatten, schreibt sie an Marie: „Onkel Eduards Mädels sind viel netter als ich dachte, besonders Rosa gefällt mir recht gut. Es scheint, dass die Erziehung ihrer Pariser Tanten

---

<sup>176</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.7.1878, RAL.

<sup>177</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.6.1879, RAL.

<sup>178</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.5.1923, RAL.

<sup>179</sup> Todesanzeige Adolf Landauer, Neue Freie Presse, 8. August 1885, S. 4. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18850808&seite=20&zoom=33>, 2.11.2012, 06:40.

<sup>180</sup> Todesanzeige Ellen Henrietta Landauer, Neue Freie Presse, 2. Oktober 1894, S. 4. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18941002&seite=24&zoom=33>, 2.11.2012, 06:40.

<sup>181</sup> Vgl. Altfahrt, Friedrich Schey, S. 26f.

ihnen sehr genützt hat.“<sup>182</sup> Der Anlass des ersten Wien-Besuches von Mathildes Cousinen war ein trauriger, da ihre Mutter Virginia krank war und sich in der Stadt einer schweren Operation unterziehen musste. Mathildes Tante Nina Perugia schreibt diesbezüglich an ihre Tochter Marie:

„Die arme Virginia ist seit 6 Tagen hier in Wien. Man hat ihr eine schreckliche Operation machen müssen, diese ist glücklich ausgefallen, doch ist sie aus Folge dieser schrecklich schwach, und leidet noch immer ziemlich viel. Sie wohnt bei Dr. Braun [Hermann Braun], der unglaubliches geleistet hat, und Resi [Theresia Rosa Braun, geb. Lackenbacher] mit ihm, nun sie zu beherbergen. Nun bin ich beinahe immer bei ihr, ich habe es Pepi Morpurgo und Eduard, und Onkel Gustav versprochen, und werde mein Versprechen gewissenhaft, und gerne halten. [...] In einigen Tagen kommen die Mädchen her, mit ihrem Großvater, die Armen wünschten sich seit Jahren, nach Wien zu kommen, und jetzt geht ihnen dieser Lieblingswunsch in so traurigen Verhältnissen in Erfüllung.“<sup>183</sup>

Virginias Krankheit dürfte langfristig nicht geheilt worden sein, denn Mathilde schreibt sieben Monate nach der Operation:

„Du wirst wissen, dass die unglückselige Virginia wieder hier ist. Billroth [Theodor Billroth, Mediziner und Chirurg] war diesmal gescheit genug, sie selbst zu beruhigen und sie sowie die Mädeln sind jetzt in bester Laune, aber die Wahrheit scheint ganz hoffnungslos zu sein und ich kann gar nicht sagen, wie unendlich ich sie alle bedaure.“<sup>184</sup>

Ob Mathildes Tante Virginia an den Folgen ihrer Krankheit starb, ist nicht bekannt. Eduard Landauer starb im Jahr 1888.

### **Marie/Maria Landauer (1832-1918)**

Marie Landauer war mit dem aus Frankfurt stammenden späteren Baron Moritz Schnapper von Wimsbach verheiratet. Moritz Schnapper war Bankier und hatte mit seinem Bruder Arthur seit 1852 in Wien eine Wechselstube betrieben. 1863 gehörte er zu den Gründern der k. k. priv. allg. österr. Boden-Credit-Anstalt.<sup>185</sup>

---

<sup>182</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 7.5.1881, RAL.

<sup>183</sup> Nina Perugia an Marie de Rothschild, 3.5.1881, BOX 15 Marie de Rothschild\_Letters from her mother Nina Perugia\_1879-1892, RAL.

<sup>184</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 17.12.1881, RAL.

<sup>185</sup> ÖBL.

Moritz Schnappers Bruder Arthur war mit Emilie Dormizer verheiratet, die im Vorstand der Israelitischen Kinderbewahranstalt und des Frauenvereins tätig war.<sup>186</sup> Das Ehepaar Arthur Schnapper kam gelegentlich zu den Scheys auf Besuch und über eine Begegnung im Jahr 1877 schreibt Mathilde: „Auf Bahn sahen wir Arthur Schnapper mit seiner werten Gattin, die mir übrigens sogar die Hand gnädig reichte.“<sup>187</sup>

Auch Moritz und Arthur Schnappers Mutter Henriette lebte in Wien. Sie war eine Tochter von Benedikt Moses Worms und Jeanette Rothschild aus Frankfurt, und sie war die Tante von Mathildes unbeliebter Tante Ellen Landauer.<sup>188</sup> Mathilde musste Henriette von Schnapper hin und wieder Pflichtbesuche abstatten. Von einer dieser Visiten bei der damals 75-jährigen Dame in Bad Ischl schreibt sie im August 1878: „Wir besuchten heute Frau v. Schnapper, die ärger als je ist, ich konnte es kaum bei ihr aushalten.“<sup>189</sup> Am 30. Juli 1879 starb Henriette von Schnapper und wurde am 1. August begraben. Mathilde kommentiert den Todesfall folgendermaßen: „Heute Morgen war Frau von Schnappers Begräbnis, für sie ist die rasche Erlösung gewiss ein Glück und die Söhne, welche jetzt ziemlich erschüttert zu sein scheinen, werden sich, glaube ich, ziemlich bald fassen. Sehr groß war ja die Liebe doch nicht.“<sup>190</sup>

Wie schon erwähnt, hatte Mathildes Onkel Moritz Schnapper in den 1870-er Jahren Schloss Wimsbach in Oberösterreich erworben,<sup>191</sup> wo nicht nur das Ehepaar Schnapper, sondern auch deren Verwandte viel Zeit verbrachten. In Wien lebten die Schnappers, aus deren Ehe keine Kinder hervorgingen, zumindest Ende der 1870-er Jahre in einer Wohnung im Palais Schey.<sup>192</sup> Dementsprechend eng war auch der Kontakt zwischen Mathilde und ihrer Tante, der etwa aus regelmäßigen gemeinsamen Spaziergängen und Ausfahrten bestand, wobei die Tante offenbar nicht ohne Begleitung sein wollte. „Jetzt fangen auch meine Promenaden mit Tant´ Marie an“,<sup>193</sup> schreibt Mathilde im November 1879. Ein anderes Mal berichtet sie:

---

<sup>186</sup> ÖBL.

<sup>187</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 13.7.1877, RAL.

<sup>188</sup> Vgl. *Gaugusch*, *Adelige*, S. 128.

<sup>189</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.8.1878, RAL.

<sup>190</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 1.8.1879, RAL.

<sup>191</sup> Norbert *Grabherr*, *Burgen und Schlösser in Oberösterreich. Ein Leitfaden für Burgenwanderer und Heimatfreunde*, Linz <sup>3</sup>1976, S. 416.

<sup>192</sup> Siehe dazu etwa Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.11.1878; 11.11.1879; 23.11.1879, RAL.

<sup>193</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.11.1879, RAL.

„Soeben bittet mich Tant´ Marie, mit ihr in den Prater zu fahren und ich musste annehmen, da sie keine andere Begleitung hat, obwohl ich schon um den Ring gerannt bin. Bedauere mich wenigstens. Es ist schon zum zweiten Mal, dass ich diese Tour mache, in der Früh um den Ring, nachmittags die Praterallee hin und zurück.“<sup>194</sup>

Auch ihr Onkel Moritz Schnapper ist ein häufig vorkommender Akteur in Mathildes Briefen und auf eine seiner Charaktereigenschaften kommt sie oft zu sprechen: „Onkel S.“ konnte offenbar gut austeilen und sich über andere lustig machen, andererseits aber schlecht einstecken und war schnell beleidigt. Im Juni 1879 beginnt Mathilde einen Brief mit folgendem Satz: „Eben hat uns Onkel Schnapper verlassen, welchen ich (was unpassende Aussprüche betrifft) ärger als je fand [...]“<sup>195</sup> Im August 1880 schildert Mathilde, dass sich ihr damals knapp dreizehnjähriger Bruder Moritz für ein Geschenk nicht rechtzeitig und adäquat bei Onkel Schnapper bedankt hatte, woraufhin dieser offenbar höchst beleidigt reagiert hatte:

„Es ist sehr gescheit, dass Onkel S. den [Dankes-] Brief [von Moritz] nicht zurückgeschickt hat, denn das hätte sicher einen Skandal gegeben. Nicht etwa, dass die Mutter sich drüber gekränkt hätte, aber der Vater, obwohl er bis jetzt durchaus nicht Morizls Partei ergriffen hat, hätte sich´s gewiss nicht gefallen lassen, ohne irgendeine Grobheit zu erwidern, umso weniger als er ohnedies Onkel Schnappers Geschenk eher schofel<sup>196</sup> fand (was du mir aber versprechen musst, niemandem zu wiederholen). Es ist übrigens wirklich sehr frankfurterisch und höchst lächerlich, dass Onkel S. so beleidigt ist, weil ein Bub ihm nicht gleich dankt. Am Ende hat er´s ja doch noch in derselben Weise getan. Ich war selbst schon böse mit Moriz, aber gar so grässlich ist die G´schicht nicht!“<sup>197</sup>

Dass schnelles und vielleicht ungerechtfertigtes Beleidigt-Sein innerhalb der Familie mit dem Namen Schnapper verbunden wurde, mag auch folgender Satz an Marie trefflich illustrieren, in dem Mathilde wahrscheinlich auch auf die Redewendung „eingeschnappt sein“ anspielt: „Du müsstest wirklich eine Schnapper sein (und das würde kaum genügen), um beleidigt zu sein.“<sup>198</sup>

---

<sup>194</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 6.12.1878, RAL.

<sup>195</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.6.1879, RAL.

<sup>196</sup> Schofel/schofelig bedeutet kleinlich/knauserig/wertlos und ist eine Entlehnung aus dem Rotwelschen bzw. Westjiddischen.

<sup>197</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 22.8.1880, RAL.

<sup>198</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.6.1879, RAL.

Vor 1890 waren Moritz und Marie Schnapper in Wien umgezogen und zwar in das Haus Nr. 8 am heutigen Schuberttring, damals Kolowratring.<sup>199</sup> Moritz Schnapper starb am 28. August 1890 in Wimsbach und im Jahr 1891 zog Marie Schnapper in ein neu erbautes Stadtpalais in der Salesianergasse 3. Sie starb am 26. Mai 1918 an einer Lungenentzündung.<sup>200</sup> Wie bereits erwähnt, setzte Marie Schnapper als Universalerbin ihre Nichte Pauline Weisweiller ein. Des Weiteren vererbte sie Schmuck und andere Erinnerungsstücke an teils weit entfernte Verwandte wie Cousins und Cousinen bzw. Neffen und Nichten zweiten, dritten und vierten Grades. Marie Schnappers durch das Testament illustrierte Verständnis von Verwandtschaft und der enge Kontakt zu Angehörigen außerhalb der Kernfamilie kann zweifellos als beispielhaft für großbürgerliche Familien des 19. Jahrhunderts angesehen werden.<sup>201</sup>

#### **Emilie Landauer (1817-1840) und Charlotte Landauer (1820-1842)**

Emilie und Charlotte Landauer waren – in zeitlichen Abständen – mit Friedrich Schey verheiratet. Seine erste Gattin Emilie wurde am 25. April 1817 in Wien geboren, die Eheschließung fand Ende der 1830-er Jahre statt. Nach der Geburt der gemeinsamen Tochter Emilie Auguste starb Emilie am 19. Mai 1840 an Kindbettfieber, das Baby blieb am Leben. Knapp ein Jahr danach, im Juni 1841, heiratete Friedrich Schey die am 4. September 1820 geborene Charlotte Landauer. Wie ihre Schwester überlebte auch Charlotte die Geburt ihres Kindes nicht. Sie und das Neugeborene starben am 6. März 1842.

#### **Hermine Landauer (1822-1904)**

Die dritte Landauersche Tochter heiratete Friedrich Schey im Dezember 1846 in Triest. Die Ehe mit der am 6. Oktober 1822 geborenen Hermine Landauer dauerte bis zu Friedrichs Ableben am 15. Juli 1881. Über den Tod ihres Vaters, dessen Gesundheitszustand sich zumindest seit dem Herbst 1880 enorm verschlechtert hatte, schreibt Mathilde am 18. Juli 1881:

„Es war ein grausam harter Schlag und doch versichern uns die Ärzte, wir sollten Gott danken, dass er das Ende so plötzlich herbeigeführt hat, da sich sonst die Leiden immer

---

<sup>199</sup> Siehe Todesanzeige Moritz Freiherr Schnapper von Wimsbach, Neue Freie Presse, 29. August 1890, S. 4.; <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18900829&seite=20&zoom=33>, 2.11.2012, 14:00.

<sup>200</sup> Gaugusch, Adelige, S. 128.

<sup>201</sup> Gaugusch, Adelige, S. 129f.

gesteigert hätten. Dies unser einziger Trost in diesem grenzenlosen Kummer. Ich les gerade ahnungslos deine Zeilen vom zwölften, als Kati zu mir stürzt, ich solle schnell, schnell hinauf. Wie ich über die Stiege kam, weiß ich nicht, oben angelangt sah ich alles voll Blut, auch das geliebte unvergessliche Antlitz, was, glaube ich, schon damals leblos war. Die näheren und darauffolgenden Details wirst du mir gewiss nur gerne ersparen. Ich kann mich noch gar nicht fassen, es ist gar, gar so arg.“<sup>202</sup>

Hermine Schey überlebte ihren Gatten um 23 Jahre und starb erst am 26. April 1904.<sup>203</sup> Mathildes Sohn Fritz beschreibt seine Großmutter in seinen Lebenserinnerungen als „eine schöne, hochgewachsene Frau, energisch und rüstig bis in ihr hohes Alter. Sie muss reichlich 70 gewesen sein, als ich sie im Weiher des Lainzer Gartens durch einen Kopfsprung ihr tägliches Schwimmbad eröffnen sah.“<sup>204</sup>

Hermine und Friedrich Schey hatten sieben gemeinsame Kinder und Friedrichs Tochter aus erster Ehe mit Emilie Landauer wurde in die Familie aufgenommen.

### **Emilie/Emma Schey (1840-1913)**

Der Spitzname von Mathildes Halbschwester Emilie war Emmy/Emmi. Mathildes Sohn Fritz schreibt in seinen Lebenserinnerungen, dass die beiden Frauen einander „im Wesen und äußerlich besonders ähnlich [waren], obwohl [Emma] dem Alter nach [Mathildes] Mutter hätte sein können.“<sup>205</sup> Emma Schey wurde am 17. April 1840 geboren und heiratete am 1. Juli 1860 den aus London stammenden Bankier und Großhändler Anton/Anthony Baron Worms. Er war ein Bruder der bereits mehrmals erwähnten und von Mathilde nicht sehr geschätzten Ellen Landauer. Aus der Ehe von Emmi und Anthony gingen die Töchter Nina/Ninny, geboren – wie ihre Mutter – am 17. April 1861, Laura, geboren am 11. Juni 1862, und Gertrud/Gerty, geboren am 16. Dezember 1863, hervor. Ninny war zwar Mathildes Nichte, doch aufgrund des nahezu selben Alters verband die Mädchen eine geschwisterliche und freundschaftliche Beziehung. Ninny heiratete im Juli 1880 Baron Giorgio Enrico Levi, zu dem sie nach der Eheschließung in Wien bzw. Lainz nach Florenz zog. Die Familie des Bräutigams reiste zur Hochzeit natürlich aus Italien an, sehr zu Mathildes Missfallen:

---

<sup>202</sup> Mathildes Schey an Marie de Rothschild, 18.7.1881, RAL.

<sup>203</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 23f, S. 40.

<sup>204</sup> Lieben, Zeit, S. 19f.

<sup>205</sup> Lieben, Zeit, S. 34.

„Auf die Familie Levi freue ich mich ganz und gar nicht. Es war jetzt ein Onkel von Georges hier, der das Komischste von der Welt ist und Ninny behauptet, der Vater sei ähnlich. Was die Mutter betrifft, so ist sie, wie ich glaube, nur krank, sonst nicht so grässlich. Hingegen soll der Bruder ein wahres Scheusal sein. Schöne Aussichten!“<sup>206</sup>

Das Ehepaar Levi hatte zwei Töchter (Emmi, Lina) und einen Sohn (Anthony). Unter dem Eindruck von Ninnys Tod im Jänner 1922 schreibt Mathilde:

„Gestern bin ich [...] unterbrochen worden und heute – nachdem ich in der Früh die tieftraurige Depesche aus Florenz erhielt – fehlt es mir an Energie weiterzuschreiben. So waren dann die Todesahnungen der armen Ninny nur allzu begründet und ihre geschwächte Gesundheit vermochte nicht, gegen die tückische Influenza aufzukommen. Doch fehlen mir noch alle Details. Jedenfalls haben wir eine treue Freundin verloren, ein selten lauterer, edel-denkendes Wesen. Friede ihrer Asche und gesegnet ihr Andenken! Es hätte nicht viel gefehlt und sie hätte ebenso wie den Geburtstag auch den gleichen Sterbetag gehabt wie ihre treue Mutter, die am 27.1. verschied.“<sup>207</sup>

Einige Tage nach Ninnys Tod nimmt Mathilde auf deren Leben Bezug, das wohl kein außerordentlich glückliches gewesen war:

„Das letzte, was ich von Ninny bekam, war vom 19. [Jänner 1922] datiert und enthielt denselben lebensüberdrüssigen Satz, den du zitierst. Überhaupt muss ich leider befürchten, dass ihre Lebensbilanz keine sehr glückliche war. Erst hat sie weder die Ehe noch die neue Heirat befriedigt d.h. nicht genug entschädigt für die Trennung von Mutter und sonstigen Lieben. Dann kamen vielerlei Sorgen mit ihren Kindern und schließlich Krankheit und der verfl. Krieg.“<sup>208</sup>

Die zweite Tochter von Emmi und Anthony Worms, Ninnys Schwester Laura, wurde kein Jahr alt und starb am 3. März 1863. Auch das dritte Kind, Gerty, starb verhältnismäßig jung – im Alter von 26 Jahren – im November 1889 in Wien.

Nachdem Emmi Worms' Ehemann Anthony bereits 1864 gestorben war, heiratete sie in zweiter Ehe am 4. Juni 1882 den österreichischen Juristen und Universitätsprofessor Joseph Unger.<sup>209</sup> Die beiden hatten schon länger eine Beziehung geführt, was von der restlichen Familie sehr kritisch beurteilt wurde. Im September 1879 schreibt Mathilde:

---

<sup>206</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 5.7.1880, RAL.

<sup>207</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 28.1.1922, RAL.

<sup>208</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 6.2.1922, RAL.

<sup>209</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 41.

„Von Ninny erhielt ich schon zwei oder drei Briefe aus Salzburg. Unger ist auch dort und ... Julie hat mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit (sag's wirklich nicht weiter) anvertraut, dass es Ernst wird d.h. dass er zu einer Entscheidung kommen muss, entweder so oder so. Emmi scheint sich selbst nicht raten zu können und es hängt, glaube ich, davon ab, was Vater und Mutter dazu sagen.“<sup>210</sup>

Warum die Verbindung zwischen Emmi und Joseph Unger von der Familie nicht von Anfang an goutiert wurde, bleibt Gegenstand von Spekulationen. Vielleicht hatte die kritische Haltung konfessionelle Gründe: Um seine Universitäts-Karriere antreten zu können, hatte Joseph Unger sich nämlich 1852 taufen lassen; für die Eheschließung mit ihm war Emmi schließlich auch zum Christentum übergetreten.<sup>211</sup> In späteren Jahren zählte Mathilde das Ehepaar Unger jedenfalls zu ihren besten Freunden und bezeichnete Emmi und Joseph sogar als „Elitemenschen“.<sup>212</sup>

„Unvorbereitet, wie ich mich habe“ scheint ein Bonmot des von Mathilde hoch geschätzten Joseph Unger gewesen zu sein – diese Redewendung verwendet sie in ihren Briefen einige Male, „um unseren Unger zu zitieren, der einen Toast einst so begann.“<sup>213</sup> Joseph Ungers Sprachfertigkeit hatte nicht nur bei Mathilde Eindruck hinterlassen – er war dafür im Privaten wie in der Öffentlichkeit stadtbekannt. Seine Wortspielereien erschienen von Zeit zu Zeit in der „Neuen Freien Presse“, und unter dem Titel „Mosaik“ wurde eine Aphorismen-Sammlung publiziert.<sup>214</sup> Emmi und Joseph Unger starben nur wenige Monate nacheinander im Jahr 1913, sie am 27. Jänner und er am 2. Mai.<sup>215</sup>

### **Stefan Schey (1848-1892)**

Das erste gemeinsame Kind von Friedrich und Hermine Schey war Stefan. Er wurde am 2. Dezember 1848 geboren. Im Juni 1872 heiratete er standesgemäß die 1853 geborene Julie aus der Familie Brandeis-Weikersheim. Ihr Vater Salomon war königlicher englischer Konsul, Gesellschafter der Großhandelsfirma M.H. Weikersheim & Cie. und Aufsichtsrat der

---

<sup>210</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 26.9.1879, RAL.

<sup>211</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 41.; Anna L. Staudacher, "...meldet den Austritt aus dem mosaïschen Glauben". 18 000 Austritte aus dem Judentum in Wien, 1868-1914: Namen – Quellen – Daten, Frankfurt/Main 2009, S. 672.

<sup>212</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 31.3.1919, RAL.

<sup>213</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 27.10.1925, RAL.

<sup>214</sup> Karlheinz Rosbacher, Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle (= Literatur und Leben, 64), Wien/Köln/Weimar 2003, S. 346f.

<sup>215</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 42.

Ungarischen Westbahn.<sup>216</sup> Julie und Stefan Schey hatten drei Kinder: Gisela (1876-1900), Hubert Salomon (1877-1916) und Albrecht (1879-1968). Hubert arbeitete in einer führenden Position im Eisenwerk der Familie Rothschild in Wittkowitz und starb im April 1916.<sup>217</sup> Mathilde berichtet Marie von seinem Tod, nimmt auch kurz auf jenen seiner älteren Schwester Gisela Bezug und auf die Antipathie gegenüber ihrer Schwägerin Julie:

„Weißt du, dass der arme Hubert vorigen Monat gestorben ist? Du sahst ihn, glaube ich, vor einigen Jahren in der Schweiz. Er war ein lieber, guter Mensch & seine Mutter dauert mich, bei allem sonstigen Mangel an Sympathie, gar sehr. Ist es doch schon das zweite Kind, das sie verliert.“<sup>218</sup>

Das dritte Kind von Stefan und Julie, Albrecht, war offenbar eine Frühgeburt und litt deshalb an Gelbsucht.<sup>219</sup> Seine Beschneidung – von Mathilde als „Taufe“ bezeichnet – die normalerweise am achten Tag nach der Geburt eines Knaben stattfindet, wurde deshalb verschoben.<sup>220</sup> Albrechts spätere Ehefrau kam aus der Familie Rappaport.<sup>221</sup>

Mathildes Bruder Stefan verstarb 1892 in Arco, vielleicht an den Folgen einer Syphilis-Erkrankung. Zumindest könnte der Inhalt von Mathildes kurz vor seinem Tod geschriebenen Brief darauf hindeuten:

„Wir erhalten seit einigen Tagen gar traurige Berichte aus Arco und ich finde kaum die nötige Ruhe, um dir zu schreiben. [...] Du wirst wohl gewusst haben oder es mindestens erraten haben, dass Stefan nicht bloß wegen eines gewöhnlichen Katarrhs weggeschickt wurde; dass es aber so schnell so schlimm kommen würde, das hätten wir Keiner gedacht und ich glaub, selbst die Ärzte nicht. Es scheint, dass sich die böse Krankheit auch im Kopfe verbreitet hat und dass der Ärmste zeitweilig gar nicht mehr bei Bewusstsein ist – was vielleicht allerdings für ihn noch ein Glück ist. Du weißt, wir haben ähnliche schmerzliche Enttäuschungen erlebt, wie auch deine eigene Schwesterliebe sie leider erfahren hat und ich war ebenso wenig blind wie du. Aber der Glaube an all das Gute, der früher – vor seinen rätselhaften Charakterverirrungen vorhanden war, lässt sich halt nicht ausrotten und ich kann dir gar nicht sagen, wie weh ums Herz mir wird, wenn ich mir vorstelle, dass ich den

---

<sup>216</sup> Todes-Anzeige Salomon Brandeis-Weikersheim, Neue Freie Presse, 17. Januar 1877, S. 11.

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18770117&seite=11&zoom=33>, 4.10.2012, 15:20.

<sup>217</sup> *Altfahrt*, Friedrich Schey, S. 42.

<sup>218</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 27.5.1916, RAL.

<sup>219</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.6.1879, RAL.

<sup>220</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.6.1879, 17.6.1879, RAL.

<sup>221</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.8.1924, RAL.

Armen am Ende nie wieder sehen werde. Wie wird auch die Mutter den grässlichen Kummer ertragen und die armen Kinder?“<sup>222</sup>

Julie Schey lebte nach dem Tod ihres Mannes noch über 30 Jahre und verstarb am 7. August 1924 in Wien. Mathilde empfand Zeit ihres Lebens keine besondere Sympathie für ihre Schwägerin, was sie in einem Brief aus dem Jahr 1878 folgendermaßen ausdrückt: „Julie genieße ich, wie du weißt, nur gerne einen Esslöffel voll auf einmal.“<sup>223</sup> Nach dem Tod von Stefan Schey befürchtete Mathilde gar, „Julie wird einen unseligen Einfluss auf die Kinder haben und selbst diese große Prüfung wird sie nicht läutern.“<sup>224</sup> Über den Tod ihrer Schwägerin schreibt Mathilde:

„Zugleich mit deinen Zeilen vom 6. kam eine Depesche aus Wien, dass die arme Julie gestorben ist! Sie jammerte immer so viel über allerhand Schmerzen, dass ich die Sache vielleicht nicht ernst genug nahm und nicht ahnte, dass es ein letzter Abschied war, den ich vor der Abreise von ihr genommen habe. Umso ärger war mir der jetzige Schock, denn bei all ihren zuweilen aufreizenden Fehlern hatte sie doch auch viele gute Eigenschaften und schließlich ist wieder ein Stück Familie abgebröckelt. Das Ende scheint eine Lungenentzündung gewesen zu sein.“<sup>225</sup>

### **Charlotte Schey (1851-1939)**

Das zweite Kind von Hermine und Friedrich Schey war Charlotte, die am 5. Juli 1851 in Baden geboren wurde. Sie wurde Lotti genannt und heiratete den 1844 geborenen Fabrikanten Gustav Przibram aus Prag, der auch dichterisch unter dem Pseudonym „Hans Walter“ tätig war. Neben Gedichten verfasste er Dramen und bearbeitete die Prager Golemsage.<sup>226</sup> Über eines seiner Werke schreibt Mathilde 1878:

„Neulich habe ich „Dornröschen“ von Hans Walter gelesen, es hat, finde ich, so wenig Sinn, dass ich anfangs dachte, ich muss es nicht verstanden haben, bis Philipp [Philipp Forchheimer, Mathildes Cousin] mir versicherte, es stecke durchaus nicht mehr dahinter. Die Sprache ist jedoch stellenweise recht hübsch.“<sup>227</sup>

---

<sup>222</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 13.2.1892, RAL.

<sup>223</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.9.1878, RAL.

<sup>224</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 13.2.1892, RAL.

<sup>225</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 9.8.1924, RAL.

<sup>226</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 43.

<sup>227</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 5.9.1878, RAL.

Aus der Ehe der „Przis“, wie Charlotte und Gustav innerfamiliär genannt wurden, gingen vier Kinder hervor. Der älteste Sohn Walter wurde 1873 geboren. Über ihn schreibt Mathilde im August 1876, sie habe „ihn jetzt besonders lieb gewonnen.“<sup>228</sup> Eine Anekdote zu ihrem kleinen Neffen schildert sie im August 1878: „Von Walter hat Josef wieder etwas sehr Gutes erzählt, man hat ihm gesagt: „Schau, der Robertl Goldschmidt ist viel braver als du.“, worauf er hinzusetzte `aber viel dümmer.` Er dürfte wohl recht haben.“<sup>229</sup>

Beruflich schwebte Walter Przibram wohl eine wissenschaftliche Tätigkeit vor, er kam jedoch nicht mehr dazu, diese Laufbahn einzuschlagen. Er starb nämlich im Alter von nur 25 Jahren bei einem Unfall in Bonn am Rhein am 19. März 1898.<sup>230</sup> Der Titel seiner Doktorarbeit, deren Drucklegung Walter Przibram nicht mehr erlebte, lautete „Versuch einer Darstellung der Empfindungen“.<sup>231</sup>

Charlottes und Gustavs zweiter Sohn Hans wurde 1874 geboren. Etwa zwei Wochen nach seiner Geburt schreibt die zwölfjährige Mathilde: „Mein kleiner Neffe Hans ist sehr lieb und hübsch, er hat einen winzigen Mund und sehr viel dunkle Haare, findest du nicht den Namen entsetzlich? Mir tut er sehr leid, dass man ihm ihn gegeben hat.“<sup>232</sup>

Hans Przibram ließ sich 1908 taufen und wurde später ein bekannter Zoologe.<sup>233</sup> Über ein besonders tragisches Ereignis in seinem Leben, den Selbstmord seiner Frau, schreibt Mathilde im Dezember 1933:

„Die Frau von Hans Przibram hat Selbstmord begangen! Sie hinterließ einen langen Brief an ihren Mann, doch weiß ich nicht, was in ihm enthalten war, kann nur vermuten, dass eine zum zweiten Mal auftretende Gemütskrankung der ältesten Tochter sie zur Verzweiflung brachte. Ninsia [?] war immer besonders nett mit mir und ein großer Liebling von mir, daher mir dieses tragische Ende gar sehr nahe geht. Was muss die Arme ausgestanden haben, bis sie zum Äußersten schritt und Gift einnahm? Und denk dir nur, die jüngste Tochter war diejenige, die sie tot auffand. Sie schien eigentlich immer das heitere Element im Hause zu sein und war in früheren Jahren wunderhübsch. Erst in den letzten Zeiten ging sie in die Breite, du hast sie ja bei mir gesehen.“<sup>234</sup>

---

<sup>228</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.8.1876, RAL.

<sup>229</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.9.1878, RAL.

<sup>230</sup> Todesanzeige Walter Przibram, Neue Freie Presse, 20. März 1898, S. 18. <http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=18980320&seite=18&zoom=33>, 24.10.2012, 11:20.

<sup>231</sup> Lieben, Zeit, S. 37.

<sup>232</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.7.1874, RAL.

<sup>233</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 43.

<sup>234</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 9.12.1933, RAL.

Einige Tage später erläutert Mathilde den Selbstmord von Hans Przibrams Ehefrau:

„Ninsia selbst war nicht geisteskrank, sondern ihre älteste Tochter hatte schon zum zweiten Mal einen Anfall von Melancholie und das ist's, was sie zur Verzweiflung brachte. Es ist rührend, wie Hans sich zusammennimmt und nur immer das tut, wovon er glaubt, dass es seine Frau gewünscht hätte. So besuchte er auch mich kürzlich, um mir zu sagen, dass ich zu den wenigen in der Familie gehöre, die ihr nahe gekommen sind. Zu schade um das liebe, gute Geschöpf!“<sup>235</sup>

Hans Przibram selbst emigrierte 1939 nach Amsterdam. 1943 wurde er nach Theresienstadt deportiert und kam dort am 20. Mai 1944 ums Leben.<sup>236</sup>

Das dritte Kind von Charlotte und Gustav Przibram war Karl Gabriel, über dessen Geburt Mathilde am 21. Dezember 1878 schreibt: „Von Lottis glücklicher Entbindung wird euch wahrscheinlich ein Telegramm benachrichtigt haben. Schade, dass es wieder ein Bub ist. Mutter und Sohn befinden sich vollkommen wohl.“<sup>237</sup> Der Name Karl Gabriel stand nicht gleich nach der Geburt fest und Mathilde zeigte sich – wie schon bei Hans – skeptisch über die Namenswahl: „Mein jüngster Neffe wird vielleicht Thomas genannt, ein schöner Name ist's nicht, aber nicht viel ärger als die anderen.“<sup>238</sup> Einige Tage später stand schließlich fest, dass das Neugeborene nach Lottis und Mathildes im selben Jahr verstorbenen Onkel Karl Schey benannt werden sollte:

„Lotti habe ich erst einmal besucht, vom Kleinen sah ich äußerst wenig, er scheint nicht sehr schön zu sein, aber sehr groß und gesund, was wohl die Hauptsache ist. Er heißt Karl, womit ich nicht ganz einverstanden bin. Ich finde, man hätte mit diesem Namen auf einen Schey warten sollen.“<sup>239</sup>

Beruflich verschlug es Karl Gabriel Przibram – wie seinen Bruder Hans – in die Naturwissenschaften. Er wurde einer der bedeutendsten Physiker Österreichs im 20. Jahrhundert und wurde mit vielen Auszeichnungen geehrt – unter anderem im Jahr 1929 mit dem Lieben-Preis der Akademie der Wissenschaften, der durch eine Stiftung der Familie Lieben bereits im 19. Jahrhundert eingeführt worden war.<sup>240</sup> Den Zweiten Weltkrieg und die

---

<sup>235</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 17.12.1933, RAL.

<sup>236</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 43.

<sup>237</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.12.1878, RAL.

<sup>238</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.12.1878, RAL.

<sup>239</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 29.12.1878, RAL.

<sup>240</sup> Vgl. Arnbom, Gutmann, S. 179.; Vgl. Kohlbauer, Stellung, S. 42f.

nationalsozialistische Herrschaft überlebte Karl Gabriel in der Emigration in Brüssel, von wo er 1946 nach Österreich zurückkehrte. Er starb 1973 in Wien.<sup>241</sup>

Neben Hans und Karl hatten Lotti und Gustav Przibram noch die Tochter Friederike. Sie wurde 1881 geboren und verstarb 1944. Sie war mit einem Rechtsanwalt namens Lederer verheiratet. Lotti Przibram starb fünf Jahre vor Friederike, im Jahr 1939. Gustav Przibram war bereits im Jahr 1904 verstorben.<sup>242</sup>

### **Josef Schey (1853-1938)**

Zwei Jahre nach Charlotte, am 17. März 1853, kam Josef Schey zur Welt. Er schloss sein Studium der Rechtswissenschaften 1875 an der Universität Wien ab und arbeitete anschließend als Jurist bei der niederösterreichischen Finanzprokuratur.<sup>243</sup> Er habilitierte sich 1878 und wurde im September desselben Jahres zum Mitglied der Staatsprüfungskommission ernannt. Dazu Mathilde:

„Habt ihr in Wimsbach „Die Wiener Zeitung“? Es steht nämlich im gestrigen Blatt Josefs Ernennung zur Staatsprüfungskommission. Nächste Woche geht’s schon los. Es muss doch höchst komisch für ihn sein, besonders wenn er Bekannte trifft. [...] Übrigens nimmt sich Josef vor, anfangs nur leichte Fragen zu stellen.“<sup>244</sup>

An den Universitäten Wien und Graz war Josef Schey später als Professor für Römisches und Österreichisches Recht tätig.<sup>245</sup> Die Erlangung einer ordentlichen Professur an der Universität Wien gestaltete sich aber trotz seiner hervorragenden Qualifikation schwierig, wie aus einigen von Mathildes Briefen aus dem Jahr 1884 zu entnehmen ist:

„Unter seinen Kollegen ist es schon so ziemlich ausgemacht, dass Josef zum außerordentlichen Professor ernannt werden wird (bisher hatte er nämlich nur den Titel, ohne sonstige damit verbundene Vorteile) und das Ministerium wird’s wohl auch bewilligen, nur beabsichtigen sie, ihm noch immer keinen Gehalt zu geben, was wirklich ein Skandal ist und in welchem Punkt er eben nicht gleich nachgeben will. Er hat eine Menge schmeichelhafte Briefe über sein Buch bekommen und scheint es wirklich gut zu sein. Unger [Joseph Unger, Mathildes Schwager] ist ganz entzückt davon.“<sup>246</sup>

---

<sup>241</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 43f.

<sup>242</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 43f.

<sup>243</sup> Elisabeth Berger, Josef Schey von Koromla. In: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 22, Berlin 2005, S. 719.

<sup>244</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 30.9.1878, RAL.

<sup>245</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 44.

<sup>246</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 18.7.1884, RAL.

Über Josefs Ernennung zum ordentlichen Professor an der Universität Graz im Jahr 1885 und über seine Übersiedlung zeigte Mathilde sich erfreut. Die bevorstehende Trennung von ihrem Bruder, zu dem sie zeitlebens ein sehr inniges Verhältnis hatte, empfand sie aber als sehr negativ:

„Ich kann’s doch nicht länger aufschieben, dir mitzuteilen, dass Josef seit wenigen Tagen zum ordentlichen Professor in Graz ernannt worden ist [...] Für ihn ist es gewiss am Besten, er kommt fort von Wien. [...] [Es] wird [...] auch viel leichter sein, in Graz einfach zu leben als wie hier und soll sogar die dortige Gesellschaft sehr angenehm sein. Eines weiteren Kommentars bedarf es wohl nicht, du wirst dir vorstellen können, wie bang mir vor der Trennung ist, wie ich es kaum wage, an die Zukunft zu denken, wie ich aber die beste Absicht habe, mir nur sein Glück vor Augen zu halten und zuversichtlich hoffe, dasselbe wird mich schließlich für alles andere entschädigen.“<sup>247</sup>

Im Jahr 1897 folgte Josef Schey einem Ruf an die Universität Wien, wo er bis zu seiner Emeritierung 1925 lehrte und wo er auch bis 1933 als Honorarprofessor tätig war.<sup>248</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg war Josef Schey in den durch den Vertrag von St. Germain errichteten Schiedsgerichtshöfen in Paris und London als Schiedsrichter tätig.<sup>249</sup> Im Auftrag der österreichischen Regierung vertrat er etwa die Ansprüche des neu entstandenen Staates auf Kulturgüter gegenüber Belgien.<sup>250</sup> 1923 trat Josef Schey von seiner Position als Schiedsrichter zurück:

„Über Josefs Rücktritt ärgere ich mich ein bissl, d.h. über die Gründe, die dazu führten. Es scheint, dass er in irgendeiner Sache zu Ungunsten von Österreich entscheiden musste und dass er dann den Eindruck hatte, man nehme ihm das übel. Vorausgesetzt, dass er nicht zu empfindlich war, ist’s eigentlich zu dumm, denn er funktionierte ja nicht als politischer Vertreter Österreichs, sondern als Richter und da war es doch seine Pflicht und Schuldigkeit, bloß nach streng juristischem Gewissen das Urteil zu fällen. Ja, gegen sein Gewissen hätte er meiner Ansicht nach auf keinen Fall handeln dürfen, aber als Richter, wie gesagt, schon gar nicht. Ich glaub, die dummen Kerle werden’s noch sehr bereuen, denn ich bezweifle, dass sein Nachfolger mit den Engländern so gut auskommen wird, wo Josef doch

---

<sup>247</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 26.1.1885, RAL.

<sup>248</sup> Berger, Josef Schey, S. 719.

<sup>249</sup> Berger, Josef Schey, S. 720.

<sup>250</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

schon eingearbeitet war, die Sprache kennt und dergl. m. Im Übrigen bleibt alles, was ich dir da sage, streng unter uns, nicht wahr?“<sup>251</sup>

Über die Privatperson Josef Schey geben Mathildes Briefe weit mehr Auskunft als über den Juristen. Dass ihr Bruder ein sehr musikalischer Mensch war, beschreibt Mathilde häufig. Vor allem war er ein guter und leidenschaftlicher Pianist und nutzte das Klavierspiel auch als Ausgleich zu seiner Arbeit: „Josef ist ziemlich fleißig, wenigstens den Tag über (er hat in der Finanzprocuratur viel zu arbeiten), aber abends spielt er in letzter Zeit auf eine ganz rasende Art Klavier. Manchmal von 6 Uhr bis 10.“<sup>252</sup> Ein anderes Mal schreibt Mathilde, dass Josef „zum „Ausschnaufen“ ein bisschen Wagner spielt, ist beinahe selbstverständlich.“<sup>253</sup> Wie wichtig ihm das Musizieren neben seiner wissenschaftlichen, juristischen Arbeit war, geht auch aus folgendem Zitat hervor:

„Josef ist mit dem zweiten Teil seiner Arbeit endlich fertig, worüber ich wahrhaftig froh bin. Er hat die letzten Tage ganz unerlaubt viel geschrieben, von 6 Uhr Früh bis 1 Uhr nachts. Du kannst dir denken, wie grün er jetzt aussieht. Hingegen hat er sich heute ein Klavier ausgeliehen, was ihn hoffentlich für die Plag entschädigen wird.“<sup>254</sup>

Mathilde berichtet auch, dass Josef sängerisch begabt war – „ich komme direkt aus dem Steinsaal, wo ich mit Josef das letzte schöne Duett aus dem „Siegfried“ krächte“<sup>255</sup> – und dass er sich als Komponist betätigte: „Josef komponiert wieder ein Lied, den Text habe ich zufällig gefunden, es ist von Goethe „Trost in Tränen“, es scheint hübsch zu werden, so viel ich nach den ersten Noten urteilen kann.“<sup>256</sup> Als Josefs Komposition vollendet war, lässt Mathilde ihre Cousine wissen: „Josefs Lied ist wieder sehr hübsch ausgefallen, du wirst gewiss auch damit zufrieden sein. Hoffentlich kann ich’s bis zu deiner Rückkehr ordentlich singen, es ist nämlich nicht sehr leicht. Schade, dass Josef so wenig Zeit der Musik widmen kann.“<sup>257</sup>

Josef heiratete im März 1885 Henriette Lang, genannt Hansi. Ihr Vater Leopold Lang war Großhandlungsgesellschafter in Wien, ihre Mutter Ernestine stammte aus der Familie Hofmann von Hofmannsthal. Der Vater des berühmten Schriftstellers und Dichters Hugo von

---

<sup>251</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 12.7.1923, RAL.

<sup>252</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.6.1879, RAL.

<sup>253</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 13.11.1879, RAL.

<sup>254</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 20.10.1880, RAL.

<sup>255</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.9.1879, RAL.

<sup>256</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.8.1879, RAL.

<sup>257</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.8.1879, RAL.

Hofmannsthal war Ernestines Cousin.<sup>258</sup> Von Hansi Langs Familie ist bekannt, dass sie dem Komponisten Hugo Wolf jahrelang finanzielle Unterstützung zuteil werden ließ.<sup>259</sup> Dieser war wiederum auch oft im Hause Schey zugegen, da er Mathilde zumindest im Zeitraum zwischen 1874 und 1880 regelmäßig Musikstunden erteilte.

Der Eheschließung von Josef und Hansi waren ein langwieriges Hin und Her und viel Geheimnistuerei vorausgegangen, da sie von der Familie Schey offenbar nicht als die beste Wahl angesehen worden war. Mathilde nahm direkt und indirekt auf die Verbindung zwischen Josef und Hansi in ihren Briefen seit dem Jahr 1878 immer wieder Bezug. Die offizielle Verlobung der beiden fand im November 1884 statt und Mathilde offenbart zu dieser Zeit die Gründe für die vielen Jahre der unerfüllten Liebe des Paares:

„Gestern hat Hansi bei uns gespeist und den Abend hier verbracht. Während der „zehn Jahre“ scheint nichts anderes vorgefallen zu sein, als dass ihr Josef absichtlich auswich, wie man es seinerzeit von ihm verlangte, um sie womöglich zu vergessen und als sie sich endlich wieder begegneten, sah er eben, dass es umsonst sei, seinen Gefühlen und Absichten entrinnen zu wollen. Weshalb sie allein gewohnt hat, habe ich eigentlich zu fragen vergessen, aber gar so arg ist´s mit den Familienverhältnissen keinesfalls, gerade Hansi ist – wenigstens momentan – mit all ihren Geschwistern auf bestem Fuß und nur die anderen 2 Schwestern sollen bronilliert [?] sein. Ein Bruder hat neulich auch bei Paul gespeist. Josef schwärmt von ihm, weil er so ausgezeichnete Prüfungen gemacht hat. [...] Über die Mutter habe ich mich ja selbst mehr gekränkt und geärgert als vielleicht recht ist. Seit einigen Tagen finde ich sie aber Gottlob besser d.h. liebenswürdiger gegen Hansi. Sie hat ihr auch ein sehr hübsches Bracelet gegeben, was mich für Josef hauptsächlich gefreut hat. Gestern haben sie sich fotografieren lassen. Ich schick dir natürlich ein Bild, wenn es passabel ist.“<sup>260</sup>

Josef und Henriette/Hansi Schey hatten fünf Kinder. Die älteste Tochter Gerda Ernestine wurde im April 1886 in Graz geboren und war seit 1904 mit Hermann Goldschmidt verheiratet.<sup>261</sup> Dieser erwarb 1907 das bei St. Valentin in Niederösterreich gelegene Schloss Erla inklusive der Donauauen, mehrere zum Schloss gehörige Häuser und landwirtschaftliche Nutzflächen. Hermann und Gerda Goldschmidt betrieben dort eine große Land- und

---

<sup>258</sup> Siehe dazu Stammtafel der Familie Hofmann von Hofmannsthal. In: Georg Gaugusch, Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum Wiens 1800-1938, A-K (= Jahrbuch der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“, 16), Wien 2011, S. 1212-1222.

<sup>259</sup> Arnbom, Friedmann, S. 196.

<sup>260</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 12.11.1884, RAL.

<sup>261</sup> Gaugusch, Großbürgertum, S. 936.

Forstwirtschaft, in der viele Bewohner des Ortes beschäftigt waren.<sup>262</sup> Über einen Besuch bei ihrer Nichte schreibt Mathilde im Jahr 1920:

„In Erla war´s wirklich ganz nett. Gerda kümmert sich um alles in Haus und Hof und führt ein sehr tätiges Leben und dass sie ihren Gästen volle Freiheit lässt, zu tun und zu lassen, was sie wollen, hab ich mir (hoffentlich nicht in zu unbescheidenem Maße) zunutze gemacht, indem ich ziemlich oft in mein Zimmer verschwand mit einem Buch, oder im Freien herumschlenderte.“<sup>263</sup>

Die Goldschmidts unterstützten mit den Erzeugnissen des Gutes auch Gerdas Eltern in Wien, vor allem während der Zeit der Nahrungsmittelknappheit nach dem Ersten Weltkrieg. Mathilde schreibt im Jahr 1920, dass es Josefs und Hansis „Hauptglück war, dass sie Erla (Gerdas Gut) als Ressource hatten.“<sup>264</sup> 1939 emigrierten die Goldschmidts nach Brüssel und kehrten 1951 nach Österreich zurück.<sup>265</sup> Hermann Goldschmidt starb im Jänner 1970 auf Schloss Erla, Gerda starb zwei Jahre nach ihrem Ehemann.<sup>266</sup>

Gerdas jüngerer Bruder war Friedrich Schey. Er wurde 1887 in Graz geboren und starb 1961 in Argentinien. Er heiratete im September 1916 die Burgschauspielerin Anna Cäcilia Schindler.<sup>267</sup> Sie war eine verwitwete von Lieben, da sie mit Mathildes 1913 verstorbenem Neffen Robert Lieben verheiratet gewesen war. Anna Schindler war eine Verwandte von Alma Mahler-Schindler und eine Enkelin des liberalen Politikers Julius Alexander Schindler, der sich unter dem Pseudonym Julius von der Traun dichterisch betätigte.<sup>268</sup> Mit ihm war auch Mathilde bekannt; im Jahr 1919 schickt sie Marie eine Ansichtskarte von Schloss Leopoldskron in Salzburg und schreibt: „Dieses Schloss gehörte einst Julius von der Traun und ich habe ihn vor Jahren dort besucht. Jetzt gehört es Reinhardt [Max Reinhardt]!“<sup>269</sup>

Friedrich Schey lebte zeitweise in Tirol und betätigte sich als Schriftsteller. Mathilde schreibt 1919, ihr Neffe habe „einen kleinen Besitz in Tirol und lebt mehr oder minder vom

---

<sup>262</sup> Die Geschichte von Erla. In: <http://www.st-pantaleon-erla.gv.at/gemeinde/geschichte/geschichtee.html>, 12.10.2012, 07:30.

<sup>263</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.4.1920, RAL.

<sup>264</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 28.11.1920, RAL.

<sup>265</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>266</sup> Gaugusch, Großbürgertum, S. 936.

<sup>267</sup> Einer von Mathildes Briefen vom 17.12.1933 suggeriert, dass Friedrich Schey nach der Ehe mit Anna Schindler noch einmal geheiratet hatte.

<sup>268</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>269</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.9.1929, RAL.

Geld seiner Frau!“<sup>270</sup> Einer von Fritz Scheys Romanen aus dem Jahr 1936 trägt den Titel „Du allem ausgesetztes Herz“.<sup>271</sup> Vielleicht war es jenes Werk, auf das Mathilde im folgenden Zitat aus dem Jahr 1937 anspielt; auch auf die Familien- bzw. Vermögensverhältnisse ihres Neffen und seiner Gattin geht sie ein:

„Ich hab mir’s gleich gedacht, dass Fritzens Roman nicht nach deinem Geschmack sein wird. Seine Frau war reizend und auch vermögend durch ihren ersten Mann, der ebenfalls ein Neffe von mir war, nämlich Robert Lieben, welcher sich durch Erfindung der sogenannten „Verstärkerröhre“ (für Radio, Telefon etc.) einen großen Namen erwarb und durch das Patent viel Geld bekam. In Fachkreisen wird man auch in England davon wissen. Wie es momentan mit Anny Scheys Finanzen steht, ahne ich allerdings nicht, denn die holden Deutschen betrachten sich ja als berechtigt, solcherlei Vermögen nicht auszuliefern und das Patent war leider auch ein deutsches.“<sup>272</sup>

Am 30. März 1891 kamen die beiden nächsten Kinder von Josef und Hansi Schey in Graz zur Welt, die Zwillingenbrüder Herbert und Witold Artur.<sup>273</sup> Herbert heiratete 1919 Johanna Freiin von Buschmann.<sup>274</sup> Im selben Jahr schreibt Mathilde, dass er „eine gute Anstellung bei den Wittkowitz Werken durch Vermittlung von Louis Rothschild [hatte], musste aber um einen langen Urlaub einkommen, weil er leider einen leichten Lungenspitzenkatarrh erwischt hat und den Winter nicht in Wien verbringen soll. Er wird mit seiner jungen Gattin bei Gerda in Erla bleiben zunächst.“<sup>275</sup> Später arbeitete Herbert Schey als Versicherungsbeamter sowie im Österreichischen Kreditinstitut. 1938 wanderte er nach New York aus, 1971 starb er vermutlich in Wien.<sup>276</sup>

Witold Schey schlug beruflich die Ärztelaufbahn ein. Mathilde schreibt 1919, er sei „bereits „Doktor“, praktiziert aber noch nicht.“<sup>277</sup> Er heiratete 1923 Margarethe Mayer Gunthof, was Mathilde „etwas gewagt“ fand<sup>278</sup> und wozu sie ihrer Cousine Folgendes berichtet:

---

<sup>270</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>271</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>272</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.1.1937, RAL.

<sup>273</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.; Edmund de Waal, Der Hase mit den Bernsteinaugen. Das verborgene Erbe der Familie Ephrussi, Wien 2011, S. 169: „Jeder weiß, dass Hans Graf Wilczek der wirkliche Vater von Emmys Cousins ist, den Zwillingen Herbert und Witold Schey von Kormola.“

<sup>274</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>275</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>276</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>277</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>278</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 5.6.1923, RAL.

„Dass Josefs neueste Schwiegertochter von ihrem früheren Mann geschieden war, ist in der Tat belanglos, zumal weder sie noch den Gatten ein Verschulden traf, sondern sie einfach nicht zusammenpassten. Allerdings deshalb, weil sie ganz in Musik aufging und scheinbar überhaupt nicht für eine Ehe taugte. Da ist nun die Frage, wie es diesbezüglich mit Witold gehen wird. Besser harmonieren werden sie gewiss, doch sind sie eben beide etwas exzentrische Menschen, daher man unwillkürlich etwas besorgt ist. Zuerst war sie mit Moni Goldschmidts Sohn verheiratet (der sich kürzlich ebenfalls wieder verehelichte), und ich hatte sie als sehr hübsch in der Erinnerung, fand sie aber neulich minder hübsch.“<sup>279</sup>

Witold Schey arbeitete später als Chirurg in Wien. 1933 schreibt Mathilde von einem operativen Eingriff, dem sich einer ihrer Enkel unterziehen musste und berichtet: „Josefs Witold hat ihn vorgenommen.“<sup>280</sup> 1938 emigrierte Witold Schey mit seiner Gattin nach Belgien, von wo die beiden später nach London zogen.<sup>281</sup>

Irma war das jüngste Kind von Josef und Henriette Schey. Sie wurde 1894 geboren und heiratete später Heinrich Simon, den Herausgeber der „Frankfurter Zeitung“.<sup>282</sup> Irma lebte mit ihrem Ehemann in Deutschland und Mathilde schreibt im Juni 1922: „Josef hält sich auf der Rückreise noch bei seiner Irma auf und ich muss mich daher noch auf seine Reiseschilderungen gedulden.“<sup>283</sup> Im Oktober 1933 kommt Mathilde in Zusammenhang mit ihrer Nichte Irma indirekt auf die politischen Verhältnisse in Deutschland zu sprechen: „Endlich hat Irma Simon die Erlaubnis bekommen, herzureisen und ganz zufällig war ich gerade in der Theresianumgasse, als sie mit ihrem Baby eintraf, zur großen Freude von Josef und Hansi. Aber sie spricht kein Wort über die deutschen Verhältnisse! Das Kind ist wunderhübsch.“<sup>284</sup>

Henriette und Josef Schey starben beide in den 1930-er Jahren. Sie erlitt im Dezember 1933 einen leichten Schlaganfall, dessen unmittelbare Folge eine Sprachbeeinträchtigung war.<sup>285</sup> Zehn Tage nach Hansis Schlaganfall schreibt Mathilde: „Hansi geht es eher besser, aber sie ist eine äußerst schwierige Patientin, die dem Arzt um keinen Preis folgt und ich fürchte, der arme Josef hat eine schwere Zeit. Er tut mir gar zu

---

<sup>279</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.6.1923, RAL.

<sup>280</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 30.11.1933, RAL.

<sup>281</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>282</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>283</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.6.1922, RAL.

<sup>284</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.10.1933, RAL.

<sup>285</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 17.12.1933, RAL.

leid.“<sup>286</sup> Im Verlauf des nächsten Jahres bis zu ihrem Tod im Dezember 1934 hatte sich Henriette Schey von ihrem Schlaganfall nicht mehr gänzlich erholt, wie aus Mathildes Briefen hervorgeht. So berichtet sie beispielsweise im Jänner 1934:

„Mit der armen Hansi scheint es immer das Gleiche zu sein: sie geht sogar aus, spricht aber immer noch konfus, d.h. sagt andere Wörter, als sie eigentlich meint, was schrecklich peinlich sein muss. Gerda G. [Gerda Goldschmidt] kam dieser Tage zu mir, um mir genauer zu berichten, denn in der Theresianumgasse sind keinerlei Besuche erwünscht, da Hansi immer herausläuft, wenn sie jemanden hört und man Josef nie allein erwischen kann.“<sup>287</sup>

Hansis Gesundheitszustand wirkte sich insofern auf Josef aus, als er sich offenbar zu Hause um seine Frau kümmerte und ihm dadurch Zeit und Gelegenheit für soziale Kontakte fehlten: „Josef seh ich leider fast nie. Er hat nicht gern, wenn man ihn besucht, weil es ihm so peinlich ist, wenn man den Zustand der armen Hansi wahrnimmt und er weicht kaum je von ihr. Zu traurig!“<sup>288</sup> Am 4. Dezember 1934 hatte Henriette Scheys Leiden schließlich ein Ende und Mathilde berichtet Marie einen Tag später von Hansis Tod:

„Fast gleichzeitig mit deinem Brief erhielt ich die Nachricht, dass es mit der armen Hansi gestern Abend zu Ende gegangen ist. Sie war schon seit mehreren Tagen bewusstlos – hoffentlich auch schmerzlos – mit hohem Fieber und man sollte wahrscheinlich froh sein, dass das Martyrium für sie und ihre Umgebung vorüber ist. Aber der arme Josef tut einem halt gar so leid und ich weiß, dass gerade du zu denen gehörst, die mein Mitgefühl teilen wird. Daher überwinde ich mich denn auch, dir zu schreiben, obwohl ich nicht just Correspondenz-lustig aufgelegt bin. Ich selbst getraue mich gar nicht in die Theresianumgasse, denn ich hab einen quälenden Husten und Schnupfen, den ich nicht loswerde und niemandem anhängen möchte. Einerseits zieht es mich natürlich hin zu dem Ärmsten, andererseits bin ich so feig, dass mir die Verzögerung des Wiedersehens beinahe willkommen ist. Ich hab dir, glaub ich, schon gesagt, dass im März die goldene Hochzeit bevorstand. 50 Jahre des Beisammenseins, das will was heißen. Aber die Welt lässt sich nicht beirren in ihrem Lauf: der Eine geht, der Andere kommt.“<sup>289</sup>

---

<sup>286</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 27.12.1933, RAL.

<sup>287</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 8.1.1934, RAL.

<sup>288</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.3.1934, RAL.

<sup>289</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 5.12.1934, RAL.

Mathildes Bruder Josef Schey starb etwas mehr als drei Jahre nach seiner Gattin Hansi am 18. Jänner 1938 in Wien.<sup>290</sup>

### **Paul Schey (1854-1922)**

Das nächste Kind von Friedrich und Hermine Schey war Paul, geboren am 26. Juni 1854. Beruflich betätigte er sich in der familieneigenen Firma Schey als Prokurist. Nebenbei übte er – wie sein Vater – noch andere Ämter und Würden aus; er war u. a. Präsident des Verwaltungsrates der Vöslauer Kammgarnfabrik und Mitglied des Verwaltungsrates der Österreichischen Kreditanstalt für Handel und Gewerbe.<sup>291</sup> Im August 1878 heiratete Paul Schey in Bad Ischl seine am 24. August 1854 in London geborene Cousine Evelina Landauer. Sie war die Tochter von Adolf Landauer und Ellen Henrietta von Worms.<sup>292</sup> In seiner 2011 erschienenen Erzählung über die Familie Ephrussi, in welche eine von Pauls und Evelinas Töchtern später einheiraten sollte, schreibt Edmund de Waal: „Evelina verfügt über einen untadeligen Geschmack und trägt nur Weiß. Weiß das ganze Jahr über: von den Hüten zu den Schuhen, die sie im staubigen Sommer dreimal pro Tag wechselt.“<sup>293</sup>

Mathilde berichtet, dass Paul schon vor der Eheschließung Visitenkarten mit der Aufschrift „Baron und Baronin Paul Schey“ hatte anfertigen lassen. Sie schreibt, dass ihr dies „einen ganz eigentümlichen Eindruck machte, der Gedanke, ob sie diesen Titel wirklich verdient, drängt sich mir immer wieder auf, umso mehr, wenn ich ihn schwarz auf weiß sehe. Du missverstehst mich hoffentlich nicht, unter Titel meine ich nicht „Baronin“, sondern „Baronin Paul Schey“. Ich weiß, wie dumm es immer von mir war, aber ich habe mir eben die Frauen meiner Brüder nur als Fiktionen gedacht und nie als wirklich lebende Geschöpfe. Man muss sich an so manches gewöhnen und werde ich mich wohl auch an dies gewöhnen! Sage nichts über diese Karten, denn Paul zeigte sie mir ganz im Geheimen, da er fürchtet, man würde es ihm als Kinderei anrechnen, wenn man wüsste, dass er sie schon machen ließ.“<sup>294</sup>

Über die Pläne für Pauls und Evelinas Hochzeit – etwa über die Idee, eine Extra-Ausgabe einer Jux-Zeitung drucken zu lassen – schreibt Mathilde weiter:

---

<sup>290</sup> Berger, Josef Schey, S. 719.

<sup>291</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>292</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>293</sup> De Waal, S. 148.

<sup>294</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.7.1878, RAL.

„Übrigens hatte der Vater gestern eine Idee, die ordentlich ausgeführt gewiss recht hübsch wäre; nämlich einen „Floh“ oder anderes Witzblatt zur Hochzeit wirklich gedruckt erscheinen zu lassen. Es wäre dies natürlich kein billiger Spaß. Josef müsste die Zeichnungen machen und alle zusammen die Witze besorgen. Einstweilen ist dies noch tiefstes Geheimnis.“<sup>295</sup> Die Hochzeits-Ausgabe des Witzblattes „Der Floh“ wurde schlussendlich realisiert und vermutlich als Erinnerung an die Familienmitglieder und andere Hochzeitsgäste verteilt.

Dass Mathilde es als unnatürlich und eigenartig empfand, dass ihr Bruder Paul und die gemeinsame Cousine Evelina plötzlich Eheleute waren, schreibt sie einige Monate nach der Hochzeit der beiden: „Einen Spaziergang am Ring [...] habe ich schon mitgemacht, wir begegneten nicht vielen Bekannten, unter anderem Baron und Baronin Paul Schey, auf der Gasse sehen sie noch am ehesten wie verheiratet aus, aber im Zimmer ist es ganz lächerlich, besonders, da sie sich im Benehmen auch gleich geblieben sind.“<sup>296</sup>

Evelina betätigte sich schon in jungen Jahren als Dichterin und schenkte ihrem Ehemann Paul zum ersten Hochzeitstag „ein sehr schönes hirschledern eingebundenes Buch, in welches sie ihre sämtlichen Werke einschrieb.“<sup>297</sup> 1907 und 1927 wurden sogar Lyrikbände von Evelina Schey publiziert („Verse“; „Ufer entlang“).<sup>298</sup> Eine Ausgabe von „Ufer entlang“ ließ Mathilde Marie zukommen:

„Ich habe ein Bändchen Gedichte von Evelina eingefügt, welches kürzlich erschienen ist und einige wirklich sehr hübsche enthält. Ihre Verse sind diesmal ganz ungekünstelt – in wohlütigem Gegensatz zu den „Modernen“ – enthalten viel tief Empfundenes und echtes Naturverständnis. Ich glaub, sie werden auch dir gefallen.“<sup>299</sup>

Paul und Evelina verbrachten viel Zeit in ihrem Landhaus in Puszta Kövecses in der heutigen Slowakei. Dort befanden sich die Güter von Philipp Schey, welche die Brüder Paul, Josef und Vincenz von ihrem Großonkel geerbt hatten.<sup>300</sup> Evelina etablierte auf dem weitläufigen Landgut eine Hundezucht der Rasse Gordon Setter. Die erste Hündin soll in

---

<sup>295</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.7.1878, RAL.

<sup>296</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 22.10.1878, RAL.

<sup>297</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 20.8.1879, RAL.

<sup>298</sup> Vgl. Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>299</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 10.2.1927, RAL.

<sup>300</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

einer Kiste mit dem Orient-Express angeliefert worden sein, wofür der Zug einen Extra-Stopp bei der Haltestelle des Gutes eingelegt haben soll.<sup>301</sup>

Paul und Evelina Schey hatten vier Kinder. Die erste Tochter, Emilie/Emmy Henrietta, wurde am 9. Juli 1879 in Lainz geboren. Einen Tag nach der Geburt berichtet Mathilde: „Die Arme [Evelina] sieht sehr angegriffen und blass aus, aber am meisten erschreckte mich Paul, der muss auch viel ausgestanden haben. Die Kleine kann ich natürlich noch nicht beurteilen, sie hat wenigstens einen sehr weißen hübschen Teint.“<sup>302</sup>

Emmy Schey heiratete am 7. März 1899 den 1860 geborenen Viktor aus der berühmten Bankiers-Familie Ephrussi. Viktor, auch Tascha genannt, war der Sohn des aus Odessa stammenden Ignaz Ephrussi.<sup>303</sup> Edmund de Waal schreibt: „Die achtzehnjährige Emmy, aufregend schön und phantastisch angezogen, weiß, was sie will. [...]. Sie besitzt eine Art inneres Leuchten, hält sich – eine seltene Gabe – wie eine Frau, die sich ihrer selbst sicher ist. [...]. Sie hat viele Verehrer [...]. An Temperament fehlt es ihr nicht.“<sup>304</sup> Eine ähnliche Einschätzung, nämlich dass ihre Nichte Emmy eine auffallende Person war und mit ihren Reizen nicht geizte, findet sich bei Mathilde im Jahr 1924:

„Mit Emmy gehst du übrigens vielleicht zu streng ins Gericht. Was ich selbst an ihr aussetze, ist wohl das, was auch dich am meisten geniert: dass sie nicht fein aussieht und sich zu auffallend kleidet, was hauptsächlich für die Straße gilt (und mir scheint, du hast sie nur immer mit einem ihrer Riesenhüte gesehen). Aber sie ist doch eigentlich, was man eine belle personne nennt und hat zahlreiche Bewunderer.“<sup>305</sup> Emmy Ephrussi starb am 12. Oktober 1938 in Pusztá Kövecses. Dazu Edmund de Waal: „Weder Elisabeth noch Iggie [Elisabeth und Ignaz Ephrussi, zwei von Emmys Kindern] ließen mir gegenüber das Wort „Selbstmord“ fallen, aber beide sagten, sie habe nicht mehr weitermachen wollen.“<sup>306</sup>

Die zweite Tochter von Paul und Evelina Schey, Gertrud Margarethe/Gerty, wurde 1891 geboren. Sie ließ sich 1919 taufen und heiratete Tibór Thuróczy von Alsó-Köröskény.<sup>307</sup> Über die bevorstehende Eheschließung ihrer Nichte schreibt Mathilde: „Pauls Tochter Gerty soll nun heiraten. Der Bräutigam ist aus ihrer Nachbarschaft, hat zwar kein Vermögen, soll

---

<sup>301</sup> De Waal, Hase, S. 149.

<sup>302</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.7.1879, RAL.

<sup>303</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46f.

<sup>304</sup> De Waal, Hase, S. 147ff.

<sup>305</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 24.1.1924, RAL.

<sup>306</sup> De Waal, Hase, S. 266.

<sup>307</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 47.

aber höchst anständig sein & es besteht alle Hoffnung, dass ihre Wahl diesmal eine vernünftige ist.“<sup>308</sup> Einige Jahre später schreibt Mathilde in Bezug auf Gerty: „Ich glaube, dass ihre Ehe ein sehr gute ist. Aber heutzutage kann man das schwer wissen.“<sup>309</sup>

Gertys jüngere Schwester, Eva Nina, wurde am 23. Juni 1894 geboren. Sie heiratete Eugen Baron Weiss von Horstenstein und kam 1945 im Konzentrationslager Ravensbrück ums Leben.<sup>310</sup>

Das vierte Kind von Paul und Evelina Schey war Philipp, genannt Pips. Er wurde am 29. Juni 1881 geboren und starb am 27. Juni 1957 in Frankreich.<sup>311</sup> Einen Tag nach Philipps Geburt, der offenbar nach Pauls kurz zuvor verstorbenem Großonkel benannt wurde, schreibt Mathilde, sie habe etwas Erfreuliches zu berichten, „nämlich die Geburt von Evelinas Sohn. Ich war eben bei ihr und finde den Kleinen ganz menschlich. Deine Mama ist gestern Abend gerade zurecht gekommen, um dem Ereignisse beizuwohnen. Eine fragliche Unterhaltung!“<sup>312</sup> Über Pips schreibt Edmund de Waal: „Viele seiner Freunde stammen aus Künstlerkreisen und vom Theater, er ist zu Hause in etlichen Hauptstädten und ebenso untadelig gekleidet wie seine Schwestern.“<sup>313</sup> Auf die berufliche Laufbahn ihres Neffen kommt Mathilde nur einmal zu sprechen, doch worin genau seine Arbeit bestand, erwähnt sie nicht: „Unlängst besuchte mich Pips, der geschäftlich viel herumreist und offenbar fleißig ist, ob mit Erfolg, weiß ich nicht, doch bin ich ziemlich sicher, dass er seine Umsattlung früher oder später bereuen wird.“<sup>314</sup>

Philipp Schey war in erster Ehe mit Lily Goldschmidt-Rothschild verheiratet.<sup>315</sup> Sie starb acht Jahre nach der Scheidung, im Jahr 1929: „Die armen Mädeln von Lily Schey tun auch mir entsetzlich leid. Ich habe noch gar nichts gehört über ihr künftiges Schicksal, weiß nur, dass auf ihren Wunsch Pips jetzt bei ihnen ist.“<sup>316</sup> Schon seit 1921 war Philipp mit der Schauspielerin Else Eckersberg verheiratet, mit der er ebenfalls ein Kind hatte.<sup>317</sup> Die beiden ließen sich 1935 scheiden. Mathilde, die nicht sehr erfreut über Pipsens zweite Heirat war, echauffierte sich über ein Ereignis Else Eckersberg betreffend besonders:

---

<sup>308</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.3.1919, RAL.

<sup>309</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 9.12.1933, RAL.

<sup>310</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 45.

<sup>311</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 47.

<sup>312</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 30.6.1881, RAL.

<sup>313</sup> De Waal, Hase, S. 150.

<sup>314</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 19.12.1920, RAL.

<sup>315</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 25.

<sup>316</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.1.1929, RAL.

<sup>317</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.11.1925, RAL.

„Heute hat mich Pips beehrt, der für wenige Tage in Wien ist und ich fasste mir ein Herz, ihn wegen des Berliner Theaterskandals zu interpellieren. Er bestreitet, dass die Sache so schlimm war, sonst hätte er's nie erlaubt (?!). Es sei nur bei der Premiere ein Toilettstück seiner Gattin tiefer gerutscht als beabsichtigt war etc. Sollte er recht haben, dann verdient der Rezensent eine Ohrfeige, aber mir scheint, mit dem `Toilettstück' wird's doch nicht weit her gewesen sein!“<sup>318</sup>

Philipp Schey selbst soll hier nun auch noch zu Wort kommen. In einem Brief an seine Tante Mathilde vom November 1936 offenbart er interessante Einblicke in seine Weltanschauung. Er schreibt von seiner „sehr positiven Einstellung zu dem ganzen Experiment, das in Russland unternommen wurde! Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, dass ich ein Feind jeglichen Blutvergießens bin und dass ich vor einer Ausbreitung des Bolschewismus in den Formen, die er in Russland in der ersten Zeit hatte, genau so Angst habe wie alle „Bourgeois“, aber ich bin überzeugt, dass heute in Russland von starken Männern ein großer und ehrlicher Versuch unternommen wird, eine gerechtere und daher auch glücklichere Welt aufzubauen, und dass sie für diesen Aufbau 20, 30, vielleicht noch mehr Jahre äußeren Friedens brauchen. Und sollte ihnen in dieser Zeit der Aufbau gelingen – dann wird wohl die übrige Welt, hoffentlich ohne Blutvergießen, ihrem Beispiel folgen müssen. Aber darüber brauchen wir uns unsere Köpfe nicht mehr zu zerbrechen! Jedenfalls sehe ich vorläufig nur in Russland eine Zukunftshoffnung.“<sup>319</sup>

Paul und Evelina Schey waren über 40 Jahre – bis zu Pauls Tod am 22. Juli 1922 – verheiratet.<sup>320</sup> Paul hatte während der Ehe allerdings ein langjähriges Verhältnis mit einer anderen Frau gehabt, und Evelina hatte diese offenbar an Pauls Totenbett in einem Sanatorium in Württemberg kennengelernt. Nach Pauls Tod schreibt Mathilde im August 1922: „Die arme Evelina hat viel durchgemacht und soll nahe an einem seelischen Zusammenbruch gewesen sein. Leider höre ich nur wenig aus Kövecses und will sie nicht mit Anfragen sekkieren.“<sup>321</sup> Einen Monat später berichtet Mathilde Näheres über Pauls Verhältnis:

„Die Gerüchte, die du über Paul gehört hast, werden leider richtig sein. Er hatte schon Jahre ein Verhältnis und reiste im Sommer immer mit der Dame in Kurorte. Das

---

<sup>318</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 24.4.1926, RAL.

<sup>319</sup> Philipp Schey an Mathilde Lieben, 16.11.1936, BOX 18 Material relating to the Landauer and Perugia families, RAL.

<sup>320</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 46.

<sup>321</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.8.1922, RAL.

Schreckliche ist nun, dass er sie auch heuer mitnahm und – Evelina sie am Krankenbett antraf! [...]. Wie das Ganze kommen konnte, ist ein Rätsel, denn ich bin sicher, dass Paul bis zuletzt an Evelina hing wie ehedem und der Zusammenstoß muss auch für ihn entsetzliche Aufregungen hervorgerufen haben, was mich noch extra schwer bedrückt. Evelina ist mit der Person im selben Coupé zurückgereist. Es ist alles gar zu peinlich.“<sup>322</sup>

Evelina hatte sich ihrer Schwägerin Mathilde nach Pauls Tod anvertraut. Mit der Bitte um absolute Diskretion berichtet Mathilde ihrer Cousine von diesem Gespräch:

„Sie [Evelina] gibt zu, vor Jahren von der Sache gewusst zu haben und scheint sogar damals mit Paul selbst gesprochen zu haben. Aber sie dachte bestimmt, es sei längst alles vorüber. Und nun stell dir vor, dass der Arzt vom Sanatorium sie bei ihrer Ankunft mit folgenden Worten empfing: `Ich weiß, dass Familienangelegenheiten mich nichts angehen, aber die jetzige Pflegerin darf um keinen Preis vom Kranken entfernt werden.` Darauf fragte Evelina, wer denn diese Pflegerin sei. Und so erfuhr sie die Wahrheit, wenige Minuten, bevor sie ins Zimmer trat. Ist das nicht schrecklich? Sie sagt, es war wie eine Kreuzigung und trotzdem war dann ihr einziges Streben, den armen Paul zu beruhigen, er möge sich nicht aufregen, sie sei schon längst mit der Dame gut Freundin, wobei sie die Person an der Hand fasste. Ich brauche dich wohl nicht erst zu bitten, dass dies streng unter uns bleiben muss und ich Evelinas rührendes Vertrauen zu mir nicht missbrauchen möchte.“<sup>323</sup>

Evelina Schey starb acht Jahre nach ihrem Mann im Jahr 1930. Vor allem in den letzten beiden Lebensjahren hatte sich ihr gesundheitlicher Zustand stark verschlechtert. Mathilde schreibt von „Krämpfen der Blutgefäße“<sup>324</sup> und einige Zeit später von einem Schlaganfall, infolge dessen Evelina gelähmt war: „Wenn nur die Ärzte recht haben, dass sie auch nicht bei Besinnung ist. Aber wer weiß so etwas mit Bestimmtheit zu sagen? Jedenfalls gehört so ein Zustand zum Allertraurigsten.“<sup>325</sup> Im Frühjahr 1930 hatte Evelina Scheys Leiden schließlich ein Ende und sie wurde in Kövecses begraben.<sup>326</sup>

### **Vincenz Schey (1857-1904)**

---

<sup>322</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 23.9.1922, RAL.

<sup>323</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.11.1922, RAL.

<sup>324</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 28.10.1928, RAL.

<sup>325</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 6.12.1928, RAL.

<sup>326</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 4.4.1930, RAL.

Das nächste Kind von Hermine und Friedrich Schey, Vincenz/Zenzi, wurde am 17. März 1857 geboren.<sup>327</sup> Er blieb, wie bereits erwähnt, trotz zahlreicher Verkuppelungsversuche seines Großonkels Philipp Zeit seines Lebens unverheiratet. Beruflich verschlug es Zenzi Schey in den land- bzw. gutswirtschaftlichen Bereich. Erste praktische Erfahrungen sollte er bereits im Alter von 18 Jahren sammeln: „Zenzi geht wahrscheinlich im Oktober auch weg und zwar zu einem Freund des Vaters, welcher ein ausgezeichneter Ökonom ist und auf dessen Gut er sehr viel lernen kann, das Gut liegt sehr nahe an Güns.“<sup>328</sup> Besagter Freund des Vaters war vermutlich Robert Czilchert, welcher das Gut Gútor bei Schütt-Sommerein besaß.<sup>329</sup>

Zenzi Schey studierte Agrarwissenschaften und Ende Juni 1878 schreibt Mathilde, er sei „gestern Früh mit seinen Hochschul-Kollegen nach Ungarn abgereist, um ein dortiges Gestüt zu besuchen.“<sup>330</sup> Es liegt nahe, dass dieser Besuch für Mathildes Bruder den Anstoß gab, nach Ungarn zu ziehen. Ab 1878 verbrachte Zenzi Schey den Großteil des Jahres in der damals in Ungarn gelegenen Ortschaft Felsőjattó, und war dort vermutlich Land- und Gutswirt. Mathilde berichtet, dass Zenzi von dort zwar „nicht besonders melancholisch [schreibt], [er] dürfte sich aber doch ziemlich einsam fühlen, ich bedaure den armen Kerl, wenigstens so lange, bis er sich nicht in seinen Beruf hineingewöhnt hat.“<sup>331</sup> Eine seiner Leidenschaften scheint laut Mathildes Briefen das Jagen gewesen zu sein, im Dezember 1884 schreibt sie: „Diese Woche sind wieder die alljährlichen großen Jagden bei Zenzi in Ungarn.“<sup>332</sup> Ein anderes Mal berichtet Mathilde ihrer Cousine: „Gestern ist Zenzi angekommen, er sieht sehr gut aus und scheint sich in letzter Zeit mit Jagden recht gut unterhalten zu haben. Einmal hat er 42 Fasane geschossen, was nicht wenig ist.“<sup>333</sup>

In den 1890-er Jahren hatte sich Zenzi Schey in großen finanziellen Schwierigkeiten befunden und war auf familiäre Unterstützung angewiesen:

„Wir sind hier noch immer ganz besonders zufrieden und ich wäre es noch mehr, wenn nicht eine neue große Sorge auf mir lasten würde, nämlich Zenzis unglückselige Angelegenheiten, von denen du, wie ich weiß, schon erfahren hast und die, wie ich befürchte, auch dir eine unangenehme Episode verursacht haben werden. Hast du doch

---

<sup>327</sup> *Altfahrt*, Friedrich Schey, S. 47.

<sup>328</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.9.1875, RAL.

<sup>329</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 12.9.1875, RAL.

<sup>330</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 29.6.1878, RAL.

<sup>331</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.9.1878, RAL.

<sup>332</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 4.12.1884, RAL.

<sup>333</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.12.1878, RAL.

gewiss – und mit vollem Recht – gehofft, Leo nie wieder mit solchen Angelegenheiten kommen zu müssen. Wie hat er diese abermalige Zumutung aufgenommen? Das Resultat hat jedenfalls deiner lieben großmütigen Fürsprache alle Ehre gemacht. Leider Gottes ist trotz allen neuen Geldopfern (denen sich Adolf zu meiner Freude aufs Teilnehmendste und Generöseste anschloss) die Sache noch lange nicht geordnet und ich zittere, ob ein Ausgleich überhaupt zu Stande kommen wird. [...] Kurzum, ich bin wirklich recht desparat. Wenn man nur wenigstens noch eine Zukunft dem armen Zenzi erkaufen könnte – aber mein Optimismus schrumpft immer mehr und mehr zusammen.“<sup>334</sup>

Am 29. Oktober 1904 starb Zenzi Schey im Haus der Familie Przi Bram am Parkring in Wien.<sup>335</sup>

### **Mathilde Schey (1861-1940)**

Die Nächste in der Kinderfolge von Hermine und Friedrich Schey ist die durch ihre Briefe im Mittelpunkt der vorliegenden Studie stehende Mathilde. Sie wurde am 14. März 1861 geboren. Nach dem Tod ihres Vaters wurde Mathilde am 31. Oktober 1881 mit 20 Jahren für volljährig erklärt, was sie ihrer Cousine kurz und knapp mitteilt: „Gestern bin ich „großjährig“ erklärt worden und musste leider zu dem Zwecke in den Justizpalast, was freilich den einen Vorteil hatte, dass ich endlich die dortige Halle zu sehen bekam. Sie ist wirklich sehr schön!“<sup>336</sup> Ein paar Tage später erläutert sie, wie die Formalität vonstatten ging: „Im Justizpalast habe ich ein Protokoll unterschrieben und auf die Frage, ob ich damit einverstanden bin, ein `Ja´ gelispelt, sonst nichts.“<sup>337</sup>

Mathilde heiratete am 18. Dezember 1887 den aus der berühmten Bankiers-Familie stammenden, 1836 geborenen Chemiker Adolf Lieben. Der Eheschließung war keine besonders lange Zeit des gegenseitigen Kennenlernens vorangegangen, wie einem von Mathildes Briefen vom 24. Oktober 1887 zu entnehmen ist:

„Gestern Früh bekomme ich als Willkommensgruß ein prachtvolles Nelkenbouquet von Prof. Lieben. Ich muss sagen, obwohl die anderen sein Benehmen schon seit Langem verdächtig gefunden haben, war ich über die Maßen überrascht und die Blumen haben mir zunächst eine schlaflose Nacht eingetragen. [...]. Kennst du Prf. L.? Du weißt, dass vor Jahren

---

<sup>334</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 19.8.1893, RAL.

<sup>335</sup> *Altfahrt*, Friedrich Schey, S. 47.

<sup>336</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 1.11.1881, RAL.

<sup>337</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 7.11.1881, RAL.

sein Bruder die gleiche Geschmacksverirrung zeigte; ihn selbst, Prf. L. nämlich, habe ich eigentlich kaum gekannt, bis er voriges Jahr in Königswart auftauchte. Dann besuchte er uns ein paar Male in Wien und Lainz und kam heuer abermals von Karlsbad aus nach Königswart, war aber immer so zurückhaltend wie nur möglich, sodass mir faktisch erst die gestrigen Blumen zu denken gaben. [...] Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass dies alles streng unter uns bleiben muss, denn es ist noch immer ebenso möglich, dass Prf. L. überhaupt an nichts weiter denkt, ganz abgesehen von dem, was ich im kritischen Moment sagen würde.“<sup>338</sup>

„Im kritischen Moment“ hatte Mathilde schließlich „Ja“ gesagt und schreibt ihrer Cousine am 9. November 1887: „Mein Bräutigam heißt Adolf. Mögest du Recht behalten und ich die gute Frau werden, die du von mir erwartest und die er wahrhaft verdient. Er wohnt im Gebäude des Chemischen Laboratoriums in der Nähe der Votivkirche, IX, Wasagasse 9. Früher oder später wirst du dir die Adresse wohl merken müssen!“<sup>339</sup>

In einer autobiographischen Notiz aus dem Jahre 1906 nimmt auch Adolf auf seine Eheschließung mit Mathilde Bezug: „Ein besonders wichtiges Erlebnis für mich war meine im Dezember 1887 erfolgte Vermählung mit Baronin Mathilde Schey aus Wien. Ich habe zwar spät geheiratet, aber das Experiment ist überaus glücklich ausgefallen und zwei heranwachsende Söhne beleben unser Haus.“<sup>340</sup>

Mathilde und Adolf Lieben hatten insgesamt drei Kinder. Friedrich/Fritz wurde am 25. Februar 1890 geboren. Nachdem er als Soldat am Ersten Weltkrieg teilnehmen musste – „Fritz muss am 6. [August 1914] fort, wenn nicht früher, ist aber schon hier eingerückt und sieht schon jetzt schlecht aus“<sup>341</sup> – schlug er die naturwissenschaftliche Laufbahn ein und arbeitete ab 1919 am Chemischen Institut der Universität Wien.<sup>342</sup> Fritz Lieben wurde 1925 Privatdozent für physiologische Chemie und veröffentlichte zahlreiche Studien, unter anderen eine „Geschichte der physiologischen Chemie“.<sup>343</sup> Das Werk wurde 1934 veröffentlicht und Mathilde berichtet ihrer Cousine im Jahr 1935 stolz: „Fritz bekommt in

---

<sup>338</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 24.10.1887, RAL.

<sup>339</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 9.11.1887, RAL.

<sup>340</sup> Adolf Lieben, Erinnerungen an meine Jugend- und Wanderjahre. In: Festschrift Adolf Lieben zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum und zum siebzigsten Geburtstage von Freunden, Verehrern und Schülern gewidmet, Leipzig 1906, S. 1-20, hier S. 20.

<sup>341</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.8.1914, RAL.; Zu Fritz Liebens Einsatz im Ersten Weltkrieg siehe auch Lieben, Zeit, S. 103-123.

<sup>342</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1919, RAL.; Siehe auch Arnbom, Friedmann, S. 204.

<sup>343</sup> Arnbom, Friedmann, S. 204.; Siehe dazu auch Lieben, Zeit, S. 174f.

einem fort die schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben. Eine wissenschaftliche Autorität versichert ihm, seine Arbeit sei ein Standard-Werk und dergl. m.“<sup>344</sup>

Im Juni 1921 verlobte sich Fritz Lieben mit der 1897 geborenen Gerda Seutter von Loetzen: „Der Roman spielt schon lange, daher ich mich doppelt freue, dass er nun endlich einer, will’s Gott, glücklichen Lösung entgegen geht. [...]. Die Braut heißt Gerda Seutter von Loetzen (eine protestantische Familie), ist 24 Jahre alt und wengleich nicht ausgesprochen hübsch, doch eher interessant mit schönen Augen.“<sup>345</sup> Fritz ließ sich am 11. September 1921 in der Evangelischen Stadtpfarre AB taufen und ebendort fand acht Tage später die Hochzeit mit Gerda Seutter statt.<sup>346</sup> Mathilde schreibt:

„Gottlob ist die Feier recht stimmungsvoll verlaufen und das junge Paar schien glücklich ungerufen! [...]. Beinah war ich – sehr ausnahmsweise – über meine Taubheit froh. Wenn ich den Gesang und die Reden in der Kirche und beim Dejeuner gehört hätte, wär’s mir gewiss viel schwerer geworden, to keep up appearances.“<sup>347</sup> Aus der Ehe von Fritz und Gerda Lieben, die 1938 geschieden wurde, gingen vier Kinder hervor: Johann Christoph, Verena, Joachim Paul und Wolfgang Michael.<sup>348</sup> Der Wortlaut im Scheidungsakt legt nahe, dass sich das Ehepaar Lieben aufgrund der nationalsozialistischen Polemik gegen sogenannte „Mischehen“ und der damit verbundenen Verfolgungspraxis zur Trennung entschlossen hatten. Vermutlich hatte sie auch das im Sommer 1938 erlassene nationalsozialistische Ehegesetz in ihrer Entscheidung beeinflusst.<sup>349</sup>

Mathildes Sohn Fritz emigrierte 1940 nach Belgien und von dort nach Frankreich, wo er einige Zeit als Gefangener in unterschiedlichen Lagern verbrachte. Über Lissabon konnte er schließlich in die USA ausreisen.<sup>350</sup> Im Jahr 1953 kehrte Fritz Lieben aus dem Exil nach Österreich zurück,<sup>351</sup> wo er am 2. Jänner 1966 verstarb und im Familiengrab am Döblinger Friedhof begraben wurde. In seinen 1961 verfassten Lebenserinnerungen schreibt Fritz Lieben über die Zeit nach 1945 immer wieder von „meiner Frau“. Sowohl er als auch Gerda Seutter dürften die Scheidung ihrer Ehe im Nachhinein für null und nichtig angesehen haben

---

<sup>344</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 15.3.1935, RAL.

<sup>345</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.6.1921, RAL.

<sup>346</sup> Georg Gaugusch, Genealogie der Familie Lieben. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 227-238, hier S. 233.

<sup>347</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.9.1921, RAL.

<sup>348</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 233f.

<sup>349</sup> Siehe dazu Alexandra Przyrembel, „Rassenschande“. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 190), Göttingen 2003, S 92.

<sup>350</sup> Siehe dazu Lieben, Zeit, S. 187-224.

<sup>351</sup> Lieben, Zeit, S. 270.

und Fritz Lieben empfand den Tod seiner Frau Gerda im Oktober 1955 als „schweren Verlust“.<sup>352</sup>

Das zweite Kind von Mathilde und Adolf war die am 2. August 1892 geborene Edith Lieben. Sie starb im Alter von nur zwei Jahren am 16. Dezember 1894 an Diphtherie.<sup>353</sup> Knapp drei Wochen nach dem Tod ihrer Tochter schreibt Mathilde:

„Unsere Quarantäne ist gänzlich aufgehoben und ich habe keine Ausrede mehr, mich der Correspondenz zu entziehen. Aber das Schreiben fällt mir noch unendlich schwer und du darfst für's Erste nicht viel von mir verlangen. Es drängt mich nur, dir und Louise [...] zu sagen, dass ich eure liebevolle Teilnahme voll Dankbarkeit entgegen genommen habe und dass mich dieselbe tief bewegt hat. Auch Adolf dankt euch von ganzem Herzen. Ja, es ist uns eine schwere Prüfung auferlegt worden und man muss staunen, was der Mensch alles aushält und wie man mit solchen Herzenswunden doch weiterleben kann.“<sup>354</sup>

Heinrich/Heini, Mathildes und Adolfs drittes Kind, wurde am 17. Februar 1894 geboren. Anders als sein Bruder musste er nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht sofort einrücken: „Heute vor einem Jahr ist mein Fritz fort! Ich staune, dass ich noch lebe! Heini wird noch hier abgerichtet & dies schlägt ihm erstaunlich gut an!“<sup>355</sup> Nach dem Krieg widmete Heini „sich dem Bankfach im Comptoir seines Onkels Richard L.“<sup>356</sup> und trat in das Bankhaus Auspitz & Lieben ein. Die Weltwirtschaftskrise führte zum Zusammenbruch der Creditanstalt und brachte 1931/32 schließlich auch das Bankhaus Lieben & Auspitz zu Fall. Heini und die gesamte Familie waren davon natürlich unmittelbar betroffen:

„Ich verstehe von allem Geschäftlichen so gar nichts und bin momentan durch die Plötzlichkeit dieses Unglücks so verdattert, dass ich dir keine Details geben kann. Dass man ganz unverschuldet (denn ein solideres Bankhaus hat's, glaub ich, nie gegeben) in so eine Katastrophe hineingewirbelt werden kann, geht schwer in meinen Schädel ein. Das Debakel der Creditanstalt hat eben bewirkt, dass von einem Moment zum anderen sämtliche Kredite gekündigt wurden und nun stehen wir da vis à vis de rien, zumal alle diejenigen, die in früheren Zeiten bestimmt geholfen hätten, jetzt selbst nichts mehr haben. [...]. Ich selbst

---

<sup>352</sup> Lieben, Zeit, S. 272.

<sup>353</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 234.

<sup>354</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 8.1.1895, RAL.

<sup>355</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.8.1915, RAL.

<sup>356</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1919, RAL.

komme ja für die Zukunft kaum mehr in Betracht. Aber für meine Kinder und Enkel blutet mir das Herz – ich hatte Anderes für sie erträumt!“<sup>357</sup>

Heinrich Lieben verlobte sich im März 1921 mit der 1895 geborenen Margit Freiin Döry de Jobbaháza.<sup>358</sup> Dazu Mathilde:

„Meine Hauptnachricht heute ist, dass sich Heini verlobt hat mit einer Baronesse Döry! Die Sache spielt schon seit einem Jahr. Ich selbst habe aber das Mädchen erst jetzt kennengelernt, d.h. habe sie etwa 3 Mal gesehen, kenn sie also eigentlich noch gar nicht und weiß daher noch gar nicht, bis zu welchem Grade ich mich freuen soll.“<sup>359</sup>

Heini ließ sich – vermutlich für die Eheschließung, die am 5. Juli 1921 stattfand – am 2. Mai desselben Jahres römisch-katholisch taufen. Heini und Margit Lieben hatten zwei Kinder: Herbert Adolf (später Nicolas Herbert Lytten) und Eva Maria. Ebenso wie die Ehe seines Bruders Fritz wurde auch die von Heinrich und Margit Lieben 1939 geschieden.<sup>360</sup> Heinrich konnte Österreich noch verlassen und gelangte nach Ungarn. In Budapest wurde er allerdings von den Nazis gefasst, deportiert und am 13. März 1945 in Buchenwald ermordet.<sup>361</sup>

Mathildes Ehemann Adolf Lieben blieb es erspart, den Ersten Weltkrieg und die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich miterleben. Er starb am 6. Juni 1914. Es gibt kein Schriftstück von Mathilde, in dem sie unmittelbar auf Adolfs Tod zu sprechen kommt, ein Jahr danach schreibt sie allerdings an ihre Cousine: „Ich begreife kaum, wie ich nun schon ein ganzes Jahr – und was für ein Jahr – ohne meinen Adolf durchzuhalten vermochte!“<sup>362</sup>

Mathilde überlebte ihren Mann um 26 Jahre. Wie ihre Söhne musste auch sie noch die Anfangsjahre der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich miterleben. Sie starb im Alter von 78 Jahren, am 3. Februar 1940. Mathildes Nachkommen hegen die Vermutung, dass ihr Tod kein natürlicher war, sondern dass mit ihrem Einverständnis nachgeholfen wurde. Dazu ihr Enkel Wolfgang Lieben: „Ich kann mir sehr gut vorstellen, dass es kein

---

<sup>357</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.5.1931, RAL.

<sup>358</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 234.

<sup>359</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 23.3.1921, RAL.

<sup>360</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 234.

<sup>361</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 234.; Vgl. Arnbom, Gutmann, 207f.

<sup>362</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 20.5.1915, RAL.

natürlicher, sondern ein geplanter Tod war und das war sicher ganz gescheit, weil dadurch, dass sie noch gelebt hat, fühlte sich auch mein Vater daran gehindert, zu emigrieren.“<sup>363</sup>

### **Moritz Schey (1867-1921)**

Mathildes jüngerer Bruder und das letzte Kind von Hermine und Friedrich Schey war Moritz. Er wurde am 6. September 1867 geboren.<sup>364</sup> Vor allem in Mathildes Kinder- und frühen Jugendbriefen wird das liebevoll Moritzl genannte Scheysche Nesthäkchen oft erwähnt. 1873 berichtet sie etwa über den noch nicht einmal Sechsjährigen: „Moritzl [...] lässt dich grüßen, er liest jetzt schon ganz gut und diesen Sommer wird er vielleicht schreiben lernen.“<sup>365</sup> Moritz war schon als Kind ein begeisterter und begabter Musiker und nahm – wie seine Schwester Mathilde – Klavierunterricht bei Hugo Wolf. Außerdem übte er sich als Jugendlicher als Cellist:

„Was Moritzls Cello betrifft, leistet er, glaube ich, so viel man überhaupt im Verhältnis zur kurzen Lehrzeit verlangen kann, was aber nicht verhindert, dass man sich noch oft während seine Spiels die Ohren zuhalten muss. Josef kratzt natürlich mit und ist beinahe ebenso weit wie Moritzl.“<sup>366</sup>

Anlässlich der Eheschließung seines Bruders Paul komponierte der damals zehnjährige Moritz ein „Hochzeitslied“<sup>367</sup> und auch als Erwachsener betätigte er sich weiterhin kompositorisch. Im Jahr 1920 schreibt Mathilde an Marie: „Ich hätte dich schon längst im Namen von Moritz bitten sollen, falls irgendjemand von England herreisen sollte, [...] ob du denn die große Güte hättest, ihm seine „gesammelten Werke“ (Noten) nach Wien zu schicken? Er hat sie bei seinen Freunden Rosenbacher [...] deponiert.“<sup>368</sup> Nachdem die Notenblätter in Wien angekommen waren, versichert Mathilde ihrer Cousine: „Es sind wirklich eigene Kompositionen, zum Teil sogar recht hübsch!“<sup>369</sup>

Moritz Schey war Absolvent der von seinem Vater mitbegründeten Wiener Handelsakademie und schlug danach die diplomatische Laufbahn ein. Er lebte jahrelang als k. u. k. Generalkonsul in Madrid.<sup>370</sup> Dort heiratete er 1897 seine am 25. November 1868 in

---

<sup>363</sup> Gespräch mit Wolfgang Lieben, Wiener Neudorf am 25.6.2010.

<sup>364</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 48.

<sup>365</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 24.4.1873, RAL.

<sup>366</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 18.2.1881, RAL.

<sup>367</sup> Siehe dazu Mathilde Schey an Marie Perugia, 2.8.1878 sowie 10.8.1878, RAL.

<sup>368</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.2.1920, RAL.

<sup>369</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 13.3.1920, RAL.

<sup>370</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 30f, S. 48f.

Triest geborene Cousine Irene. Sie war die Tochter von Eduard und Virginia Landauer.<sup>371</sup> Moritz und Irene Schey hatten zwei Söhne (Vincenz, Georg) und zwei Töchter (Charlotte, Marianne), wobei Vincenz bereits als Kleinkind starb.<sup>372</sup> Moritz Scheys Familie hatte vor dem Ersten Weltkrieg in England gelebt und war im November 1918 nach Österreich übersiedelt:

„Moritz ist samt Familie nach langwieriger Reise wohlbehalten hier angelangt und wenn wir auch eine frohere Wiedervereinigung erhofft hätten, sind wir doch glücklich, wieder beisammen zu sein, zumal er keineswegs so verwöhnt war, als ich manches Mal besorgte & er im Gegentheil angenehm überrascht ist über den geringen Unterschied der Lebensverhältnisse.“<sup>373</sup>

Einiges Hab und Gut hatte die Familie allerdings in England zurückgelassen, worüber Mathilde im April 1920 berichtet:

„Moritz sagt, er hätte von Möbeln und dergl. ohnehin alles verkauft in England und besitzt jetzt nur mehr Wäsche und Silber; Dinge, die er nicht hergeben will. Mit der Wäsche mag er recht haben, dass eine Neuanschaffung hier noch immer viel teurer käme, nicht nur als die Transportkosten, sondern sogar als ein günstiger Verkaufserlös. Mit dem Silber fände ich jedoch keine Anregung entschieden beherzigenswert, zumal Moritz das Schnappersche Besteck geerbt hat und keine doppelte Ausstattung braucht. Er scheint nebenbei Bedenken zu haben, ob man ihm als Ausländer das Geld ausfolgen würde. Ich werde aber jedenfalls noch einmal mit ihm Rücksprache nehmen, d.h. sobald er genaueren Bescheid erhält, denn er ist [...] im Begriff, wegen des Transports genauere Erkundigungen einzuziehen.“<sup>374</sup>

Moritz Schey starb im Alter von nur 53 Jahren am 10. August 1921 in Wien. Bis zu diesem Tag wohnte er mit seiner Frau und den Kindern bei seiner Schwägerin Julie im Przibranschen Haus am Parkring Nr. 20.<sup>375</sup> Zum letzten Mal vor seinem Tod erwähnt Mathilde ihren kleinen Bruder und dessen körperlichen Zustand im Juli 1921:

„Auch der arme Moritz ist ja noch immer gezwungen, bei Julie zu bleiben. Ich weiß nicht, ob ich dir je gesagt habe, dass er sich im Winter eine geschwollene Drüse in der Wange operieren ließ und dass leider die Wunde – infolge einer Fistel – noch immer nicht

---

<sup>371</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 49.

<sup>372</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 49.

<sup>373</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 24.11.1918, RAL.

<sup>374</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.4.1920, RAL.

<sup>375</sup> Siehe dazu auch Altfahrt, Friedrich Schey, S. 49.

heilen will und ihm arge Schmerzen verursacht. Ich bin recht desparat über diese Sache und er dauert mich schrecklich.“<sup>376</sup>

Zwei Wochen nach Moritzens Tod erwähnt Mathilde ihre Trauer und vor allem ihre Sorge um das finanzielle Auskommen seiner Witwe:

„Zum persönlichen Schmerz – der recht arg an mir nagt – kommt, wie du richtig erratest, die Sorge um die armen Zurückgebliebenen. Doch zweifle ich kaum an Rosas [Rosa Bauer, Irene Scheys Schwester] schon oft bewährter Großzügigkeit und bin froh, dass sie beabsichtigt, im Laufe des Septembers nach Wien zu kommen. Irene ist mit den Kindern noch für 14 Tage aufs Land gefahren, will jedoch am 9. wieder in der Stadt sein.“<sup>377</sup>

Mathildes Sorge um ihre Schwägerin und deren schwierige existentielle Lage ziehen sich durch die Briefe der 1930-er Jahre. Irene Schey konnte sich in dieser Zeit nur durch die finanzielle Unterstützung ihrer Verwandten sowie durch die Vermietung von Zimmern in ihrer Wohnung über Wasser halten. Im Sommer 1931 schreibt Mathilde:

„Irene [...] hofft nun auf erwachsene paying guests, wobei ihr eine französische agency „Mandover“ Hilfe versprach. Sie hätte schon unter äußerst günstigen Bedingungen 3 Engländer haben können, aber leider war ihre Wohnung noch nicht adaptiert. Sie bat mich, dir zu sagen, dass sie sich erlaubt hat, deinen Namen als Referenz bei „Mandover“ zu nennen, da die Gesellschaften in London & Paris Referenzen haben wollten.“<sup>378</sup>

Irenes Tochter Marianne trug auch etwas zum Familieneinkommen teil, indem sie Englischunterricht erteilte und Aufträge für Übersetzungsarbeiten annahm.<sup>379</sup> Im Jahr 1938 emigrierte Irene Schey nach England.<sup>380</sup>

### 3.2 Die Familie Lieben

Die Ursprünge der Familien Lieben liegen in Prag. Dort kam 1804 Ignaz Lieben zur Welt, der später ein wohlhabender Großhändler wurde und im Jahr 1833 nach Wien zog, um die 1807 geborene Elise Lewinger zu heiraten. Elise war eine sprichwörtliche „gute Partie“ für Ignaz: Sie stammte aus einem wohlhabenden Haus, ihr Vater Samuel Lewinger gehörte zu den „tolerierten Juden“ Wiens und betrieb ebenfalls eine Großhandlungs-Firma. Ignaz trat

---

<sup>376</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 8.7.1921, RAL.

<sup>377</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.8.1921, RAL.

<sup>378</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.8.1931, RAL.

<sup>379</sup> Siehe dazu Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.10.1933.

<sup>380</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 49.

selbstverständlich in das Unternehmen seines Schwiegervaters ein.<sup>381</sup> Ab dem Jahr 1842 war Ignaz Lieben im Besitz seiner eigenen Großhandelsbefugnis und auch die „Toleranz für Wien“ wurde ihm verliehen.<sup>382</sup> Das Großhandelshaus Lieben & Co. wurde in den 1860er Jahren um ein Bankhaus erweitert, das sich bald nur mehr der Verwaltung des eigenen Vermögens widmete.<sup>383</sup> Nach Ignaz Liebens Tod 1862 führten zwei seiner Söhne das Familienunternehmen weiter. Elise Lieben starb fünfzehn Jahre nach ihrem Gatten, im Jahr 1877.<sup>384</sup>

Elise und Ignaz Lieben hatten sieben Kinder: Rosa, Leopold, Adolf (Mathildes Ehemann), Helene, Richard und Ida sowie Julius, der 1845 geboren wurde und noch im selben Jahr starb. Die älteste Tochter Rosa Lieben wurde 1834 geboren und starb ledig bereits im Jahr 1861.<sup>385</sup>

### **Leopold Lieben (1835-1915)**

Leopold Lieben kam am 7. Mai 1835 zur Welt und leitete ab 1862 gemeinsam mit seinem Bruder Richard das familieneigene Bankhaus. Er war u. a. Börserat, Vizegouverneur der Österreichisch-Ungarischen Bank sowie ab 1890 Vizepräsident und ab 1911 Präsident der Wiener Börse.<sup>386</sup> Leopold wurde 1891 in den Adelsstand erhoben. Er galt als umfassend gebildet, belesen und kunstsinnig.<sup>387</sup> Charakterlich beschreibt Mathildes Sohn Fritz in seinen Lebenserinnerungen seinen Onkel Leopold als strengen und ernsten Mann, dem „in seiner vielseitigen stark-geistigen Potenz [...] allerdings das heitere Gemüt meines Vaters [Adolf Lieben] [fehlte].“<sup>388</sup> Leopold heiratete im Jahr 1871 die 1847 geborene Anna von Todesco, die sich als Malerin und Dichterin betätigte.<sup>389</sup> Sie war eine Tochter Eduard von Todescos und dessen Frau Sophie, geborene Gomperz. Annas Vater Eduard wird in der Literatur immer wieder als Paradebeispiel für das Klischee des ungebildeten Neureichen genannt, ihre

---

<sup>381</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 178.; Georg Gaugusch, Die Familie Lewinger. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 227-228.; Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 40.

<sup>382</sup> Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 40.

<sup>383</sup> Arnbom, Friedmann, S. 181.

<sup>384</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 230.

<sup>385</sup> Siehe dazu Gaugusch, Genealogie.

<sup>386</sup> ÖBL.

<sup>387</sup> Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 46f.; Vgl. Lieben, Zeit, S. 23.; Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 328.

<sup>388</sup> Lieben, Zeit, S. 23.

<sup>389</sup> Vgl. Lieben, Zeit, S. 24.; Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 446.

Mutter Sophie hingegen galt als kultiviert, gebildet und weltoffen, und war bekannt für ihre rege Gastfreundschaft, die sie in ihrem Salon im Palais Todesco pflegte.<sup>390</sup> Dort wohnten auch Anna und Leopold Lieben bis zu ihrer Übersiedlung ins Ringstraßen-Palais der Familie Lieben in der Oppolzergasse 6.<sup>391</sup>

Aus der Ehe von Anna und Leopold, die keine besonders glückliche gewesen war, gingen fünf Kinder hervor: Ilse (1873-1962), Valerie (1874-1938), Ernst (1875-1970), Robert (1878-1913) und Henriette (1882-1978). Nach der Geburt der Kinder wurde Anna immer exaltierter, beklagte sich über den Verlauf ihrer Ehe und machte diese bzw. ihren Ehemann für ihren schlechten Gesundheitszustand mitverantwortlich.<sup>392</sup> Anna war schon seit ihrem 15. Lebensjahr immer wieder erkrankt, zu Beginn der 1880-er Jahre wurde sie morphiumsüchtig und ihre psychosomatischen Leiden wurden mit zunehmendem Alter immer schlimmer.<sup>393</sup> Vor allem ihre psychische Erkrankung, die sich in verschiedensten hysterischen Symptomen manifestierte und deren Behandlung durch Joseph Breuer, und später durch Sigmund Freud, machten sie posthum berühmt. Die in Freuds „Studien über Hysterie“ beschriebene Patientin Cäcilie M. war nämlich keine Geringere als Anna von Lieben.<sup>394</sup> Am 31. Oktober 1900 starb sie im Alter von 53 Jahren an Herzversagen.<sup>395</sup> Kurz darauf schreibt Mathilde an Marie:

„Wir sind leider Gottes schon wieder in Trauer und zwar ist meine arme Schwägerin, die Frau Leopold Liebens (geb. Todesco), ganz plötzlich gestorben. Krank war sie freilich schon jahrelang, aber man hatte sich an ihren Zustand so gewöhnt, dass man immer dachte, sie würde noch lange aushalten und trotz all ihrer Leiden lebte sie gerne.“<sup>396</sup> Leopold von Lieben überlebte seine Frau um 15 Jahre und starb im März 1915.<sup>397</sup>

Annas und Leopolds Tochter Ilse von Lieben heiratete Wilhelm Leembruggen und lebte mit ihm in Holland.<sup>398</sup> Ihre Schwester Valerie ehelichte Paul Karplus. Er war ein Kollege Joseph Breuers und ging selbst auch als behandelnder Arzt von Valeries Mutter Anna im

---

<sup>390</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 185f.; Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 117ff.

<sup>391</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 187.

<sup>392</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 187.; Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 448.

<sup>393</sup> Vgl. Lisa Appignanesi/John Forrester, Die Frauen Sigmund Freuds, München 2000, S. 123f.; Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 48.

<sup>394</sup> Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 446.; Siehe dazu Appignanesi/Forrester, Frauen, S. 123-129.

<sup>395</sup> Appignanesi/Forrester, Frauen, S. 129.

<sup>396</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 9.11.1900, RAL.

<sup>397</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 231.

<sup>398</sup> Vgl. Lieben, Zeit, S. 25.

Hause Lieben ein und aus.<sup>399</sup> Robert von Lieben ging als berühmte Persönlichkeit in die Geschichte ein: er war der Erfinder der Lieben'schen Verstärkerröhre, welche die Grundlage für die Fernkommunikation mittels Telefon bildete.<sup>400</sup> Schon als Jugendlicher interessierte sich Robert besonders für Physik und Chemie, hatte ein eigenes Laboratorium und baute in der Lieben'schen Villa in der Hinterbrühl die elektrische Beleuchtung ein.<sup>401</sup> 1911 heiratete er die Schauspielerin Anna/Annie Schindler, welche nach seinem Tod eine zweite Ehe mit einem anderen Neffen Mathildes, Fritz Schey, einging. 1912 verkaufte Robert von Lieben die Rechte an den Liebenpatenten und erhielt dafür die damals riesige Summe von 100 000 Mark. Am 20. Februar 1913 starb er im Alter von nur 34 Jahren an den Folgen einer schweren Krankheit.<sup>402</sup> In einem bereits zitierten Brief aus dem Jahr 1937 kommt Mathilde auf ihren verstorbenen Neffen Robert und dessen ehemalige Gattin zu sprechen:

„Seine [Fritz Scheys] Frau war reizend und auch vermögend durch ihren ersten Mann, der ebenfalls ein Neffe von mir war, nämlich Robert Lieben, welcher sich durch Erfindung der sogenannten „Verstärkerröhre“ (für Radio, Telefon etc.) einen großen Namen erwarb und durch das Patent viel Geld bekam. In Fachkreisen wird man auch in England davon wissen. Wie es momentan mit Anny Scheys Finanzen steht, ahne ich allerdings nicht [...].“<sup>403</sup>

Auch eine Frau aus der Nachkommenschaft von Anna und Leopold von Lieben erlangte Berühmtheit, nämlich deren Enkelin, die Malerin Marie-Louise von Motesiczky (1906-1996). Sie war die Tochter von Henriette und Edmund von Motesiczky, und wanderte gemeinsam mit ihrer Mutter nach dem sogenannten „Anschluss“ 1938 nach England aus. In der Emigration hatte sie intensiven Kontakt zu Oskar Kokoschka und auch zu Elias Canetti, mit dem sie eine spannungsreiche und schwierige Liebesbeziehung führte. In den letzten Jahren vor ihrem Tod erfuhr Marie-Louise Motesiczkys künstlerisches Werk größere Anerkennung. Der Durchbruch gelang ihr 1985 mit einer Einzelausstellung am Goethe-Institut in London. In Österreich fand eine Ausstellung im Belvedere in Wien im Jahr 1994

---

<sup>399</sup> Appignanesi/Forrester, Frauen, S. 129.

<sup>400</sup> Siehe dazu Hans-Thomas Schmidt, Unendliche Gedanken denken. Robert von Lieben – ein großer Erfinder. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 140-161.

<sup>401</sup> Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale, Graz/Wien/Köln 2000, S. 196.

<sup>402</sup> Schmidt, Gedanken, S. 146.

<sup>403</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.1.1937, RAL.

statt sowie eine weitere im Wien-Museum im Jahr 2007, die zuvor in der Tate Liverpool sowie im Museum Giersch in Frankfurt am Main zu sehen war.<sup>404</sup>

### **Adolf Lieben (1836-1914)**

Mathildes Ehemann Adolf Lieben wurde am 3. Dezember 1836 geboren. Den ersten privaten Unterricht erteilte ihm der Dichter Moritz Hartmann, der ab 1842 als Hauslehrer im Hause Lieben engagiert war und später als Abgeordneter im Deutschen Nationalkongress in Frankfurt saß.<sup>405</sup> Auch Hartmanns Sohn Ludo, ein angesehener Historiker, zählte später zum Bekannten- und Freundeskreis von Adolf und Mathilde Lieben.<sup>406</sup>

Adolf begann sein Chemie-Studium an der Universität Wien und wechselte als Neunzehnjähriger an das Laboratorium des Chemikers Robert W. Bunsen nach Heidelberg, wo er 1856 promovierte. Sein weiterer Weg führte Adolf Lieben nach Paris, wo er wissenschaftlich an der École de Médecine arbeitete. 1861 habilitierte er sich an der Universität Wien, wobei ihm die Aussicht auf einen Lehrstuhl aufgrund seines Judentums verwehrt blieb. Im Jahr 1864 wurde Adolf Lieben als ordentlicher Professor an die Universität Palermo berufen, 1867 übernahm er an der Universität Turin die Stelle eines Chemie-Professors und erhielt 1871 einen Ruf an die Universität Prag. Im Jahr 1875 kehrte Adolf Lieben schließlich nach Wien zurück und wurde zum Vorstand des Zweiten Chemischen Instituts der Universität Wien berufen – eine Stellung, die er für die nachfolgenden 30 Jahre ausüben sollte.<sup>407</sup>

Vor der Eheschließung mit Mathilde im Jahr 1887 war Adolf Lieben bereits einmal verlobt gewesen. Die Dame, mit der die geplante Eheschließung jedoch nie zustande gekommen war, war Franziska von Wertheimstein (1844-1907). Sie war die Tochter des Bankiers Leopold von Wertheimstein und dessen Gattin Josephine, geb. Gomperz, und „eines der schönsten Mädchen Wiens und eine der besten Partien“.<sup>408</sup> Die Familien Lieben und Wertheimstein waren einander gut bekannt, es bestand auch eine entfernte

---

<sup>404</sup> Siehe dazu Jill Lloyd, Marie-Louise von Motesiczky – Eine Malerin der Erinnerung. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 205-226.; Siehe auch Jeremy Adler/Birgit Sander, Marie-Louise von Motesiczky 1906-1996 – The Painter/Die Malerin, München 2006.

<sup>405</sup> Werner Soukup, Adolf Lieben – Nestor der organischen Chemie in Österreich. Über den Initiator des Lieben-Preises. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 125-139, hier S. 125.

<sup>406</sup> Vgl. Lieben, Zeit, S. 80.

<sup>407</sup> Siehe dazu Soukup, Adolf Lieben, S. 125-129.; Vgl. Lieben, Zeit, S. 11-14.

<sup>408</sup> Rosbacher, Literatur, S. 184.; Zu Franziska von Wertheimstein siehe auch Ernst Kobau, Rastlos zieht die Flucht der Jahre... Josefine und Franziska von Wertheimstein und Ferdinand von Saar, Wien/Köln/Weimar 1997.

verwandtschaftliche Verbindung: Anna von Liebens Mutter Sophie und Josephine von Wertheimstein waren Schwestern. Im Jahr 1865 warb Adolf Lieben das erste Mal um Franziska. Ein zweites Mal probierte er es drei Jahre später, woraufhin es zur Verlobung der beiden kam, die im November 1868 allerdings wieder gelöst wurde. Franziska von Wertheimstein litt an einer Neurose, konnte sich von ihrer Mutter nicht trennen und war durch den Gedanken an Sexualität und Ehe überfordert.<sup>409</sup>

Zur Zeit seiner Eheschließung mit Mathilde im Jahr 1887 war Adolf Lieben bereits relativ alt, nämlich 51, worauf er auch in einer bereits zitierten autobiographischen Notiz Bezug nimmt: „Ich habe zwar spät geheiratet, aber das Experiment ist überaus glücklich ausgefallen und zwei heranwachsende Söhne beleben unser Haus.“<sup>410</sup> Die Söhne waren Friedrich/Fritz, geb. 1890, und Heinrich/Heini, geb. 1894.

Im Jahr 1900 erkrankte Adolf Lieben an einem Blasenleiden, das nie geheilt werden konnte. Noch einen Tag vor seinem überraschenden Tod schreibt Mathilde an Marie, dass sie „infolge von Adolfs Blasenleiden hauptsächlich mit einem chirurgischen Spezialisten zu tun“ hätten.<sup>411</sup> Am 6. Juni 1914 starb Adolf Lieben an einem Herzschlag.<sup>412</sup> Die durch seine Blasenerkrankung erforderlich gewordene alltägliche Hilfe für ihren Mann und dessen Pflege hatte Mathilde übernommen. Dass diese Aufgabe für sie sehr kräftezehrend gewesen war, offenbart sie in einem Brief an Marie aus dem Jahr 1932:

„[...] als das Blasenleiden meines armen Adolf im Jahre 1900 auftrat, [...] [prophezeite] mein Arzt mir schon damals [...], das könne nicht ungestraft verlaufen. [...]. Aber Gottlob haben meine Kräfte doch lange genug ausgereicht, dafür bin ich dem Schicksal heute noch dankbar [...]. Er [Adolf] konnte seinem Beruf nachgehen, Reisen unternehmen und überhaupt mehr oder minder ein normales Dasein führen. Ich war eben stets zu Stelle, um ihn zu katheterisieren etc. Aber natürlich rächt sich das, wenn man während 14 Jahren keine einzige ungestörte Nacht hat (von den völlig schlaflosen nicht zu reden) [...].“<sup>413</sup>

---

<sup>409</sup> Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 216.; Ausführlich siehe dazu Gudrun Haindl, Die Familie von Lieben. Eine Untersuchung zum Heiratsverhalten des jüdischen Großbürgertums in Wien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Wien, Wien 1996, S. 62-81.

<sup>410</sup> Adolf Lieben, Erinnerungen an meine Jugend- und Wanderjahre. In: Festschrift Adolf Lieben zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum und zum siebzigsten Geburtstage von Freunden, Verehrern und Schülern gewidmet, Leipzig 1906, S. 1-20, hier S. 20.

<sup>411</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 5.6.1914, RAL.

<sup>412</sup> Soukup, Adolf Lieben, S. 132.

<sup>413</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.9.1932, RAL.

Eine Büste Adolf Liebens befindet sich heute im Stiegenaufgang zu den Instituten für Analytische und Organische Chemie im Gebäude Währingerstraße 38, und auch im Arkadenhof der Universität Wien erinnert eine von Carl Kundmann geschaffene Büste an ihn, die im Zuge einer Gedenkfeier im Mai 1922 enthüllt wurde.<sup>414</sup> Mathilde, die an der Feier nicht teilgenommen hatte, schreibt an Marie:

„Es hat [...] mittags eine Gedenkfeier für meinen Adolf auf der Universität stattgefunden anlässlich der Enthüllung seiner Büste und ich bin in solch wehmütiger Verfassung, dass ich nicht im Stande wäre, einem gleichgültigen Menschen zu schreiben, du aber sagst mir ja immer, dass ich mir dir gegenüber keinen Zwang anzutun brauche und so tu ich's denn wirklich nicht, sondern lass mich einfach gehen. Ich selbst war gar nicht zugegen bei der Festversammlung, denn erst in diesen letzten Tagen hab ich so recht gemerkt, wie wenig meine Herzenswunde noch vernarbt ist und um keinen Preis hätte ich einen etwaigen Trauerausbruch zur „Schaustellung“ machen wollen. [...] Die Buben erzählen mir, dass beinah ein Gedränge herrschte und alles besonders feierlich und stimmungsvoll verlief in Anwesenheit von Hainisch [Michael Hainisch], des Präsidenten unserer Republik, der sich eigens ansagen ließ. Könnten einen doch derlei Ehrungen entschädigen für den Trennungsschmerz!“<sup>415</sup>

### **Helene Lieben (1838-1896)**

Helene Lieben wurde am 22. Dezember 1838 geboren. Zahlreiche von ihr gemalte Portraits von Familienmitgliedern und Freunden zeugen von einem außerordentlichen künstlerischen Talent. Auch Franz von Grillparzer, ein Freund der Familie, saß Helene Lieben Modell.<sup>416</sup> Im Jahr 1867 heiratete Helene ihren Cousin Rudolf Auspitz (1837-1906), den Sohn des Bankiers Samuel Auspitz und dessen Gattin Therese, die eine Schwester von Helenes Mutter Elise war. Rudolf Auspitz hatte Naturwissenschaften studiert und war Gesellschafter im Bankhaus Auspitz, Lieben & Co., das sein Vater mitbegründet hatte. Außerdem führte er als Großindustrieller zwei Zuckerfabriken, war Reichsratsabgeordneter und saß für die

---

<sup>414</sup> Vgl. Soukup, Adolf Lieben, S. 137.

<sup>415</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.5.1922, RAL.

<sup>416</sup> Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 46.

Deutschliberalen im Mährischen Landtag.<sup>417</sup> Helene und Rudolf Auspitz hatten zwei Kinder: Josefine, die nach der von Helene sehr verehrten Frau von Wertheimstein benannt wurde,<sup>418</sup> und Leopold, genannt Pol. Ähnlich wie bei ihrer Schwägerin Anna von Lieben stellte sich auch bei Helene Auspitz kurz nach der Geburt ihres Sohnes im Jahr 1876 eine rätselhafte psychische Krankheit ein. Sie litt an Depressionen, die immer wieder Sanatoriums-Aufenthalte nach sich zogen, bis sie schließlich permanent in eine Anstalt eingewiesen wurde.<sup>419</sup> Helene Auspitz starb im Juli 1896.<sup>420</sup>

Zu Beginn der 1890-er Jahre erwirkte Rudolf Auspitz die Scheidung von seiner kranken Frau und heiratete Marie Haidenhain, die Erzieherin seiner Kinder Josefine und Pol. Dieser Schritt wurde von einigen Familienmitgliedern äußerst kritisch beurteilt und führte zu Zerwürfnissen. So hielt sich beispielsweise Helenes Bruder Adolf Lieben – wie seine Nichte Josefine später schrieb – eine Zeit lang von Rudolf Auspitz und dessen neuer Gemahlin fern.<sup>421</sup> Leopold/Pol, der gemeinsame Sohn von Helene und Rudolf Auspitz, starb bereits im Alter von 33 Jahren. Seine Schwester Josefine, die in zweiter Ehe mit dem Arzt Josef von Winter verheiratet war, erlebte die ersten Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft in Österreich mit und wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie 1943 umkam.<sup>422</sup>

### **Richard Lieben (1842-1919)**

Richard Lieben wurde am 6. Oktober 1842 in Wien geboren. Er übernahm gemeinsam mit seinem älteren Bruder Leopold die Führung des familieneigenen Bankhauses und war Vizepräsident der Creditanstalt für Handel und Gewerbe sowie Präsident der Wiener Handelsakademie.<sup>423</sup> Mit seinem Cousin und Schwager Rudolf Auspitz veröffentlichte Richard Lieben 1889 ein wichtiges wirtschaftstheoretisches Werk mit dem Titel „Untersuchungen über die Theorie des Preises“.<sup>424</sup>

---

<sup>417</sup> Vgl. Haindl, Familie, S. 61.; Vgl. Peter Rosner, Untersuchungen über die Theorie des Preises. Ein bahnbrechendes Werk von Rudolf Auspitz und Richard Lieben. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 113-123, hier S. 113.

<sup>418</sup> Josefine Winter, Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses, Wien 1927, S. 11

<sup>419</sup> Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 47.; Vgl. Haindl, Familie, S. 61f.

<sup>420</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 235.

<sup>421</sup> Winter, Jahre, S. 46f.

<sup>422</sup> Georg Gaugusch, Josefine von Winter, geb. Auspitz, und ihre Familie. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 239-241.; Vgl. Altfahrt, Friedmann, S. 208.

<sup>423</sup> Rosner, Untersuchungen, S. 113.

<sup>424</sup> Siehe dazu Rosner, Untersuchungen.

Richard Lieben gehörte schon sehr früh zu Mathildes Bekanntenkreis. Im Jahr 1879 berichtet sie einige Male von seinen Besuchen im Hause Schey,<sup>425</sup> und auch bei anderen Anlässen wie beispielsweise einer „Soirée bei Todesco“ im Jahr 1881 trafen die beiden aufeinander und Mathilde schreibt: „Zum Souper führte mich natürlich Richard Lieben.“<sup>426</sup> Richard Lieben dürfte zu jener Zeit wohl ein über Freundschaft hinausgehendes Interesse an Mathilde gehabt haben. Als sie ihrer Cousine Jahre später von Adolf Liebens Werben berichtet, lässt sie auch Richards ehemalige Absichten anklingen:

„Kennst du Prf. L [Adolf Lieben]? Du weißt, dass vor Jahren sein Bruder [Richard Lieben] die gleiche Geschmacksverirrung zeigte; ihn selbst, Prf. L. nämlich, habe ich eigentlich kaum gekannt [...] Dann besuchte er uns ein paar Male [...], war aber immer so zurückhaltend wie nur möglich, sodass mir faktisch erst die gestrigen Blumen zu denken gaben.“<sup>427</sup> Richard Lieben ging schließlich im Jahr 1896 eine Ehe mit Josefine Mathilde von Boschan ein.<sup>428</sup>

Mathilde verband mit ihrem Schwager Richard Lieben ein freundschaftliches Verhältnis und sein Tod am 11. November 1919 ging ihr nahe, was sie in einem Brief an Marie ausdrückt: „Seitdem ich dir zum letzten Mal schrieb, hab ich abermals einen treuen Freund verloren. Mein Schwager Richard Lieben ist ziemlich plötzlich gestorben und mit ihm der letzte Bruder meines Adolf, was mir den Verlust umso empfindlicher macht!“<sup>429</sup> Einige Monate nach dem Tod ihres Schwagers berichtet Mathilde, dass einige Dinge aus seinem Besitz auch an sie übergegangen waren: „Die Räumerei ist dadurch nötig geworden, dass wir allerhand Sachen von meinem heuer verstorbenen Schwager Richard Lieben bekommen haben, für die Platz geschaffen werden muss, sofern es schade ist, sie auf dem Boden aufzuspeichern. Mir persönlich hinterließ er rührender Weise einen sehr schönen großen Gobelin [...]“<sup>430</sup>

### **Ida Lieben (1852-1894)**

Ida, das jüngste Kind von Elise und Ignaz Lieben, wurde am 17. Mai 1852 geboren. Um den ehemaligen Priester und Philosophen Franz Brentano heiraten zu können, entschied sie sich

---

<sup>425</sup> Siehe etwa Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.1.1879, 9.12.1879, 13.12.1879, RAL.

<sup>426</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 4.2.1881, RAL.

<sup>427</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 24.10.1887, RAL.

<sup>428</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 235.

<sup>429</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 30.11.1919, RAL.

<sup>430</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 23.3.1920, RAL.

für die Konfessionslosigkeit. Die standesamtliche Hochzeit der beiden fand im September 1880 in Leipzig statt, da Franz Brentano als ehemaliger Priester keine rechtsgültige Ehe in Österreich schließen konnte. Außerdem musste er auch seine Professur niederlegen und konnte nur als Privatdozent in Österreich lehren. Im Juni 1888 kam Ida und Franz Brentanos Sohn Johann Michael, genannt Gio, zur Welt. Er war erst sechs Jahre alt, als seine Mutter im März 1894 an Diphtherie erkrankte und starb.<sup>431</sup> Knapp neun Monate später starb übrigens auch Mathildes und Adolfs zweijährige Tochter Edith an derselben Krankheit. In ihrer Familienchronik schreibt Ida Brentanos Nichte Josefine Winter: „Ida Brentano erkrankte im März 1894 an Diphtherie, deren Keim sie sich wahrscheinlich bei einem Krankenbesuch geholt, und fiel ihren Folgen zum Opfer. Ein großer Kreis von Freunden gab ihr das letzte Geleit und trauerte innig mit ihrem Gatten, der beim Begräbnis ganz gebrochen erschien. Er wird gleichwohl zuerst seine Seelenruhe wieder gewonnen haben, da er gewohnt war, in echter Frömmigkeit – zugleich echter Philosophie – alle Ratschlüsse Gottes zu preisen. Unvergesslich muss allen Teilnehmern geblieben sein, wie Leopold Lieben am Schluss der einfachen Feier die wieder geschlossene Gruft bestieg und gesenkten Auges, mühsam um Worte ringend, von der Dahingeshiedenen Abschied nahm und den Freunden für ihr Erscheinen dankte.“<sup>432</sup>

1897 heiratete Franz Brentano ein zweites Mal und lebte als Privatgelehrter vor allem in Italien und nach Kriegsausbruch in der Schweiz.<sup>433</sup> Er starb im März 1917 in Zürich.<sup>434</sup>

---

<sup>431</sup> Evi Fuks, Ich konnte mich von deinem Bild nicht trennen. Franz an Ida Brentano. In: Kohlbauer/Fuks, Liebens, S. 69-79, hier S. 76f.; Vgl. Gaugusch, Genealogie, S. 236.

<sup>432</sup> Winter, Jahre, S. 70.

<sup>433</sup> Fuks, Bild, S. 76, S.78.

<sup>434</sup> Gaugusch, Genealogie, S. 236.

#### **4. *Es ist einmal in der Welt so* – Mathildes Briefe als Spiegel der Zeit, in der sie lebte**

Wie bereits dargelegt, liegen die Ursprünge der Familien Schey und Lieben in Wien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Mathildes Vater Friedrich Schey kam 1835 aus dem ungarischen Güns nach Wien<sup>435</sup> und Ignaz Lieben, der Vater ihres späteren Ehemannes Adolf, zog 1833 von Prag nach Wien.<sup>436</sup> Als Beginn für die Darstellung des historischen Hintergrunds wurde eine in der Mitte des 19. Jahrhunderts liegende Begebenheit ausgewählt, nämlich die Revolution von 1848/49. Diese bietet sich nicht nur wegen der zeitlichen Nähe zur Ansiedlung der beiden Familien in Wien als Ausgangspunkt des folgenden Kapitels an. Obwohl es aus dieser Zeit noch keine brieflichen Zeugnisse von Mathilde gibt – sie wurde erst 1861 geboren und verfasste den ersten erhaltenen Brief 1872 – ist es aus folgenden Gründen sinnvoll, dieses politische Ereignis zum Verständnis der gesamten Materie an den Beginn der vorliegenden Untersuchung zu stellen: Erstens hatte die Revolution Auswirkungen auf die in der Darstellung vorkommenden Akteure und Akteurinnen sowie auf die damals offiziell noch nicht anerkannte jüdische Gemeinde, der sie angehörten. Zweitens können die Jahre 1848/49 und deren Folgen durchaus als ein markanter Wendepunkt in der allgemeinen sowie der österreichisch-jüdischen Geschichte bezeichnet werden. Obwohl die Revolution niedergeschlagen und kaum eine ihrer Forderungen unmittelbar durchgesetzt wurde, war sie ein erster wichtiger Schritt hin zu der Erkenntnis, dass auch in Österreich Grundrechte und konstitutionelle Freiheiten zum Bestand des Staates gehören.<sup>437</sup> Mit 1848 begann eine neue Phase des Selbstbewusstseins und Selbstvertrauens der Wiener Juden und Jüdinnen, die liberale Emanzipation schien Vielen trotz der Rückschläge als ein erreichbares Ziel.<sup>438</sup>

Den Endpunkt des folgenden Kapitels bildet 1938. Der sogenannte „Anschluss“ Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland am 11. März jenes Jahres war ein markanter Einschnitt in der österreichisch-jüdischen Geschichte. Obwohl auch zu den Ereignissen in diesem Jahr keine brieflichen Aussagen von Mathilde vorliegen – den letzten erhaltenen Brief hatte sie 1937 geschrieben – waren sie und ihre Familie davon natürlich

---

<sup>435</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 23.

<sup>436</sup> Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 40.

<sup>437</sup> Bertrand Michael Buchmann, Kaisertum und Doppelmonarchie, Wien 2003, S. 82.

<sup>438</sup> Wistrich, Juden, S. 37.

unmittelbar betroffen. Im März 1938 begann für die jüdische Bevölkerung Österreichs eine unvergleichliche Verfolgungs- und Vertreibungswelle, die schlussendlich in einen systematischen Massenmord – die Schoa – mündete.<sup>439</sup>

Ausgehend von den Revolutionsjahren 1848/49 bis zum Beginn des nationalsozialistischen Terrors 1938 werden im Folgenden also die äußeren Umstände, die großen Strukturen sowie Ereignisse, welche Teil der Lebenswelt(en) der Familien Schey und Lieben und ihrer einzelnen Mitglieder waren, skizziert und beschrieben. Ab dem Jahr 1872 wurden Mathildes Briefe als Spiegel der Zeit, in der sie lebte, herangezogen. Ganz bewusst fiel die Auswahl für bestimmte Themen und historische Ereignisse auf jene, die auch Eingang in Mathildes Schriftstücke fanden. So beschäftigten sie etwa der Militäreinsatz in Bosnien 1878/79 oder der Ringtheaterbrand 1881. Ab dem Einsetzen von Mathildes Briefen ist natürlich auch eine dichtere Verwebung und Verflechtung der allgemeinen Geschichte mit den Familien und einzelnen Personen möglich. Die aus den Schriftstücken hervorgehenden subjektiven Momente der Geschichte machen in vielen Fällen deutlich, wie politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen erlebt und bewertet wurden und wie Mathilde und ihr Umfeld darauf reagierten.

Natürlich werden im Folgenden zusätzlich zu den von Mathilde „besprochenen“ Ereignissen und Phänomenen auch solche beschrieben, die für die österreichisch-jüdische Geschichte relevant sind, aber in den Briefen keine explizite Erwähnung finden (etwa der Antisemitismus in Wien und seine politischen Vertreter Georg von Schönerer und Karl Lueger). Es wird darauf hingewiesen, wo und wann dies der Fall ist, allerdings kann oftmals nicht geklärt werden, welche Motive hinter der Nicht-Erwähnung eines für die Thematik heute scheinbar essentiellen Ereignisses stehen. Ignoranz, Nichtwissen und Nicht-Betroffenheit spielen hier sicher ebenso eine Rolle wie persönliche Einschätzungen von Relevanz und Wichtigkeit einer Begebenheit. Schon die Tatsache, dass manche Geschehnisse und Phänomene überhaupt diskutiert wurden bzw. die Art und Weise, wie sie in den Briefen dargestellt wurden, ist für die folgende Darstellung interessant. In vielen Fällen erfährt man dadurch etwas über Mentalität und Identität der Schreiberin und ihres Umfeldes.

---

<sup>439</sup> Zur Entwicklung von der Verfolgung bis zum Genozid siehe Lichtblau, *Integration*, S. 519-522.; Zum Nationalsozialismus in Österreich siehe Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer/Reinhard Sieder (Hg.), *NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch*, Wien 2001.; Im Besonderen siehe in diesem Werk folgende Beiträge: Florian Freund/Hans Safrian, *Die Verfolgung der österreichischen Juden 1938-1945. Vertreibung und Deportation*, S. 767-794.; Hans Witek, „Arisierungen“ in Wien. Aspekte nationalsozialistischer Enteignungspolitik 1938-1940, S. 795-816.

## 4.1 Von der Revolution 1848 bis zum Staatsgrundgesetz 1867

Im Sturmjahr 1848 war Wien ein Zentrum der Revolution neben vielen anderen in Europa und in der Habsburgermonarchie. Einerseits wurden die nationalen Bewegungen der Bewohner der österreichischen Kronländer immer radikaler und liefen auf die Destruktion des Vielvölkerstaates hinaus. Berühmtheit erlangte Lajos Kossuth, der in einer Rede vor dem ungarischen Reichstag eine Repräsentativverfassung für die Monarchie und eine eigene Regierung für Ungarn forderte.<sup>440</sup> Andererseits revoltierten in Wien zwei unterschiedliche soziale Schichten gegen die vormärzliche Staatsform: das Bürgertum und die Arbeiter.<sup>441</sup> Beide Gruppen waren grundsätzlich mit dem politischen System unter Clemens Wenzel Lothar von Metternich unzufrieden, das durch Zensur, Spitzelsystem, Polizeiapparat und eine absolutistische Staatsführung gekennzeichnet war.<sup>442</sup> Vor allem die bürgerlichen Intellektuellen – unter ihnen Akademiker, Schriftsteller und Studenten – initiierten die Revolution mit der Forderung nach Beteiligung und Einfluss am politischen Leben, nach einer Konstitution und Grundrechten, nach Lehr- und Lernfreiheit sowie Presse- und Redefreiheit. Die revolutionären Arbeiter in den Vorstädten wollten vor allem auf ihre schreckliche soziale Lage aufmerksam machen und protestierten gegen Steuerdruck, Nahrungsmangel, Verelendung und Arbeitslosigkeit.<sup>443</sup>

Jüdische Wiener wie der Arzt Adolf Fischhof, der Webergeselle Bernhard Herschmann, der Technikstudent Karl Heinrich Spitzer, der Journalist Hermann Jellinek oder der Dichter Moritz Hartmann – um nur einige zu nennen – waren federführend an der Revolution beteiligt. Sie alle identifizierten sich mit den in Mitteleuropa aufkommenden liberalen und demokratischen Ideologien und waren bereit, sich offen gegen das Metternichsche System und für die Ideale von Freiheit und Gleichheit einzusetzen.<sup>444</sup> Neben diesen allgemeinen Forderungen sahen sie auch die Chance gekommen, offen und direkt für

---

<sup>440</sup> Buchmann, Kaisertum, S. 74.

<sup>441</sup> Vgl. Karl Vocelka, Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik, Graz/Wien/Köln<sup>3</sup> 2002, S. 198.; Zur Revolution siehe auch Ernst Bruckmüller/Wolfgang Häusler (Hg.), 1848. Revolution in Österreich (= Schriften des Instituts für Österreichkunde, 62), Wien 1999.; Buchmann, Kaisertum, S. 72-83.; Wolfgang Häusler, 1848 – Das Geburtsjahr der Demokratie in Österreich. Vortrag, Wien 1991.; Helmut Rumpler, Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (= Österreichische Geschichte 1804-1914), Wien 1997, S. 261-401.

<sup>442</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 199.

<sup>443</sup> Vocelka, S. 198.; Buchmann, Kaisertum, S. 74.

<sup>444</sup> Wistrich, Juden, S. 29.; Zur Revolution in Wien aus der Sicht eines jüdischen Journalisten siehe auch Wolfgang Gasser, Erlebte Revolution 1848/49. Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall (= Quellenedition des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 3), Wien/Köln/Weimar 2010.

die längst überfällige Gleichberechtigung und Emanzipation von Juden und Jüdinnen einzutreten.<sup>445</sup> Seit dem Toleranzpatent Kaiser Josefs II. für die Wiener Juden im Jahr 1782 hatte sich an deren Rechtsstellung de facto nämlich nichts geändert: Für den Aufenthalt in Wien war nach wie vor die auf eine Einzelperson bezogene Toleranz notwendig und Juden waren weiterhin von bürgerlichen Gewerben und Hausbesitzfähigkeit ausgeschlossen.<sup>446</sup> Außerdem durften Juden im Vormärz weder als Anwälte, Richter, Lehrer oder Beamte arbeiten, noch eine politische Funktion ausüben.<sup>447</sup> Freizügigkeit besaßen nur die wenigen Privilegierten. Die meisten Juden und Jüdinnen konnten nur vorübergehend und gegen die Bezahlung der sogenannten „Leibmaut“, einer diskriminierenden Kopfsteuer, nach Wien kommen und mussten sich regelmäßig beim eigens für sie eingerichteten „Judenamt“ melden. Freilich hielten sich neben den tolerierten Familien auch einige tausend Juden in Wien auf, die sich geschäftlich vor allem im Handel betätigten – dies aber ohne Aufenthaltserlaubnis und somit eigentlich illegal.<sup>448</sup> Der Kampf der jüdischen Revolutionäre gegen das Metternichsche System sollte also auch das schroffe Gegenüber von Privilegien einerseits und entwürdigender Unterdrückung andererseits beseitigen und Gleichheit für alle Staatsbürger, egal welcher Konfession, durchsetzen.<sup>449</sup>

Neben den an der Revolution aktiv beteiligten und offen für die Emanzipation kämpfenden Juden und Jüdinnen gab es auch zurückhaltendere Positionen. Der Prediger des Wiener Stadttempels, Isaak Noah Mannheimer, betonte in einer interkonfessionellen Begräbnisfeier für die ersten Opfer der Revolution die allgemeinen politischen Bestrebungen nach Freiheit und Gleichheit und nicht die spezifisch jüdischen Forderungen nach Emanzipation. In einer späteren Predigt in der Synagoge sprach er sich ein weiteres Mal für die allgemeinen Anliegen der Revolution aus und warnte die Zuhörenden davor, jüdische Sonderforderungen und die eigenen Probleme in den Vordergrund zu stellen. Die jüdische Emanzipation und Gleichheit waren für ihn untrennbar mit den allgemeinen

---

<sup>445</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 451.

<sup>446</sup> Hanns Jäger-Sunstenau, Die geadelten Judenfamilien im vormärzlichen Wien, unveröffentlichte Dissertation, Wien 1950, S. 21. Es gab einzelne Ausnahmen bezüglich Hausbesitz und der Verleihung von Bürgerrechten. Die Anleihen von Salomon Rothschild etwa waren für die österreichischen Staatsfinanzen so wichtig geworden, dass er mit allen Bürgerrechten ausgestattet wurde. 1843 wurde ihm auch die Erlaubnis erteilt, erblichen Landbesitz zu erwerben. Siehe dazu Wistrich, Juden, S. 34f.; Ausführlich dazu auch Morton, Die Rothschilds, S. 93-95.

<sup>447</sup> Wistrich, Juden, S. 34.

<sup>448</sup> Jäger-Sunstenau, Judenfamilien, S. 21.

<sup>449</sup> Wolfgang Häusler, Katalog: Die Revolution von 1848 und die österreichischen Juden. Eine Dokumentation. In: Das Judentum im Revolutionsjahr 1848 (= Studia Judaica Austriaca, 1), Wien 1974, S. 6-63, hier S. 7.

emanzipatorischen Forderungen nach politischer Freiheit, nach Menschen- und Bürgerrechten verbunden.<sup>450</sup> Dass das vermeintlich starke Band zwischen liberal gesinnten christlichen und jüdischen Revolutionären eine Illusion war, zeigte sich leider schon nach kurzer Zeit. Warnende Aufrufe und Schriften antijüdischer reaktionärer Kräfte stellten die Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung vor allem als ein Bedrohungsszenario und nicht als einen möglichen demokratischen Erfolg dar.<sup>451</sup> Ein Beispiel für antijüdische Positionen und Hetze ist das Gedicht „Osterspende für die Juden“, das altbekannte Stereotype bemüht:

„Keck, empörend, unbescheiden während  
Ist ihr frecher Übermut.  
Schmutzig ja zu allen Zeiten  
Ist und bleibt gewiss der Jud.  
Dies hat man seit hundert Jahren  
Alles deutlich schon erfahren,  
Denkt, dass schlaue Judenlist  
Immer noch zu fürchten ist.“<sup>452</sup>

In der Familie Lieben wurde der Revolution für die Emanzipation der Juden große Bedeutung beigemessen. Mathildes späterer Schwager, Adolf Liebens Bruder Leopold, geht aus seinem Tagebuch, das er 1848/49 als Vierzehnjähriger verfasste, als großer Befürworter der Anliegen der bürgerlichen Revolution hervor. Außerdem war er entsetzt über das Einschreiten der Armee gegen die Demonstranten und über die öffentlichen Hinrichtungen.<sup>453</sup> Das für dieses Alter ungewöhnliche politische Bewusstsein Leopold Liebens mag auch auf den Einfluss des oben erwähnten Dichters Moritz Hartmann zurückzuführen sein, der ab 1842 als Hauslehrer bei den Liebens engagiert war.<sup>454</sup> Die liberale politische Einstellung im Hause Lieben war jedenfalls nicht ganz untypisch für viele

---

<sup>450</sup> Wistrich, Juden, S. 30f.; Lichtblau, Integration, 450f.

<sup>451</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S 451.

<sup>452</sup> Osterspende für die Juden, Gedicht, Wiener Stadtbibliothek. Zitiert nach Häusler, Katalog, S. 48.

<sup>453</sup> Fuks/Kohlbauer, Liebens, S. 40f. Das unveröffentlichte Tagebuch Leopold Liebens befindet sich im Besitz der Familie Karplus in Israel.

<sup>454</sup> Fuks/Kohlbauer, Liebens, S. 41.

Wiener jüdische Familien, wie Mathildes und Adolfs Sohn Fritz Lieben in seinen Lebenserinnerungen festhält:

„Man stand der „Reaktion“, wie sie durch Windischgrätz, Haynau und andere Generäle und Staatsmänner repräsentiert wurde, ablehnend gegenüber, war nicht ganz ohne Sympathie für die rebellierenden Ungarn, für Ludwig Kossuth, Görgey und andere; doch hatte man andererseits heftigen Abscheu gegen die Gewalttaten des Pöbels, wie etwa die Ermordung des Kriegsministers Latour.“<sup>455</sup>

Ein weiteres Beispiel für die liberale politische Haltung in Wiener jüdischen Kreisen und im näheren Umfeld der Familien Lieben und Schey ist die Reaktion Josephine von Wertheimsteins auf die Geschehnisse im März 1848.<sup>456</sup> Die damals 28-Jährige, deren Mann Leopold Prokurist des Bankhauses Rothschild war, formuliert ihre euphorische Einstellung gegenüber der Revolution und die damit verbundenen Hoffnungen in einem Brief:

„Eine Welt liegt zwischen neulich und heute, ein Abschnitt der Geschichte, das Schicksal von Millionen Menschen ist entschieden; wir jubeln. [...] jetzt bin ich stolz darauf, eine Österreicherin zu seyn, in diesen Tagen hab ich erst das Gefühl fürs Vaterland kennen gelernt. [...] Es waren aber 4 furchtbare Tage; unsere Zukunft, unser Aller Existenz hing an einem Haar.“<sup>457</sup>

Es gab im Habsburgerreich natürlich auch jüdische Gegner der Revolution bzw. solche, die sich nicht mit den liberalen und demokratischen Bestrebungen des Vormärz und des Jahres 1848 identifizierten.<sup>458</sup> Der berühmte Bankier Salomon Freiherr von Rothschild, der mit Staatskanzler Metternich und dem Kaiserhaus in engem Kontakt stand, war einer von ihnen. Im März 1848 finanzierte er die Flucht Metternichs aus Wien und im Oktober floh er selbst nach Deutschland, als Aufständische in seine Wiener Residenz, das Hotel „Zum Römischen Kaiser“ eindrangen.<sup>459</sup> Auch in der Familie Schey gab es einen Revolutionsgegner, nämlich Mathildes Großonkel Philipp, der 1798 in Güns geboren wurde. In seinem Herkunftsland Ungarn, aber auch in Böhmen, Mähren und Galizien lebten viele orthodoxe Juden. Diese waren politisch eher konservativ und gegenüber dem alten Regierungssystem loyal eingestellt und lehnten politische Veränderungen ab.<sup>460</sup> Auf viele Vorsteher und auch

---

<sup>455</sup> Lieben, Zeit, S. 24.

<sup>456</sup> Zu Josephine von Wertheimstein siehe Rossbacher, Literatur, S. 138-183.

<sup>457</sup> Zitiert nach Lichtblau, Integration, S. 450, Anm. 13 und 14.

<sup>458</sup> Häusler, Demokratie, S. 99.

<sup>459</sup> Morton, Rothschilds, 95.f.; Vgl. dazu auch Lichtblau, Integration, S. 449.

<sup>460</sup> Häusler, Demokratie, S. 99.

Mitglieder orthodoxer Gemeinden wirkte der revolutionäre Elan der Jungen wohl eher überfordernd und sie fürchteten die Loslösungstendenzen von den Gemeinden, die mit den Freiheits-Forderungen einhergingen.<sup>461</sup> In Ungarn schlossen sich viele Juden und Jüdinnen der Revolutionsbewegung an, Philipp Schey stellte sich jedoch während der Aufstände des Jahres 1848 auf die Seite der kaiserlichen Truppen. Am 3. September 1857 wurde ihm aufgrund seines kaisertreuen Verhaltens während der Revolution das Verdienstkreuz mit der Krone verliehen. Am 13. Mai 1859 folgte gemeinsam mit seinem Neffen, Mathildes Vater Friedrich Schey, die Erhebung in den Adelsstand, da Philipp selbst kinderlos war. Er war damit der erste geadelte ungarische Jude.<sup>462</sup> Das Adelsdekret bezieht sich auf seine Loyalität gegenüber dem Kaiserhaus und betont, dass „[...] er sich stets und selbst zu den schwierigsten Zeiten als einer Unserer treuesten Untertanen bewährt, namentlich während der ungarischen Wirren in den Jahren 1848 und 1849 seine feste Anhänglichkeit an Uns und Unser Kaiserhaus offen und furchtlos zu Tage gelegt und Unseren Truppen vielfältige Dienste geleistet [...]“<sup>463</sup>

Für kurze Zeit waren die Ereignisse und Kämpfe der Jahre 1848/49 für die Revolutionäre scheinbar von Erfolgen gekrönt. Die Frage der jüdischen Gleichberechtigung wurde am Reichstag, dem u.a. Adolf Fischhof und Isaak Noah Mannheimer angehörten, im Juli und Oktober 1848 beraten. Die oktroyierte Verfassung vom März 1849 sollte der Bevölkerung schließlich Bürgerrechte, Freizügigkeit und Grundbesitzfähigkeit unabhängig von der Konfession sichern. Im Mai 1848 wurde das Familiantengesetz für Böhmen und Mähren aufgehoben, das die Zahl der jüdischen Familien beschränkt hatte und in dem festgelegt war, dass nur der älteste Sohn der Familie nach dem Tod des Vaters eine Erlaubnis zur Heirat erhielt. Im Oktober 1848 wurde die Aufhebung der Judensteuern beschlossen.<sup>464</sup> Nach der Niederschlagung der Revolution in Wien wurden diese Reformen aber schon bald wieder rückgängig gemacht: Die oktroyierte Verfassung vom März 1849 wurde mit dem Silvesterpatent 1851 aufgehoben und damit der Weg zum neoabsolutistischen Regierungssystem unter dem jungen Kaiser Franz Joseph I. eingeschlagen.<sup>465</sup> Die Gleichberechtigung der jüdischen Bevölkerung wurde 1851 und deren Grundbesitzfähigkeit

---

<sup>461</sup> Lichtblau, Integration, S. 450.

<sup>462</sup> Altfahrt, Friedrich von Schey, S. 20.

<sup>463</sup> Zitiert nach Altfahrt, Friedrich Schey, S. 20, Anm. 44: Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv, Adelsarchiv.

<sup>464</sup> Lichtblau, Integration, S. 455f.

<sup>465</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 206.

1853 wieder aufgehoben. Einzig die Judensteuern und das für deren Einhebung verantwortliche Judenamt sowie das Familiantengesetz wurden nicht wieder eingeführt. In diese Zeit fällt auch ein längst fälliger Akt, nämlich die offizielle Anerkennung der jüdischen Gemeinde Wiens im Jahr 1852 durch Kaiser Franz Joseph I. und seine Behörden. Damit konnte sich endlich eine eigenständige Kultusgemeinde etablieren.<sup>466</sup>

Allgemein blieb die Unzufriedenheit in der Bevölkerung mit dem neoabsolutistischen System groß. Die Tatsache, dass es keine Verfassung gab und dass die Zensur und die polizeiliche Überwachung wieder verstärkt wurden, sorgte vor allem in bürgerlichen Kreisen für Wut und Aufregung. 1853 verübte der ungarische Schneidergeselle János Libényi aus Ärger über den neoabsolutistischen Regierungsstil ein Attentat auf Franz Joseph, das dieser jedoch leicht verletzt überlebte. Zum Dank für die Errettung des jungen Kaisers regte dessen Bruder Ferdinand Maximilian an, eine Kirche zu bauen. Der Grundstein wurde 1856, zum zweiten Hochzeitstag des Kaiserpaares Franz Joseph und Elisabeth, gelegt und 23 Jahre später wurde die Votivkirche an der Wiener Ringstraße feierlich eröffnet.<sup>467</sup>

Mit dem Ende der Privilegien, der Abschaffung der Judensteuer und der damit einhergehenden Aufhebung der Ansiedlungsbeschränkungen wurde die Reichshaupt- und Residenzstadt Wien für viele habsburgische Juden und Jüdinnen in den folgenden Jahrzehnten ein beliebtes Migrationsziel.<sup>468</sup> Die jüdische Bevölkerung Wiens wuchs allein zwischen 1857 und 1869 enorm an. Statistische Untersuchungen führen für den Zuwachs die Zahlen 6 217 im Jahr 1857 und 40 227 im Jahr 1869 an.<sup>469</sup>

Obwohl sich die rechtliche und soziale Position von Juden und Jüdinnen in mancherlei Hinsicht verbessert hatte, bestanden weiterhin Berufsbeschränkungen, die etwa einer akademischen Karriere an der Universität Grenzen setzten. Direkt betroffen davon war Mathildes späterer Ehemann Adolf Lieben. Er strebte eine wissenschaftliche Karriere als Chemiker an und habilitierte sich 1861 an der Universität Wien. Weil Adolf Lieben jüdisch war, bestand für ihn jedoch keine Chance auf eine Anstellung bzw. eine Lehrkanzel an einer österreichischen Hochschule.<sup>470</sup> Selbst die Fürsprache eines berühmten Freundes der Familie – Franz Grillparzer – beim Unterrichtsministerium konnte nichts daran ändern, dass Adolf aufgrund seiner Konfession eine Universitätslaufbahn verwehrt blieb. Nach seiner

---

<sup>466</sup> Lichtblau, Integration, S. 456f.

<sup>467</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 208.

<sup>468</sup> Lichtblau, Integration, S. 456.

<sup>469</sup> Tabelle 2.2: Zuwachs der jüdischen Bevölkerung Wien 1857-1910. In: Wistrich, Juden, S. 41.

<sup>470</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 193.; Vgl. auch Soukup, Adolf Lieben, S. 127.

erfolglosen Intervention soll Grillparzer gesagt haben: „Diese Trottel wollen gar eine vormärzliche Chemie.“<sup>471</sup>

Den Weg der Konversion, den etwa Mathildes späterer Schwager Josef Unger 1852 wählte, um als Universitätsprofessor in Prag und Wien arbeiten zu können,<sup>472</sup> schlug Adolf Lieben nicht ein. Er ging also zunächst nach Paris und arbeitete dort am Laboratorium des berühmten Chemikers Charles-Adolphe Wurtz, später zog er nach Italien und arbeitete an den Universitäten von Palermo und Turin. Erst nach 1867 wurde er nach Prag und 1875 als Professor für Chemie nach Wien berufen.<sup>473</sup> In das Jahr 1867 fiel nämlich die Verabschiedung des Staatsgrundgesetzes bzw. dessen Aufnahme in die Dezemberverfassung vom 21. Dezember. Mit den Artikeln 2 und 14 brachte das Gesetz den österreichischen Juden und Jüdinnen endlich die tatsächliche individualrechtliche Gleichheit als Staatsbürger und Staatsbürgerinnen und die gesetzliche Anerkennung als Religionsgemeinschaft. Diese gesetzliche Verankerung der jüdischen Gleichberechtigung war der logische Schlusspunkt jenes Prozesses, der schon seit wenigstens zwei Jahrzehnten – auch in anderen europäischen Staaten – im Gang war.<sup>474</sup> Mit dem österreichischen Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867 fielen nicht nur alle diskriminierenden Berufsbeschränkungen, auch die Ansiedlungsfreiheit wurde abermals bestätigt, was für viele habsburgische Juden und Jüdinnen noch einmal einen Anreiz bildete, den Weg nach Wien anzutreten und die dort gegebenen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Aufstiegsmöglichkeiten zu nutzen.<sup>475</sup> In das Jahr 1867 fällt auch der sogenannte „österreichisch-ungarische Ausgleich“. Die Habsburgermonarchie wurde zur Doppelmonarchie, zu einem Zusammenschluss zweier unabhängiger Staaten, die nur in außenpolitischen, militärischen und finanziellen Bereichen als Einheit agierten. Franz Joseph und seine Gattin Elisabeth waren nun einerseits Kaiser und Kaiserin von Österreich und wurden andererseits 1867 als Folge des Ausgleichs zum König und zur Königin von Ungarn gekrönt.<sup>476</sup>

---

<sup>471</sup> Soukup, Adolf Lieben, S. 127.; Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 41f.

<sup>472</sup> Vgl. Altfahrt, Friedrich Schey, S. 41.; Vgl. Roszbacher, Literatur, S. 346.

<sup>473</sup> Soukup, Adolf Lieben, S. 127ff.; Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 42.; Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 195.

<sup>474</sup> Lichtblau, Integration, S. 455f.; Siehe auch Peter Pulzer, Rechtliche Gleichstellung und öffentliches Leben. In: Lowenstein u.a., Integration, S. 151-192, hier S. 151f.

<sup>475</sup> Vgl. Rozenblit, Juden, S. 20.

<sup>476</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 214f.; Ausführlich dazu siehe Rumpler, Chance, S. 405ff.

## 4.2 Der Bau der Wiener Ringstraße und die „Gründerzeit“

Die Epoche der „Gründerzeit“ in Wien begann mit einer kaiserlichen Verordnung über die Stadterweiterung im Dezember 1857.<sup>477</sup> Im März 1858 erfolgte die Genehmigung zur Durchführung der ersten Demolierung der Festungswerke rund um das Rotenturmtor und in den darauffolgenden Monaten wurden die Abbrucharbeiten systematisch erweitert.<sup>478</sup> Die Mauern der Stadtbefestigung wurden abgerissen und das Gebiet der ehemaligen Festungsanlagen wurde einer umfassenden Neugestaltung unterzogen. Am 1. Mai 1865 wurde der erste Abschnitt der Wiener Ringstraße feierlich eröffnet und die letzte größere Bauphase erfolgte zwischen 1901 und 1910.<sup>479</sup> Das große Projekt der Stadterweiterung war Teil eines politischen Gesamtkonzeptes, das Wien zum absoluten Zentrum der Monarchie und zum Zentrum für die neue Elite des Wirtschaftsbürgertums machen sollte.<sup>480</sup> Die Stadterweiterung bot den Raum für die Wohnbedürfnisse dieser Gruppe und die als „Via triumphalis“ konzipierte Ringstraße wurde so gleichzeitig die Sphäre des liberalen Bürgertums und das Zentrum des Staates – symbolisiert einerseits durch die monumentalen Privatbauten und andererseits durch die offiziellen Repräsentations- und Staatsbauten sowie die Großhotels entlang ihres Verlaufes.<sup>481</sup>

Für die Angehörigen der sogenannten „zweiten Gesellschaft“ Wiens bot sich die im Entstehen begriffene Ringstraßenzone als adäquate und standesgemäße Wohnsphäre geradezu an.<sup>482</sup> Die „Erste Gesellschaft“, der alte Geburtsadel, war in den neuen Stadtvierteln und auf der Ringstraße wenig bis gar nicht vertreten.<sup>483</sup> Dem wirtschaftlich aufstrebenden, erfolgreichen und oftmals geadelten Großbürgertum der „Zweiten Gesellschaft“ gehörten viele jüdische Bankiers und Unternehmer an, die im Verlauf der Jahre nach 1848 endlich das Recht erhalten hatten, eigene Häuser zu besitzen bzw. zu errichten.<sup>484</sup> Außer den berühmten Bankiersfamilien wie etwa Epstein und Wertheimstein fanden sich unter den Hauseigentümern entlang der Prachtstraße neben dem Kaiserhaus, seinen

---

<sup>477</sup> Rumpler, Chance, S. 358f.

<sup>478</sup> Franz Baltzarek/Alfred Hoffmann/Hannes Stekl, Wirtschaft und Gesellschaft der Wiener Stadterweiterung (= Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche. Die Erweiterung der inneren Stadt Wien unter Kaiser Franz Joseph, 5), Wiesbaden 1975, S. 183ff.

<sup>479</sup> Baltzarek/ Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 251.; Vgl. Rumpler, Chance, S. 359ff.

<sup>480</sup> Rumpler, Chance, S. 361.

<sup>481</sup> Rumpler, Chance, S. 359.; Vgl. Marie-Theres Arnbom, Man will wohnen an der Ringstraße. Die Häuser der Familie Lieben. In: Fuks/Kohlbauer, Liebens, S. 55-67, hier S. 55.

<sup>482</sup> Baltzarek/ Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 293.

<sup>483</sup> Baltzarek/ Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 90 sowie S. 265ff.

<sup>484</sup> Vgl. Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 90.

Dynastien und der Hocharistokratie durchwegs Vertreter der inhomogenen großbürgerlichen Gruppe der „Zweiten Gesellschaft“: Großhändler, Industrielle, Kaufleute und Gewerbetreibende, Privatangestellte und Staatsbeamte, Ärzte, Rechtsanwälte und Journalisten.<sup>485</sup>

Die sprichwörtliche „erste Adresse“ am Ring waren jene Grundstücke und Bauplätze, die sich in der Nähe des Schwarzenbergplatzes, der kaiserlichen Burg sowie der Oper befanden und genau dort – an der Ecke Opernring 10/Goethegasse 3, damals Albrechtsgasse 3 – stand und steht auch heute noch das Palais Schey.<sup>486</sup> Mathildes Vater Friedrich Schey erwarb den Grund direkt neben dem Burggarten von Erzherzog Albrecht und ließ darauf zwischen 1862 und 1864 von dem besonders auf Privatpalais spezialisierten Architektenpaar Johann Julius Romano und August Schwendenwein ein Eckhaus erbauen.<sup>487</sup> Die Hauptfassade des fünfstöckigen Gebäudes wurde hin zur Albrechtstraße/Goethegasse ausgerichtet und wirkt durch das von vier frei stehenden, kannelierten Säulen getragene Portal sehr wuchtig. Das Haus ist ein verputzter Ziegelbau, der Portikus wurde aus Stein und über dem Innenhof wurde eine Glasdecke errichtet. Das Stiegenhaus stattete der angesehene Dekorationsbildhauer der Ringstraßenära Franz Schönthaler mit einer neobarocken Stuckdecke aus. Von Schönthaler, der ebenso als Designer und Innenarchitekt wirkte und 1869 zum Hofbildhauer ernannt wurde, stammten auch die Möbel der repräsentativen Beletage.<sup>488</sup>

Das Palais Schey war wie die meisten Ringstraßenbauten auf die Wohnbedürfnisse der Ober- und wohlhabenden Mittelschichten bzw. auf die Kombination von Wohn- und Geschäftsfunktionen abgestimmt.<sup>489</sup> Im Erdgeschoss befanden sich Ställe für neun Pferde und Remisen für sieben Kutschen. Im Mezzanin waren ein Salon, ein Comptoir und ein Billardzimmer untergebracht. Die Beletage im ersten Stock verfügte über einen Tanzsaal mit Balkon, einen Speisesaal, einen Ecksalon, eine Bibliothek und zahlreiche Nebenräume. Im zweiten und dritten Stockwerk gab es weitere Wohnräume, Küchen und Badezimmer. Vom Erdgeschoss führte eine frei tragende steinerne „Herrschaftsstiege“ bis in den zweiten Stock und zusätzlich gab es noch drei weitere Stiegenhäuser. Besonderer Komfort war durch einen

---

<sup>485</sup> Zur „Zweiten Gesellschaft“ siehe Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 281-326.

<sup>486</sup> Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 293.

<sup>487</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 31f.; Klaus Eggert, Die Ringstraße (= Wiener Geschichtsbücher, 7), Wien/Hamburg 1971, S. 80.

<sup>488</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 34.; Zu Franz Schönthaler siehe Walter Krause, Schönthaler Franz. In: ÖBL.

<sup>489</sup> Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 328.

Brunnen mit Pumpanlage gegeben, die Wasser aus der ersten Wiener Hochquellwasserleitung in ein Reservoir im Dachgeschoss des Hauses und von dort aus in alle Geschosse führte.<sup>490</sup> In den oberen Stockwerken des Palais waren, wie in vielen Ringstraßenbauten, Mittel- und vielleicht auch Kleinwohnungen angelegt, die von Familienmitgliedern und eventuell auch externen Mietern bewohnt wurden. So besaß etwa Mathildes Tante Nina Perugia mit ihrer Tochter Marie zeitweise eine eigene Unterkunft im Palais Schey und eine weitere Tante mütterlicherseits, Marie Schnapper, bewohnte gemeinsam mit ihrem Mann Moritz eine eigene Wohnung im Haus.<sup>491</sup> Die Größe des Gebäudes und der Umstand, dass manche Wohnungen nicht immer besetzt waren, konnte es für die Bewohner mitunter schwierig machen, einen Überblick zu behalten. Als Zwölfjährige schildert Mathilde einen kleinen Hausbrand, der gar nicht bzw. erst spät registriert wurde:

„Neulich Nachmittag sahen wir (es war Montag) viele Leute vor unserem Haus stehen, es hieß, unser Haus brenne. Polizei kam überall, um das Feuer zu suchen und wirklich brannte es am Boden, große Gefahr scheint nicht vorhanden gewesen zu sein, da in einer Viertelstunde es gelöscht war.“<sup>492</sup>

Die Familie Schey besaß außerdem ein zweites, 1870 erbautes Haus im Ringstraßenbereich, nämlich in der Kantgasse 3 in der Nähe des Stadtparks sowie eine Sommervilla in Lainz.<sup>493</sup> Im Kantgassen-Haus wohnte Mathildes älteste Schwester Emma mit ihrem zweiten Mann Josef Unger.<sup>494</sup> Nach dem Tod Friedrich Scheys im Juli 1881 musste Mathildes Mutter Hermine das Palais Schey am Opernring wohl aus finanziellen Gründen verkaufen. Mit Kaufvertrag vom 18. Oktober 1881 ging das Haus an Dr. Jakob Rappaport über; offenbar bezahlte dieser den Betrag von 750 000 Gulden bar.<sup>495</sup> Mathilde schreibt am 6. Oktober 1881:

„Du wirst ja wissen, dass unser liebes altes Haus verkauft worden ist und trotzdem du in der Fremde bist und nun ein eigenes schönes Heim hast, musst du, glaube ich, mit mir fühlen oder wenigstens begreifen, was ich dabei empfinde. Du hast mir selbst einmal

---

<sup>490</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 35.

<sup>491</sup> In mehreren Briefen finden sich Hinweise auf die Bewohner des Hauses, so z.B. am 27.11.1878, am 11.11.1879, am 23.11.1879.

<sup>492</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.2.1874, RAL.

<sup>493</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 35f.

<sup>494</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 41f.

<sup>495</sup> WStLA, Landesgericht für Zivilrechtssachen, A 43: Grundbuchsakten, Innere Stadt EZ 26. Zitiert nach Altfahrt, Friedrich Schey, S. 35, Anm. 128.; Nina Perugia an Marie de Rothschild, 20.10.1881, RAL.

zugestanden, dass wenn einem die Gegenwart wie eben jetzt nur Trauriges bietet, man höchstens darin Trost und Erheiterung finden kann, die glücklichen Erinnerungen der Vergangenheit in Gedanken neuerdings zu durchleben und schau, es kömmt mir nun vor, als würden auch diese mitsamt den Zimmern zu Grabe getragen. Ich weiß, es ist nicht recht, aber ich kann nichts dafür, der Abschied von den Räumen, die ich immer als beinahe heilig betrachtet hatte, ist mir entsetzlich und ich schau mit stets wachsender Angst in die Zukunft. Ich habe gar zu sehr in dem Wahn gelebt, dass alles für die Ewigkeit im Gleichen bleiben muss und deshalb ist dieses plötzliche Erwachen des schönen Traumes gar so arg. Die Projekte für den Winter werde ich dir lieber ein ander Mal mittheilen.“<sup>496</sup>

Über den Auszug aus dem Palais Schey und den bevorstehenden Umzug in das im Besitz der Familie stehende Haus in der Kantgasse schreibt Mathilde einige Tage später:

„Was uns betrifft, bleiben wir noch mindestens 6 Wochen hier [in der Sommervilla in Lainz], wenn nicht den ganzen Winter. Für meinen eignen Teil wäre mir Letzteres viel lieber, denn abgesehen von der traurigen Übersiedlung und Trennung vom alten Haus lockt mich die Wohnung in der Kantgasse gar nicht. Umso weniger, da man uns dort für heuer nicht einmal den ganzen Stock räumen kann und wir also nur provisorische Zimmer bekämen, die die Mutter natürlich (eben wegen ihrer Ordnung) Gott weiß wie lange in Unordnung ließe. Das ist mir sehr arg. Ein drittes, aber sehr zweifelhaftes Projekt ist folgendes: Wenn wir auch das Kantgassen Haus verkaufen wollten, könnten wir eines in der Reisnerstraße haben, für welches ich, trotzdem es etwas aus der Welt gelegen ist, viel eher eingenommen wäre, da es nur wir (mit Emmi, Stefan und Paul) bewohnen würden und wir also wenigstens wieder eine heimliche Privatstiege etc. hätten, auf die ich stets so viel Wert lege.“<sup>497</sup>

Schlussendlich fand der Umzug in eine Wohnung des Hauses Kantgasse 3, die für Mathilde kein dem Palais Schey vergleichbares „Zuhause“ war, im Dezember 1881 statt.<sup>498</sup> Der Verlust des Hauses, in dem sie die ersten 20 Jahre ihres Lebens verbracht hatte, war auch im Jahr 1893 noch eine mit Schmerz behaftete Erfahrung für Mathilde:

„Denk dir nur, unlängst habe ich in der Albrechtsgasse 3 einen Besuch gemacht! Es war ein förmlicher Kampf mit mir selbst, bis ich mich dazu entschloss, aber es wohnt jetzt eben eine Dame d´rin, mit der ich bisher auf Besuchsfuß stand und da fand ich es dann doch kleinlich, sie wegen der Wohnung fallen zu lassen. Einerseits zog es mich auch hin und war

---

<sup>496</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 6.10.1881, RAL.

<sup>497</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 8.10.1881, RAL.

<sup>498</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 2.12.1881 und 4.12.1881, RAL.

ich ganz glücklich, die geliebten Räume wieder zu betreten, andererseits kannst du dir denken, dass es mir doch manchen Stich gab und ich an mir halten musste, um gleichgültig zu erscheinen, als ich z.B. in unserem ehemaligen Eckzimmer empfangen wurde, wo jeder Winkel tausend Erinnerungen in mir wach rief. Es ist übrigens alles sehr verändert, manche Eingänge ganz anders und die Ausstattung luxuriöser als damals, z.B. vom Speisezimmer in den Hof hinein (so dass letzterer nun gedeckt ist), befindet sich ein riesiger prachtvoller Wintergarten!“<sup>499</sup>

Die Scheys hatten schon einige Jahre in ihrem Ringstraßen-Palais gelebt, als auch die Liebens in ein repräsentatives Haus am Wiener Prachtboulevard einzogen. 1874 erwarb Mathildes späterer Mann Adolf mit seinen Geschwistern Leopold, Richard, Ida und Helene Lieben gemeinsam mit ihrem Cousin Rudolf Auspitz das imposante Objekt mit der Adresse Dr.-Karl-Lueger-Ring 4/Löwelbastei 22/Oppolzergasse 6. Errichtet wurde das von den Architekten Carl Schumann und Ludwig Tischler geplante Haus von der Wiener Baugesellschaft schon im Jahr 1872. Ludwig Tischlers Lehrmeister waren die bereits erwähnten Architekten des Palais Schey – die meist beschäftigten Architekten der Ringstraße, Johann Julius Romano und August Schwendenwein. Das Palais Auspitz-Lieben existiert – wie das Palais Schey – noch heute. In seinem Erdgeschoss befand sich schon im Jahr 1874 wie auch heute das Café Landtmann.<sup>500</sup> Die Liebensche Familien- bzw. Hauschronistin Josefine Winter (Tochter von Helene und Rudolf Auspitz) beschreibt in ihrem 1927 erschienenen Buch „Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses“ die Baustellen-Atmosphäre in den Gründerzeit-Jahren: „Die Bewohner unseres Hauses konnten noch lange in den Volksgarten hinübersehen und hinter dem Rathauspark stand eine lange, endlose Planke. Von der Oppolzergasse aber konnte man nur über einen Berg auf holprigem Weg in die Teinfaltstraße hinübergelangen, über den ‚Kleppersteig‘.“<sup>501</sup>

Die Mitglieder der Familie Lieben lebten verteilt auf die einzelnen Stockwerke des Hauses Oppolzergasse 6. Cousin und Cousine, später Ehemann und Ehefrau Rudolf und Helene (Lieben) Auspitz zogen 1874 in eine Wohnung im zweiten Stock. Ida und ihr Ehemann Franz Brentano teilten sich den dritten Stock mit Richard Lieben. Mathildes späterer Ehemann Adolf Lieben zog nach seiner Übersiedlung nach Wien 1875 möglicherweise auch

---

<sup>499</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 19.1.1893, RAL.

<sup>500</sup> Arnbom, Ringstraße, S. 56.

<sup>501</sup> Winter, Jahre, S. 1.

in das Familienhaus. Vielleicht schon 1875, jedenfalls aber 1887 lebte er in einer Amtswohnung im Haus Wasagasse 9 im 9. Bezirk – auf der Hinterseite des II. Chemischen Institutes der Universität Wien in der Währinger Straße 10, dessen Vorstand er war.<sup>502</sup> 1888 bezog Leopold Lieben mit seiner Frau Anna die Wohnung im ersten Stock des Palais Auspitz-Lieben.<sup>503</sup> Zuvor hatten die beiden im Palais von Annas Familie, den Todescos, gewohnt, das als Zentrum des Gesellschaftslebens der „haute finance“ Wiens galt.<sup>504</sup> Anna Liebens Vater Eduard Todesco hatte das Palais mit der Adresse Kärntnerstraße 51/Walfischgasse 2/Mahlerstraße 1<sup>505</sup> – ähnlich wie Friedrich Schey sein Haus – schon vor 1865 erbauen lassen. Die Architekten waren Ludwig von Förster, der in den 1850-er Jahren beispielsweise den Leopoldstädter Tempel geplant hatte, sowie Theophil von Hansen, der Ringstraßen-Architekt schlechthin.<sup>506</sup> Der Standort des Palais Todesco war gut und wohl nicht zufällig gewählt, nämlich gegenüber des gerade im Entstehen begriffenen „ersten Hauses am Ring“ – der neuen Oper.<sup>507</sup>

Wie für die Ringstraßen-Zinshäuser der damaligen Zeit üblich, wurden auch im Palais Lieben-Auspitz Mittel- und Kleinwohnungen – meist in den oberen Stockwerken – vermietet.<sup>508</sup> Gedenktafeln am Haus verweisen auf ehemalige berühmte Mieter: Die Schriftstellerin Bertha Zuckerhandl besaß zwischen 1916/17 und 1938 eine Vierzimmerwohnung im vierten Stock.<sup>509</sup> Von der „Hofrätin Zuckerhandl“ schreibt Mathilde 1930, sie sei „eine recht verrückt aussehende, jedoch entschieden gescheite Person.“<sup>510</sup> Die zweite Tafel wurde zum Gedenken an Heinrich von Neumann angebracht, einen anerkannten Professor für Ohrenheilkunde, der ebenfalls bis 1938 im Palais Auspitz-Lieben wohnte.<sup>511</sup>

Ein weiterer Ringstraßenbau, der für unsere Zusammenhänge in gewisser Weise von Bedeutung ist, ist das von Theophil von Hansen entworfene Palais Ephrussi mit der Adresse

---

<sup>502</sup> Vgl. Arnbom, Friedmann, S. 195.; Vgl. Soukup, Adolf Lieben, S. 129.; Mathilde schreibt am 9.11.1887: „Mein Bräutigam heißt Adolf. Mögest du Recht behalten und ich die gute Frau werden, die du von mir erwartest und die er wahrhaft verdient. Er wohnt im Gebäude des Chemischen Laboratoriums in der Nähe der Votivkirche. IX, Wasagasse 9. Früher oder später wirst du dir die Adresse wohl merken müssen!“; Zur Amtswohnung in der Wasagasse siehe auch Lieben, Zeit, S.1.

<sup>503</sup> Arnbom, Ringstraße, S. 56ff.

<sup>504</sup> Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 294.

<sup>505</sup> Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 294.

<sup>506</sup> Vgl. Michaela Feuerstein-Prasser/Gerhard Milchram, Jüdisches Wien, Wien <sup>2</sup>2007, S. 89.

<sup>507</sup> Vgl. Arnbom, Ringstraße, S. 56.

<sup>508</sup> Arnbom, Ringstraße, S. 58.; Vgl. Baltzarek/Hoffmann/Stekl, Wirtschaft, S. 329.

<sup>509</sup> Vgl. Arnbom, Ringstraße, S. 58ff.

<sup>510</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.6.1930, RAL.

<sup>511</sup> Vgl. Arnbom, Ringstraße, S. 61.

Dr.-Karl-Lueger-Ring 14/Schottengasse 11.<sup>512</sup> Das heute noch erhaltene und 1872 für den aus Russland stammenden Bankier Ignaz Ephrussi errichtete Haus vereinte in sich Geschäftslokale, die Familienwohnung sowie Mietwohnungen für die gehobene Mittelschicht.<sup>513</sup> Als Hintertrakt des Palais Ephrussi, aber nicht weniger repräsentativ als der Vordertrakt an der Ringstraße, wurde der Gebäudekomplex Mülkerbastei 3-5 errichtet. Gemäß einer Auflage der Wiener Stadterweiterung musste sich der Architekt Karl Tietz in der Fassadengestaltung den Nachbarhäusern anpassen, damit die architektonische Einheit und Ästhetik gegeben waren.<sup>514</sup> Von Wohnung in der Wasagasse 9 in die große Dachgeschosswohnung des Hauses Mülkerbastei 5 zogen Mathilde und Adolf Lieben mit ihren Kindern im Jahr 1906 nach Adolfs Emeritierung.<sup>515</sup> Sie folgten mit ihrer Wohnungswahl nicht ganz den Usancen der damaligen Zeit, nach denen eigentlich die repräsentative Beletage als standesgemäße Unterkunft angesehen wurde. Die Wohnung im obersten Stock bot ihnen aber die Möglichkeit, einen Dachgarten mit Blick Richtung Währinger Straße einzurichten – damals eine absolute Neuheit in Wien.<sup>516</sup> Die Bestellung des Gartens hatten natürlich Fachleute übernommen und in den wirtschaftlich schwierigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg bekam Mathilde gärtnerische Unterstützung von einem Freund der Familie, dem Pflanzenphysiologen Hans Molisch:<sup>517</sup> „Ein äußerst anregender, lieber Mensch, Botaniker von Beruf, der mir – jetzt, wo Gärtner unerschwinglich sind – sogar bei meinem Dachgarten behilflich ist.“<sup>518</sup>

### 4.3 Die liberale Ära von 1861/67 – 1879

Eine allgemeingültige und umfassende Bestimmung des Liberalismusbegriffes – darin stimmen die diversen Studien und Forschungsarbeiten überein – gibt es nicht. Die Vielfalt an Erscheinungsformen des historischen Liberalismus sowie dessen territoriale und zeitliche Unterschiedlichkeiten führten immer wieder zu Definitionsschwierigkeiten.<sup>519</sup> Gerade bei

---

<sup>512</sup> Baltzarek/Hoffmann/Stekl, *Wirtschaft*, S. 298.

<sup>513</sup> Feuerstein-Prasser/Milchram, *Wien*, S. 77.

<sup>514</sup> Arnbom, *Ringstraße*, S. 63.

<sup>515</sup> Lieben, *Zeit*, S.1, S. 63.; Vgl. Arnbom, *Ringstraße*, S. 64.

<sup>516</sup> Lieben, *Zeit*, S. 63.; Arnbom, *Ringstraße*, S. 64.

<sup>517</sup> Zu Hans Molisch siehe ÖBL.; Des Weiteren Lieben, *Zeit*, S. 69f.

<sup>518</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 8.5.1922, RAL.

<sup>519</sup> Vgl. Karl Eder, *Der Liberalismus in Altösterreich. Geisteshaltung, Politik und Kultur* (= Wiener Historische Studien, 3), Wien/München 1955, S. 11.; Vgl. Wilhelm Wadl, *Liberalismus und soziale Frage in Österreich. Deutschliberale Reaktionen und Einflüsse auf die frühe österreichische Arbeiterbewegung (1867-1879)*, Wien

dem Versuch, den österreichischen Liberalismus zu erfassen und zu beschreiben, kommt die Schwierigkeit hinzu, dass die politische Praxis der Liberalen mangelhaft theoretisch untermauert war und zahlreiche unterschiedliche Facetten hatte. Es war weder zu einer abgeschlossenen Systembildung noch zur Entwicklung einer politischen Dogmatik gekommen.<sup>520</sup> Dennoch lassen sich grundsätzliche Gesichtspunkte, durch welche die unterschiedlichen Teilbereiche des Liberalismus – auch des österreichischen – charakterisiert sind, feststellen. Ernst Hanisch und Peter Urbanitsch fassen diese folgendermaßen zusammen:

„Der **politische Liberalismus** stand in Opposition zum Polizeistaat. Daher seine Forderungen: Verfassung, Grundrechte, freie Vereinigungsmöglichkeiten der Bürger, Parlament, Entwicklung des Rechtsstaates. Politische Reformen sollten die soziale Revolution verhindern. [...] Der **Wirtschaftsliberalismus** stand in Opposition zum reglementierenden Staat. Eine besitzindividualistische Eigentümergesellschaft sollte sich im Rahmen einer selbstregulierten Marktwirtschaft entwickeln. Der jeweilige Wirt, so die Hoffnung, werde sich durchsetzen. [...] Der **kulturelle Liberalismus** stand in Opposition zur katholischen Kirche. Der Glaube an den Fortschritt verknüpfte sich mit dem Vertrauen an die unbegrenzte wissenschaftliche Leistungsfähigkeit. Es entstand eine „Wissenschaftsreligion“ und Wissenschaft und traditionelle Religion traten in einen harten Gegensatz.“<sup>521</sup>

Zu den begrifflichen und inhaltlichen Differenzierungen des historischen Liberalismus kommen die zeitlichen hinzu und es wird zwischen Früh-, Hoch- sowie Spät- und Neoliberalismus unterschieden.<sup>522</sup> Lange bevor der Liberalismus politisch zur Macht kam, sind liberale Geisteshaltung und Weltanschauung in Österreich wirksam geworden,<sup>523</sup> und auch nach dem Ende seiner Vorherrschaft war der Liberalismus noch bis zum Zusammenbruch der Monarchie parteipolitisch präsent.<sup>524</sup> Im Vormärz ging liberale Kritik vor allem von Literaten und Journalisten aus, die in ihren Publikationen das herrschaftliche System anklagten und verspotteten. Mit der Gründung von kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Vereinen um 1840 organisierte sich die liberale Opposition und brachte ihre

---

1987, S. 13.; Vgl. Ernst Hanisch/Peter Urbanitsch, Die Prägung der politischen Öffentlichkeit durch die politischen Strömungen. In: Rumppler/Urbanitsch (Hg.), Öffentlichkeit, S. 15-111, hier S. 41.

<sup>520</sup> Vgl. Wadl, Liberalismus, S. 13.; Vgl. Hanisch/Urbanitsch, Prägung, S. 41.; Vgl. Eder, Liberalismus, S. 10.

<sup>521</sup> Hanisch/Urbanitsch, Prägung, S. 43.

<sup>522</sup> Eine Kurzbeschreibung der einzelnen Phasen bei Wadl, Liberalismus, S. 15-20.

<sup>523</sup> Wadl, Liberalismus, S. 15.

<sup>524</sup> Wadl, Liberalismus, S. 19.

Kritik sowie praktische Reformvorschläge offen zum Ausdruck. Viele Akteure der Revolution von 1848 waren Vertreter der liberalen Bewegung. Sie versuchten, in das Herrschaftssystem einzugreifen, konnten den politischen Liberalismus aber nicht durchsetzen.<sup>525</sup> Vielmehr waren die Ereignisse von 1848 ein Anstoß dafür, dass sich im darauffolgenden Jahrzehnt durch eine herrschaftlich gelenkte „Revolution von oben“ die wirtschaftliche Facette des Liberalismus entfalten konnte: Eine politisch entmündigte Gesellschaft sollte auf den Weg des privatwirtschaftlichen Gewinnstrebens gewiesen und so politisch ruhig gestellt werden.<sup>526</sup> Das neoabsolutistische Regime wollte damit vor allem das industrielle Großbürgertum für sich gewinnen, doch das Spannungsverhältnis zwischen dem autokratischen Staat und den politische Mitbestimmung fordernden bürgerlichen Schichten blieb bestehen.<sup>527</sup>

Wann die Ära des Hochliberalismus in Österreich begann – ob mit dem Februarpatent 1861 oder der Dezemberverfassung 1867 – ist eine strittige Frage. Jedenfalls veranlasste die Finanzkrise in der Habsburgermonarchie Ende der 1850-er Jahre und die dringend notwendige Sanierung des Staatshaushaltes den Kaiser zur Gewährung einer Verfassung.<sup>528</sup> Anton Ritter von Schmerling wurde zum Staatsminister berufen und war maßgeblich an der Ausarbeitung des Februarpatentes beteiligt, das den Versuch darstellte, die Monarchie auf scheinkonstitutioneller Grundlage zentralistisch zu gestalten.<sup>529</sup> Die Verstärkung des Zentralismus löste allerdings vor allem bei den Ungarn Ablehnung gegenüber dem Februarpatent aus und auch die anderen Nationalitäten der Habsburgermonarchie beurteilten die deutsche Vorherrschaft kritisch.<sup>530</sup> Die Gesetzgebung wurde durch das Patent zwischen der Krone und den zwei Häusern des Reichsrates, dem Herren- und dem Abgeordnetenhaus, aufgeteilt. Allerdings berechtigte ein Paragraph des Patentes das Ministerium, „in der Zeit des Nichtsbeisammenseins der gesetzgebenden Körperschaften dringende Maßnahmen zu treffen und hielt es lediglich an, dem Parlament darüber zu berichten. Diese Bestimmung ist ein Gradmesser für die geringe Macht des damaligen Parlaments.“<sup>531</sup> Diese Tatsache führte dazu, dass die bis 1865 dauernde Ära Schmerling von

---

<sup>525</sup> Wadl, Liberalismus, S. 16.

<sup>526</sup> Hanisich/Urbanitsch, Prägung, S. 42.

<sup>527</sup> Wadl, Liberalismus, S. 16.

<sup>528</sup> Wadl, Liberalismus, S. 17.; Vgl. Eder, Liberalismus, S. 145.

<sup>529</sup> Wadl, Liberalismus, S. 17.

<sup>530</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 212f.; Vgl. Eder, Liberalismus, S. 146.

<sup>531</sup> Zitiert nach Wadl, Liberalismus, S. 17, Anm. 24.

regierenden Liberalen nach 1867 mit dem Begriff „Pseudoliberalismus“ bezeichnet wurde. Auch die historische Forschung spricht von einer „Periode der Verfassungsexperimente“, die durch halbherzige Zugeständnisse der Krone und nicht durch die konstitutionelle Verankerung von Volkssouveränität und Individualrechten gekennzeichnet ist.<sup>532</sup>

Der eigentliche Durchbruch des Liberalismus in Österreich war eine Folge der militärischen Niederlage des Habsburgerreiches gegen Preußen in der Schlacht von Königgrätz 1866. Die Geldnot nach dem Krieg und der Prestigeverlust des Kaisers durch den Ausschluss aus dem Deutschen Bund zogen innenpolitische Konsequenzen nach sich. Der Ausgleich mit Ungarn wurde ausgehandelt und die Dezemberverfassung von 1867 als Modifizierung des Februarpatentes wurde vom Reichsrat verabschiedet. Diese war formal gesehen die erste nicht vom Kaiser erlassene Verfassung der Monarchie und bestand aus mehreren einzelnen liberalen Verfassungsgesetzen. Sie beruhte auf dem schon im Februarpatent entworfenen Zweikammernsystem, dem Herrenhaus mit ernannten und dem Abgeordnetenhaus mit zunächst indirekt von den Landtagen ausgewählten Mitgliedern, und auch eine klare Gewaltentrennung war durchgeführt.<sup>533</sup>

Neben Vertretern des Adels und des Klerus bestand das Herrenhaus aus Bürgern, die aufgrund besonderer Verdienste vom Kaiser als Mitglieder berufen wurden. In der Zeit des Bestehens der ersten Kammer des österreichischen Reichsrates war auch drei Männern aus Mathildes Familienkreis diese Ehre zuteil geworden: Joseph Unger, der zweite Ehemann von Mathildes ältester Schwester Emma, wurde am 20. Jänner 1869 auf Lebenszeit auf einen Sitz im Herrenhaus berufen.<sup>534</sup> Zwar lange nach der eigentlichen „liberalen Ära“, aber nichtsdestotrotz als Anhänger der Liberalen Partei wurden auch Mathildes Bruder Josef Schey am 14. Juni 1907 und Mathildes Ehemann Adolf Lieben am 27. Dezember 1909 zu lebenslangen Mitgliedern des Herrenhauses ernannt.<sup>535</sup>

Neben liberalen Gesetzen und Errungenschaften beinhaltete die Dezemberverfassung auch einige Elemente, welche die Schwäche des Parlaments weiter bestehen ließen: Der aus dem Februarpatent stammende Notverordnungsparagraph wurde aufgenommen und gab der Regierung weiterhin die Möglichkeit, zeitweise ohne den

---

<sup>532</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S 212.; Wadl, Liberalismus, S. 17.

<sup>533</sup> Vocelka, Geschichte, S. 216.

<sup>534</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 41.; Gerald Stourzh, Die Mitgliedschaft auf Lebensdauer im österreichischen Herrenhause, 1861 – 1918. In: MIÖG 73 (1965), S. 63-117, hier S. 104.

<sup>535</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 44, S. 47.; Soukup, Lieben, S. 131.; Stourzh, Mitgliedschaft, S. 114f.

Reichsrat zu regieren.<sup>536</sup> Des Weiteren war die Ministerverantwortlichkeit nur schwach ausgebildet und auch das Vereins- und Versammlungsgesetz war durch die Möglichkeit des behördlichen Verbots „staatsgefährlicher“ Vereine und Versammlungen keineswegs makellos.<sup>537</sup> Schließlich war aus demokratiepolitischer Sicht das Hauptproblem der Verfassung das Wahlrecht, welches nur für jene männlichen Staatsangehörigen galt, die eine bestimmte Steuerleistung erbrachten: Vertreter der Intelligenz, Beamte, Träger akademischer Grade, Lehrer, Offiziere und Priester.<sup>538</sup>

Ein Ereignis, das die liberale Vorherrschaft in Österreich erschütterte und für die Liberalen einen markanten Tiefschlag bedeutete, stand in Zusammenhang mit ihrer Wirtschaftspolitik: der Börsenkrach im Jahr 1873.<sup>539</sup> In der Zeit vor dem „Großen Krach“, den Gründerjahren, erlebte die österreichische Wirtschaft allerdings – unterstützt durch den politischen Liberalismus – einen regelrechten Boom. Banken, Firmen und Aktiengesellschaften wurden gegründet, Eisenbahnlinien gebaut und die großstädtische Infrastruktur von Wien geschaffen.<sup>540</sup> In diese Zeit fiel auch der wirtschaftliche Aufstieg von Mathildes Vater Friedrich Schey, der sich aktiv am Bankengründungsboom beteiligte und auch sonst zahlreiche wichtige wirtschaftliche Schlüsselpositionen inne hatte.<sup>541</sup> Vom „Großen Krach“ des Jahres 1873, der eine Folge des überhitzten Börsenklimas mit seinen ausgedehnten Spekulationsgeschäften und der Agiotage durch einflussreiche Finanzkreise war, blieb auch Friedrich Schey nicht unberührt. Erstens hatte seine persönliche finanzielle Situation unter dem Börsenkrach gelitten und zweitens blieb auch er in seiner Eigenschaft als Spekulant nicht von der Kritik ausgenommen, die nach dieser wirtschaftlichen Katastrophe zunahm.<sup>542</sup> Friedrich Schey wurde aber vermutlich nicht nur dafür kritisiert, dass er ein Akteur der liberalen Wirtschaftspolitik gewesen war; wahrscheinlich war er in der Zeit nach dem Börsenkrach auch antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt. Zu der in der Bevölkerung zunehmend vorherrschenden antikapitalistischen und antiliberalistischen Stimmung gesellte sich nämlich ein vehementer Antisemitismus, da ein großer Teil der

---

<sup>536</sup> Vocelka, Geschichte, S. 216.; Vgl. Wadl, Liberalismus, S. 18.

<sup>537</sup> Wadl, Liberalismus, S. 18.

<sup>538</sup> Vocelka, Geschichte, S. 216.

<sup>539</sup> Vocelka, Geschichte, S. 219f.

<sup>540</sup> Vgl. Altfahrt, Friedrich Schey, S. 29.; Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 219f.

<sup>541</sup> Friedrich Schey war unter anderem Direktor der Privilegierten Österreichischen Nationalbank, Direktor der Vöslauer Kammgarnfabrik, Verwaltungsrat der Kaiserin-Elisabeth-Bahn, Rat der Börsekammer, Verwaltungsrat der Allgemeinen Ungarischen Bodenkreditbank etc. Siehe dazu Altfahrt, Friedrich Schey, S. 29f.

<sup>542</sup> Siehe dazu Altfahrt, Friedrich Schey, S. 30, S. 38.

Unternehmer und Bankiers, welche man für den „Großen Krach“ verantwortlich machte, jüdisch war.<sup>543</sup>

Der Börsenkrach und seine Folgen erschütterten die liberale Regierung in Österreich zwar, ihre politische Herrschaft mussten die Liberalen jedoch erst 1879 abgeben. Im Zuge der Bosnien-Herzegowina-Krise sprachen sich die liberalen Abgeordneten gegen eine Okkupation der osmanischen Provinz aus, da sie eine Vermehrung der slawischen Bevölkerung verhindern wollten. Sie stellten sich damit gegen ihre eigene Regierung und die Verfassungspartei – die Deutschliberalen – erlitt in den Wahlen von 1879 eine vernichtende Niederlage, welche die Ära des Liberalismus in der Habsburgermonarchie beendete.<sup>544</sup>

#### **4.4 Die Okkupation Bosniens und der Herzegowina 1878**

Auf dem Berliner Kongress vom 13. Juni bis zum 13. Juli 1878 tagten die europäischen Großmächte unter Vorsitz des deutschen Reichskanzlers Fürst Otto von Bismarck über eine neue Friedensordnung in Südosteuropa nach dem russisch-türkischen Krieg (1877). Stellvertretend für Österreich-Ungarn nahm der k.u.k. Außenminister Julius Graf Andrassy teil. Das Ergebnis der Verhandlungen war, dass die Großmacht Russland die meisten Eroberungen wieder abgeben musste und nicht kriegführende Staaten Territorien des Osmanischen Reiches zugesprochen bekamen: Zypern ging an England, Thessalien und Epirus gingen an Griechenland und Österreich-Ungarn erhielt das unbefristete Okkupationsrecht über Bosnien und die Herzegowina.<sup>545</sup>

Das Mandat, das Österreich-Ungarn am 13. Juli 1878 bekam, sah die Besetzung und Verwaltung des Gebietes vor, um die beiden Provinzen Bosnien und Herzegowina befrieden zu können.<sup>546</sup> Innerhalb der Bevölkerung Bosnien-Herzegowinas befürwortete nur ein Viertel, nämlich die katholischen Kroaten, einen Anschluss an die Habsburgermonarchie. 30 Prozent der Bevölkerung waren Moslems, welche die osmanische Herrschaft favorisierten, die griechisch-orthodoxen Serben (40 Prozent) tendierten zum Kleinstaat Serbien. Der Widerstand gegen die Okkupation war also dementsprechend groß und die Besetzung wurde in keiner Weise jener militärische „Spaziergang“, mit dem in Armeekreisen gerechnet

---

<sup>543</sup> Vocelka, Geschichte, S. 220.; Siehe dazu auch Peter Pulzer, Die Wiederkehr des alten Hasses. In: Lowenstein u.a., Integration, S. 193-248, hier S. 196f.

<sup>544</sup> Vocelka, Geschichte, S. 220.

<sup>545</sup> Vgl. Buchmann, Kaisertum, S. 124f.; Vgl. Ders., Österreich und das Osmanische Reich. Eine bilaterale Geschichte, Wien 1999, S. 224ff.

<sup>546</sup> Petar Vrankić, Religion und Politik in Bosnien und der Herzegowina (1878-1918), Paderborn u.a. 1998, S. 24.

worden war.<sup>547</sup> Die auf Zusicherungen der osmanischen Regierung beruhende Annahme des Außenministers Graf Andrassy, „[...] man werde die Okkupationsländer mit einer Militärmusikkapelle in Besitz nehmen“,<sup>548</sup> erwies sich als fundamentaler Trugschluss.

Einige junge Männer aus Mathildes Bekannten- bzw. dem Freundeskreis ihrer Brüder nahmen am Militäreinsatz in Bosnien teil, darunter der spätere Oberinspektor im Eisenbahnministerium Max Georg von Hornbostel<sup>549</sup> oder Johann Fékéte de Bélafalva (genannt Jany), später leitender Beamter in der Landesregierung der Bukowina sowie dessen Bruder, der Berufsoffizier Nikolaus Fékéte de Bélafalva (genannt Niki), später Feldmarschall-Leutnant und Stadtkommandant von Budapest.<sup>550</sup> Auch ein gewisser Herr Wimmer, der im Comptoir der Firma Schey arbeitete, musste nach Bosnien einrücken.<sup>551</sup> Über „Correspondenz-Karten“ und Briefe an Mathildes Bruder Zenzi, die von allen im Hause Schey mit großem Interesse gelesen wurden, berichtete Jany Fékéte von seinem Einsatz. Am 21. Juni 1878 zitiert Mathilde aus einem seiner Schreiben, er sei in der „[...] Hauptstadt Sloweniens, welche er jedoch verlässt, um an die Grenze zu gehen. Für die Reise hat er schon Revolver geladen wegen Räubergesindel und binnen Kurzem erwartet er sich den Befehl, in Bosnien einzurücken.“<sup>552</sup> Er gehörte somit wahrscheinlich zu jenen etwa 72 000 Soldaten, die unter Feldzeugmeister Joseph Philippovitch von Philippsberg Ende Juli 1878 die bosnische Grenze überschritten.<sup>553</sup> Am 4. August berichtet Mathilde noch scheinbar unbeeindruckt und nichtwissend, auf welchen Widerstand die habsburgischen Soldaten gestoßen waren: „Die Buben haben wieder von Fekete Brief gehabt, er ist jetzt schon in Bosnien und scheint sich ans Soldatenleben vollkommen gewöhnt zu haben. Beim Einmarsch spielten sie `Draußen in Weidlingau´.“<sup>554</sup>

---

<sup>547</sup> Buchmann, Kaisertum, S. 125f.; Siehe dazu auch Martha M. Čupić-Amrein, Die Opposition gegen die österreichisch-ungarische Herrschaft in Bosnien-Herzegowina (1878-1914) (= Geist und Werk der Zeiten, 73), Bern u.a. 1987.

<sup>548</sup> August Fournier, Wie wir zu Bosnien kamen, Wien 1909, S. 77.

<sup>549</sup> Max Georg von Hornbostels Vater war der Industrielle und Politiker Theodor von Hornbostel, der neben Mathildes Vater Friedrich Schey und anderen die Gründung der Wiener Handelsakademie anregte. Siehe dazu Altfahrt, Friedrich Schey, S. 31.; Zur Familie Hornbostel, insbesondere zu Max Georg von Hornbostels Sohn Theodor Hornbostel siehe Christian Dörner/Barbara Dörner-Fazeny, Theodor von Hornbostel 1889-1937, Wien 2006.

<sup>550</sup> Die Brüder Johann und Nikolaus Fékéte de Bélafalva werden erwähnt in Lieben, Zeit, S. 91f.

<sup>551</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 28.8.1878,

<sup>552</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.6.1878, RAL.

<sup>553</sup> Buchmann, Kaisertum, S. 126.; Siehe dazu auch Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch, Die bewaffnete Macht (= Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 5), Wien 1987, S. 630.

<sup>554</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.8.1878, RAL.

Dass dem Einmarsch der k.u.k. Armee schwere Auseinandersetzungen folgten und dass die Okkupation mit einem enormen Aufwand an Militär und Waffen, mit vielen blutigen Kämpfen und großen Verlusten verbunden war,<sup>555</sup> klingt in Mathildes Briefen ab August 1878 immer wieder an. Schon am 6. August schreibt sie:

„Hast du von unseren armen Soldaten in Bosnien gelesen oder gehört? Es ist eigentlich nicht edel, wie gleichmütig haben wir von den russisch und türkisch Gefallenen vernommen und wie ganz anders fühlen wir für die Unsrigen. Die 70 Husaren lassen mich gar nicht ruhen. Es ist doch grässlich, dass Friede nur durch Menschenblut hergestellt werden kann. Deswegen ist es auch, dass wenn die Unruhen dort unten anfangen, es gewiss nicht so schnell aus sein wird. Wer weiß, wie viele tapfere Krieger wir noch verlieren werden und nicht einmal in einem ordentlichen Krieg.“<sup>556</sup>

Dass allgemein nicht damit gerechnet worden war, dass die Okkupation Bosnien-Herzegowinas in einen kriegsähnlichen Einsatz mündet, erklärt die Erschütterung und das Entsetzen über die tatsächlichen Vorgänge. Der Historiker und Politiker August Fournier<sup>557</sup> beschrieb 1909 die ursprüngliche Erwartung an den Militäreinsatz, nämlich dass Österreich-Ungarn durch die Okkupation in Bosnien-Herzegowina nicht nur „[...] Ruhe und Ordnung, sondern auch, dass [es] mit den reichen Mitteln, über die ein hochzivilisierter Staat verfügt, Kultur schaffen werde.“<sup>558</sup> Die Nachrichten über die vielen Todesopfer und Gewalttaten enttäuschten diese Erwartung massiv: Nach amtlicher Veröffentlichung gab es auf österreichisch-ungarischer Seite 178 tote Unteroffiziere und Offiziere und 5000 gefallene, vermisste und verwundete Soldaten.<sup>559</sup> Aus Mathildes Brief vom 11. September 1878 geht hervor, dass das Wissen um die brutalen Auseinandersetzungen den Glauben an die Zivilisation erschütterte:

„Die Nachrichten vom Occupations-Schauplatz werden, find ich, täglich ärger, die Verluste sind jetzt schon sehr bedeutend und ist es wirklich grässlich, dass noch heut zu Tag in einer Zeit, die man civilisiert nennt, noch derartige Gräuel geschehen, wie die, von denen man dort unten hört. In welchem armen Corps Fekete ist, weiß ich nicht und kann jetzt

---

<sup>555</sup> Vrankić, Religion, S. 24.

<sup>556</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 6.8.1878, RAL.

<sup>557</sup> August Fournier war auch ein Bekannter von Mathildes Bruder Paul Schey. Siehe dazu Lieben, Zeit, S. 41.

<sup>558</sup> Fournier, Bosnien, S. 76.

<sup>559</sup> Vrankić, Religion, S. 24f.; Vgl. Fournier, Bosnien, S. 79.

gerade niemanden fragen, sein Regiment wird jetzt geschont, es hat so schon genug ausgestanden.“<sup>560</sup>

Mitte Oktober wurde mit der Reduktion der Truppen begonnen und die Okkupation Bosnien-Herzegowinas war schließlich erst nach drei Monaten, am 20. Oktober 1878, beendet.<sup>561</sup> Mitte November kehrten die ersten Soldaten nach Wien zurück und Mathilde schreibt: „Morgen soll großer Einmarsch der aus Bosnien zurückgekehrten Truppen stattfinden, die Häuser werden wahrscheinlich decoriert.“<sup>562</sup> Obwohl das Gebiet der Souveränität des Sultans unterlag, wurde es in die Strukturen der Doppelmonarchie eingegliedert und fortan wie eine Kolonie vom k.u.k. Finanzministerium verwaltet.<sup>563</sup>

Der Militäreinsatz hatte – je nach Tätigkeit, Erlebnissen und der Erfahrung von gewaltsamen Gefechten – für die Soldaten ganz unterschiedliche Folgen und Auswirkungen. Jany Fékétes Bruder Nikolaus hatte lange Zeit unter seinen schweren Verletzungen zu leiden, während ein anderer Freund der Geschwister Schey, Max Hornbostel, den Einsatz in Bosnien offenbar genossen hatte:

„Gestern Abend war Fekete hier, er ist jetzt viel weniger steif und scheint sich an uns zu gewöhnen, seinem Bruder geht es besser, aber denk dir, welche Aussichten er im allerbesten Fall hat. Noch mindestens ein Monat muss er im Bett liegen, dann vielleicht auf einem Sopha und dann wird er auf Krücken gehen können. Der Arzt tröstete ihn, bis nächsten Oktober werde er (noch lange nicht dienstfähig sein, aber) sich hier unterhalten können, worauf sich der arme Teufel jetzt schon freut. Es ist wirklich fürchterlich für so einen jungen Menschen. Die Mutter ist vor lauter Aufregung auch erkrankt. Dein armer Maxl soll ganz desparat sein und kann sich gar nicht an den unangenehmen Wechsel (vom „feschen“ Leben in Bosnien und dem jetzigen in einem Bureau der Westbahn) kaum ertragen. An ihn hast du (eigentlich wir alle) viel zu viel Mitleid verschwendet, denn er wäre am liebsten sogar den Winter in Bosnien geblieben.“<sup>564</sup>

Max Hornbostel war auch sehr verärgert darüber, dass er „nicht so viel mitgemacht“<sup>565</sup> hatte – militärische Abenteuer und Auseinandersetzungen waren ihm offenbar versagt geblieben und somit auch der damit einhergehende Ruhm und eine

---

<sup>560</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.9.1878, RAL.

<sup>561</sup> Wandruszka/Urbanitsch, Macht, S. 631.

<sup>562</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 16.11.1878, RAL.

<sup>563</sup> Siehe dazu Vrankić, Religion, S. 37ff.

<sup>564</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.11.1878, RAL.

<sup>565</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.11.1878, RAL.

mögliche Beförderung.<sup>566</sup> Das Bild des idealen Soldaten, dessen Ansehen und Ehre speisten sich natürlich aus Erzählungen von heldenhaft kämpfenden Männern, die idealistisch und ohne Zögern zu Schlachten schreiten.<sup>567</sup> Diese Erzählung von sich selbst hätte wohl auch Max Hornbostel gefallen.

Ein ganz anderes Bild entsteht in Zusammenhang mit dem Mitarbeiter Wimmer aus der Firma Schey, der seine Stationierung in Bosnien als harten Posten empfunden hatte.<sup>568</sup> Mathilde schreibt im Oktober 1878, er habe „[...] einen ganz verzweifelt Brief aus Tuzla geschrieben, er sagt, den Winter in Bosnien könnte er nicht aushalten und das scheint ihm bevorzustehen.“<sup>569</sup> Entgegen den Befürchtungen kehrte Wimmer jedoch noch vor Winteranbruch wieder nach Wien zurück, wo Mathilde ihn zufällig im Comptoir traf und berichtet: „[...] er ist jetzt aus lauter Freude und Essen erkrankt, aber damals sah er ausgezeichnet aus und man merkte bei jedem Wort seine Freude an. Er war bei drei Gefechten und erwartet sich auch das Verdienstkreuz, die Kriegsmedaille geben sie allen, auch Max.“<sup>570</sup> Die Auszeichnung mit (hohen) militärischen Orden oder Ehrenzeichen hatte in der Habsburgermonarchie eine wichtige symbolische Bedeutung – vor allem in einer Zeit, in der das Militär eine große Rolle spielte und seine Offiziere so eng mit der zivilen Gesellschaft verflochten waren.<sup>571</sup> Für den einzelnen Soldaten brachte ein Ehrenzeichen Ruhm sowie Anerkennung und Wertschätzung der erbrachten Leistungen, für die natürlich oftmals Gesundheit und Leben riskiert worden waren. Im Dezember 1878 schreibt Mathilde: „Du wirst wohl durch die Freie Presse erfahren haben, dass Niki Fekete das Verdienstkreuz bekommen hat. Ich bin wirklich sehr froh, denn er scheint sich´s sehr gewünscht zu haben und der arme Kerl hat ohnedies keine andere Freude.“<sup>572</sup>

## 4.5 Rund um die Kaiserfamilie

„Gestern waren wir in Schönbrunn, Julie, Miss Ellis, Ida, Moritzl und ich. Die Privatzimmer des Kaisers, der Kaiserin und des Kronprinzen konnten wir nicht sehen, denn die „Kammer“,

---

<sup>566</sup> Vgl. István Deák, *Der k.(u.)k. Offizier 1848-1918*, Wien/Köln/Weimar<sup>2</sup>1995, S. 132.

<sup>567</sup> Vgl. Christa Hämmerle, *Die k.(u.)k. Armee als „Schule des Volkes“? Zur Geschichte der Allgemeinen Wehrpflicht in der multinationalen Habsburgermonarchie (1866-1914/18)*. In: Christian Jansen (Hg.), *Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich (= Frieden und Krieg, 3)*, Essen 2004, S. 175-213, hier S. 204.

<sup>568</sup> Vgl. Deák, *Offizier*, S. 133.

<sup>569</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.10.1878, RAL.

<sup>570</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.11.1878, RAL.

<sup>571</sup> Siehe dazu Deák, *Offizier*, S. 17ff.

<sup>572</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 12.12.1878, RAL.

wie sie es nennen, wohnt noch hier, der Oberzimmeraufseher hat uns jedoch versprochen, wenn sie nach Wien ziehen werden, vor noch die Vorhänge etc. weggenommen werden, wird er es uns sagen lassen. Einige Zimmer sind prachtvoll, besonders die wo Napoleon und der Herzog von Reichstadt wohnten. In einem Gemach sind die Zeichnungen von Marie Antoinette und Christin´ mit ihren Unterschriften. Die Privatwohnung des Franz Karl [Erzherzog Franz Karl von Österreich, Vater Kaiser Franz Josephs] haben wir gesehen, die sind sehr einfach, er hat die Büste von Kaiser Max [Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich, Kaiser von Mexiko, Bruder Kaiser Franz Josephs] und der Kaiserin Charlotte [Prinzessin Charlotte von Belgien, Erzherzogin von Österreich, Kaiserin von Mexiko, Ehefrau Ferdinand Maximilians]. Letztere ist, glaube ich, in Belgien, nicht? Der Brüssler Dr., der sie zu kennen scheint, sagte der Mutter, sie sei ganz vertrottelt, man könne gar nichts mit ihr reden, das ist doch grässlich. Gerade sie soll so geistvoll gewesen sein.“<sup>573</sup>

Dies berichtet Mathilde ihrer Cousine Marie im August 1875 und lässt keinen Zweifel an dem großen Interesse, das sie für die Mitglieder der habsburgischen Kaiserfamilie und für deren Leben hegte. Im selben Sommer schreibt sie ihrer Cousine aus Lainz, wo die Familie Schey die Sommermonate verbrachte:

„Gestern fuhr auf einmal der (von mir längst in Ischl gedachte) Kronprinz vorüber, ich sah ihn beide Male. Das über Valerie habe ich in der Zeitung gelesen. Julie erzählte mir gestern während dem Kämmen mehrere recht hübsche Sachen von der Kaiserin und dem Kaiser, das End war, dass ich die Kaiserin eigentlich doch gerne habe. Der Kaiser soll, wie er verlobt war, gesagt haben „Ich bin so verliebt, wie der jüngste Lieutenant in meinem Regimente.“<sup>574</sup>

Und vier Jahre später schreibt Mathilde abermals von einem „kaiserlichen Auftritt“, der für sie zweifellos ein Highlight im wohl mitunter langweiligen Alltag in der Lainzer Sommervilla darstellte:

„Gestern Abend kaprizierte sich Josef, im Hof sitzen zu bleiben, um die schönen Leut vorüber fahren zu sehn, ich bereute es deshalb nicht, weil die Kaiserin auch kam und ich sie schon lange nicht gesehen habe. Sie reist Donnerstag nach Ischl, dann ist´s sowieso aus. Sie hatte anfangs ihren Schirm vor, nachdem sie aber bemerkte, dass sich etwas im Hof rührt

---

<sup>573</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.8.1875, RAL.

<sup>574</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 28.7.1875, RAL.

(was sie schon gar nicht mehr gewohnt ist) drehte sie sich noch um und grüßte sehr freundlich.“<sup>575</sup>

Nachrichten und Neuigkeiten von Kaiserin Elisabeth, Kaiser Franz Joseph und Kronprinz Rudolph durchziehen Mathildes Briefe – vor allem in Jugendjahren – kontinuierlich. Das Interesse am habsburgischen Herrscherhaus – frei nach dem Motto „Gemma Kaiser schau´n“<sup>576</sup> – sowie Sympathie und Empathie für seine Mitglieder waren fixe Konstanten des bürgerlichen Patriotismus. Vor allem in jenen gesellschaftlichen Kreisen, zu denen Mathildes Familie gehörte – Robert Wistrich schreibt von der „jüdischen Finanzelite“ – standen die Treue zum Kaiser, der glühende dynastische Patriotismus und die Bindung an den Vielvölkerstaat außer Zweifel.<sup>577</sup> Es gab im Alltag vielerlei Möglichkeiten, der Kaiserfamilie zu huldigen und der Kaisertreue Ausdruck zu verleihen. Dies geschah auch im Comptoir der Firma Schey, wo, wie die 13-jährige Mathilde stolz an ihre Cousine schreibt, „im Sitzungssaal das Bild unserer schönen Kaiserin schon aufgehängt [wurde].“<sup>578</sup>

Die unerschütterliche dynastische Treue und Ergebenheit der österreichischen Juden entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Kult, und sie wurde zu einem zentralen Merkmal in der Verteidigungsstrategie gegen den ab den 1880-er Jahren organisierten politischen Antisemitismus.<sup>579</sup> Die patriotische Kaisertreue war ein Ausdruck von Dank und Zuneigung gegenüber dem habsburgischen Herrscherhaus. Dahinter stand die idealisierte Überzeugung, Franz Joseph I. würde die jahrhundertealte Tradition der habsburgischen Schutzherrschaft gegenüber der jüdischen Bevölkerung fortsetzen und alle zeitgenössischen Herrscher Europas in seiner Achtung von religiöser Toleranz und Gerechtigkeit übertreffen.<sup>580</sup>

In Mathildes Briefen wird der Kaiser als Sinnbild für Schutz, Toleranz und Gerechtigkeit nicht erwähnt. Meist ist die Rede von der Kaiserin und ihrem Sohn, dem Kronprinzen. Wenngleich sich die außerordentliche Begeisterung für Kaiserin Elisabeth und der Sissi/Sisi- sowie viele andere Mythen erst posthum entwickelten, so waren die Mitglieder des Kaiserhauses doch auch zu Lebzeiten gewissermaßen „Stars“, deren Aktivitäten,

---

<sup>575</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.6.1879, RAL.

<sup>576</sup> Zum Kaiserimage und der Rolle der Fotografie siehe Anton Holzer, Gemma Kaiser schau. In: Die Presse, Spectrum, 16. Juli 2011, S. I-II.

<sup>577</sup> Wistrich, Juden, S. 141.

<sup>578</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.1.1874, RAL.

<sup>579</sup> Wistrich, Juden, S. 146.

<sup>580</sup> Wistrich, Juden, S. 148.

Erscheinung und Aussehen registriert und kommentiert wurden.<sup>581</sup> Zeitungen berichteten – freilich streng zensuriert – über die kaiserliche Familie und Klatsch und Tratsch wurden mündlich weitergegeben.<sup>582</sup> So auch in Mathildes Familie die Mitteilung über den kranken Kronprinzen im Sommer 1875:

„Julie [Julie Schey, Mathildes Schwägerin] hat mir die traurige Nachricht gebracht, dass unser Kronprinz krank sei, ihr Doktor hat erzählt, dass er sich schon in der Kirche unwohl fühlte und den Tag nachher Fieber hatte, die Kaiserin hat ihre Abreise darum aufgeschoben. Übrigens scheint es nichts Gefährliches zu sein, denn es steht nichts davon in der Zeitung.“<sup>583</sup>

Vor allem die Mutterrolle Elisabeths wurde in der Öffentlichkeit wohl sehr ambivalent beurteilt und diskutiert. Dass die Kaiserin sich vom Hofleben zurückgezogen hatte, mit sich selbst beschäftigt war und sich vor allem durch ihre intensive Reisetätigkeit von ihren Kindern entfremdet hatte, war allgemein bekannt.<sup>584</sup> Mathilde erfährt diesbezüglich über „private Kanäle“ immer wieder Persönliches aus der Kaiserfamilie:

„Ich habe der Julie nämlich mein Überraschen mitgeteilt, dass die Kaiserin wegen dem Kronprinzen ihre Abreise aufgeschoben hat, da erzählte mir Julie, dass Dr. Widerhofer [Hermann von Widerhofer, Leibarzt der Kinder des österreichischen Kaiserhauses] ihr gesagt habe, dass wenn jemand krank ist, die Kaiserin einzig als Pflegerin ist. Wie der Kronprinz den Typhus gehabt hat, war seine Mutter Tag und Nacht bei ihm, er wollte von niemand anderem Medizin einnehmen und wie es einen Tag gar so schlecht war, hat sie sich mit ihm eingesperrt und ließ nicht einmal den Kaiser hinein. Dieser soll wieder seine Schuhe ausgezogen haben und so zur Türe gegangen sein, damit sie ihn nicht höre und die Türe nicht wieder vor ihm zusperre. Die Kaiserin ist jetzt in meiner Verehrung sehr gestiegen, ich finde es sehr schön von ihr und es zeigt doch, dass sie ihre Kinder sehr gerne hat.“<sup>585</sup>

---

<sup>581</sup> Siehe dazu Katrin Unterreiner, *Die Habsburger. Mythos & Wahrheit*, Wien/Graz/Klagenfurt 2011.; Dies., *Sisi. Mythos und Wahrheit*, Wien 2005.; Dies., *Kaiser Franz Joseph 1830-1916. Mythos und Wahrheit*, Wien 2006.; Dies., *Kronprinz Rudolf. „Ich bin andere Bahnen gegangen“*. Eine Biografie, Wien/Graz/Klagenfurt 2008.; Brigitte Hamann, *Kronprinz Rudolf. Ein Leben*, Wien 2005.

<sup>582</sup> Vgl. Unterreiner, *Sisi*, S. 15.

<sup>583</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.7.1875, RAL.

<sup>584</sup> Vgl. Unterreiner, *Kronprinz*, S. 166.

<sup>585</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.7.1875, RAL.

Der hier genannte Hofarzt der Kinder der kaiserlichen Familie, Hermann Freiherr von Widerhofer, sollte in späteren Jahren auch der Kinderarzt von Mathildes Sohn Fritz Lieben werden.<sup>586</sup>

Ein anderes Mal zitiert Mathilde eine Aussage der Kaiserin bezüglich ihrer jüngsten Tochter Marie Valerie, mit der sie angeblich eine weitaus innigere Beziehung verband, als mit ihren anderen Kindern:<sup>587</sup> „Julie erzählte mir, die Kaiserin hat einer ihrer Freundinnen (welche Julie kennt) von der Valerie geschrieben: „Ich versichere dich, sie ist ein sehr liebes Trutschl.““<sup>588</sup>

#### 4.5.1 Kaiserliche Silberhochzeit und Makart-Festzug

Neben Tratsch und Klatsch fand im Jahr 1879 vor allem ein Großereignis rund um die kaiserliche Familie Eingang in Mathildes Briefe: die Silberhochzeit von Elisabeth und Franz Joseph im April. Im Zuge der Feierlichkeiten anlässlich des 25-jährigen Hochzeitjubiläums des Kaiserpaares wurde die Votivkirche eröffnet, deren Grundstein 23 Jahre zuvor gelegt worden war. Allgemeine Aufregung und Vorfreude löste aber vor allem der geplante Huldigungsfestzug aus, mit dem der kaiserliche Ehrentag würde- und prunkvoll gefeiert werden sollte.<sup>589</sup> Arrangiert wurde das pompöse Spektakel auf der Wiener Ringstraße von dem österreichischen Maler Hans Makart, der „in Wien der alles überragende Künstler, der Star der zweiten Jahrhunderthälfte [war].“<sup>590</sup> Thema des Festzugs, für den Makart, der „König der Ringstraßenmalerei“,<sup>591</sup> für die verschiedenen Handwerksgruppen und Zünfte unterschiedliche Kostüme entwarf, war die deutsche Renaissance. Die Epoche sollte durch die kostümierten Vertreter des Bürgertums veranschaulicht werden, und dem theatralisch inszenierten Ereignis auf der Ringstraße gingen lange Vorbereitungen sowie die Ausstellung von Makarts Kostüm-Entwürfen voraus.<sup>592</sup>

---

<sup>586</sup> Lieben, Zeit, S. 75.

<sup>587</sup> Vgl. Unterreiner, Sisi, S. 57f.; Vgl. Unterreiner, Kronprinz, 166ff.

<sup>588</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 30.7.1875, RAL.

<sup>589</sup> Vgl. Marianne Bernhard, Zeitenwende im Kaiserreich: die Wiener Ringstraße. Architektur & Gesellschaft 1858-1906, Regensburg 1992, S. 251.

<sup>590</sup> Ralph Gleis, Phänomen Makart. Künstlerkult im 19. Jahrhundert. In: Makart. Ein Künstler regiert die Stadt. Ausstellungskatalog, München/London/New York 2011, S. 20-31, hier S. 20.

<sup>591</sup> Bernhard, Zeitenwende, S. 260.

<sup>592</sup> Vgl. Werner Telesko, Der Makart-Festzug 1879. Medienstrategien zwischen bürgerlichem Anspruch und monarchischer Jubelfeier. In: Makart. Ein Künstler regiert die Stadt, S. 104-113, hier S. 106.

Der Makart'sche Festzug war aber nur ein Teil der vielen Huldigungsakte gegenüber dem Kaiserpaar, die ab dem 21. bzw. 22. April 1879 stattfanden.<sup>593</sup> Von den Vorbereitungen und dem Spektakel dieser Tage schreibt Mathilde am 23. April:

„Du hast keine Idee, was für ein Zugang hier ist; die Häuser werden decoriert, Tribünen werden in Hülle und Fülle gebaut, kurz alles ist in Bewegung. Die Hotels sollen überfüllt sein und in den Straßen ist auch viel mehr Leben als gewöhnlich. In dieser Richtung wenigstens haben die Feierlichkeiten ihr Gutes. Gestern waren wir (Miss Ellis, Josef, Ninny, Gerty und ich) mit Hermann B., der den dortigen Inspector kennt, in der Rotunde [Kuppelbau, der anlässlich der Weltausstellung 1873 im Wiener Prater errichtet wurde], um die Festwagen anzusehen, einige sind noch sehr zurück, aber bei einigen konnte man schon sehen, dass sie sehr schön werden. Sie sind so groß, dass sie selbst auf dem Ring Effect machen müssen.“<sup>594</sup>

Effektiv waren die etwa 30 Prunkwagen mit Sicherheit: aufwändig und spektakulär gestaltet repräsentierten etwa die Jagd, den Gartenbau, den Weinbau, den Bergbau, die Gewerbe der Bäcker und Müller, der Gastwirte, das Textilgewerbe, den Handel, die Schifffahrt oder den Eisenbahnbau.<sup>595</sup>

Neben den Festzugs-Vorbereitungen erlebte Mathilde auch die Eröffnung der Votivkirche hautnah mit:

„Heute war ich mit Paul in der Votivkirche, welche eröffnet wurde. Karl Ludwig las eine langmächtige Sance/Tance [?] vor, von welcher ich keine Silbe verstand, dann sang der Männergesangsverein ein paar Stücke, worunter auch die Volkshymne. Frau Karl Ludwig war reizend in einem dunkelroten Atlaskleid mit crème-gelber Mantille und gleichem Hut. Morgen muss die Ceremonie dort schön sein!“<sup>596</sup>

Den Zug zur Einweihung der Votivkirche am Donnerstag, den 24. April, verfolgte Mathilde vom Fenster aus und berichtet einen Tag später:

„Heute hätte der große Tag sein sollen, anstatt dessen hat es gestern, wie man voraussah, gegossen und der Festzug wurde abgesagt, wenn es schön ist, findet er morgen statt. [...]. Gestern waren wir Mädeln mit Emmi bei Boschan am Franzensring, um die Auffahrt in die Votivkirche zu sehen. Es regnete wie gesagt in Strömen, aber das Volk ließ

---

<sup>593</sup> Telesko, Makart-Festzug, S. 110.

<sup>594</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.4.1879, RAL.

<sup>595</sup> Vgl. Bernhard, Zeitenwende, S. 254.

<sup>596</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.4.1879, RAL.

sich dadurch nicht abhalten und die Tribünen waren gesteckt voll. Das Kaiserpaar fuhr in dem berühmten Glaswagen, so dass man es recht gut sehen konnte. Die Kaiserin sah reizend aus in einer weißen Mantille und gleichem Hut. Sie grüßte sehr freundlich; im zweiten Wagen fuhren Gisela und der Kronprinz, dann alle anderen.“<sup>597</sup>

Die Begeisterung, die der Makart-Festzug, der schließlich am 27. April 1879 stattfand, bei Mathilde ausgelöst hatte, vermochte sie kaum zu beschreiben. Das Spektakel, das um neun Uhr morgens begann und sich von der Praterstraße über die Aspernbrücke zur Ringstraße zog, muss tatsächlich überwältigend gewesen sein: Rund 14 000 Personen nahmen am Huldigungszug teil, davon 3000 in historischer Kostümierung, begleitet von 30 aufwändig gestalteten Festwagen. Zu beiden Seiten der Ring- sowie der Praterstraße erhoben sich 120 Tribünen mit 50 000 nummerierten Sitzplätzen und hinter einem vom Militär gebildeten Spalier drängten sich mehr als 300 000 Zuschauer.<sup>598</sup> In Ermangelung eigener Worte bot Mathilde ihrer Cousine Marie die Beschreibung des Festzuges in Form eines Zeitungsartikels an und beschränkte sich auf die Aufzählung der Gäste, die sich im Palais Schey eingefunden hatten, von wo man zweifellos freie und gute Sicht auf das Ringstraßen-Spektakel genoss:

„Der Festzug hat nämlich stattgefunden und hat alle Erwartungen übertroffen! Es tut mir wirklich sehr leid, dich nicht hier zu haben, denn so etwas wirst du leider nicht bald sehen. Wenn dich eine genaue Beschreibung interessiert, könnte ich dir eine Zeitung schicken, denn ich selbst bring schwerlich eine zu Stande und werde dir lieber das erzählen, was in unserem Hause vorging und nicht in der „Presse“ steht.“<sup>599</sup> In der „Neuen Freien Presse“ vom 28. April 1879, welche Mathilde vielleicht in ihren Brief an Marie eingeschlossen hatte, wird der Festzug vor allem als ein bedeutendes Ereignis für das Bürgertum dargestellt:

„Wien, unser schönes, fröhliches, kunstsinniges Wien hat sich heute um den Namen der Kaiserstadt, den es mit Stolz trägt, wohl verdient gemacht. Wie festlich, wie herzlich, wie großartig auch die Huldigungen waren, welche diese Woche hindurch dem Kaiserpaare dargebracht wurden: die Huldigung des Wiener Bürgertums hat sie alle übertroffen. Das Schönste und Beste, was die Reichshauptstadt bieten konnte, brachte sie als Festgabe dar: sich selbst. Kunst, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Industrie, alles, was den Reichtum, die Kraft und den Stolz unseres Landes ausmacht, wirkte zusammen, um von der Vaterlandsliebe

---

<sup>597</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.4.1879, RAL.

<sup>598</sup> Bernhard, *Zeitenwende*, S. 257.

<sup>599</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 28.4.1879, RAL.

und Kaiserentreue des Wiener Bürgertums Zeugnis abzulegen und ein Schauspiel entfaltete sich in den festlich geschmückten Straßen, das sich unauslöschlich in der Erinnerung eines Jeden einprägte, der es gesehen und welches die Brust desjenigen, dem es gilt, mit frohem Selbstgefühl erfüllen musste.“<sup>600</sup>

Freilich war der unmittelbare Anlass die Huldigung des Kaiserpaares, tatsächlich spielten beim Festzug und dessen späterer Rezeption aber die Darstellung bürgerlichen Selbstbewusstseins und Selbstverständnisses – natürlich mit den Elementen Kaiserentreue und Patriotismus – eine viel größere Rolle.<sup>601</sup>

#### **4.5.2 Die Kronprinzen-Hochzeit 1881**

Mit 22 Jahren, im Jahr 1880, musste sich Kronprinz Rudolf, der einzige Sohn Kaiser Franz Josephs und Kaiserin Elisabeths, an den katholischen Königshäusern Europas auf Brautschau begeben. Dynastische Erwägungen spielten bei der Auswahl seiner zukünftigen Ehefrau natürlich eine große Rolle und so entschied sich der junge Rudolf von Österreich-Ungarn unter den drei in Frage kommenden Prinzessinnen für die sechzehnjährige Stephanie von Belgien.<sup>602</sup> Im Juni 1880 erwähnt Mathilde die blutjunge, zukünftige Kronprinzessin zum ersten Mal und weiß aus guter Quelle zu berichten:

„Graf Wilczek [Hans Graf Wilczek, Polarforscher] sagte Gusti Pick, Prinzessin Stephanie sei sehr hübsch, nur fehlen ihr Augenbrauen. Dann erzählte er, so lange der Kronprinz in Brüssel ist, behandelt man sie natürlich als erwachsen, kaum ist er aber weg, muss sie wieder kurze Kleider tragen, zur Gouvernante gehen etc. etc.“<sup>603</sup>

Der von Mathilde zitierte Informant fand Stephanies Äußeres offenbar ansprechend, vom Wiener Hof wurde die Prinzessin ob ihres nicht dem gängigen Schönheitsideal entsprechenden Aussehens aber verspottet und verhöhnt. Ihre blonden Haare galten als unattraktiv und ihre Sommersprossen als absoluter Schönheitsfehler.<sup>604</sup> Kaiserin Elisabeths Nichte Marie Larisch bemängelte etwa, dass Stephanie „[...] weder Augenbrauen noch Wimpern [hatte], und das einzig Schöne an ihr war ihr porzellanweißer Teint.“<sup>605</sup>

---

<sup>600</sup> Neue Freie Presse. Morgenblatt, 28. April 1879, S. 1.

<sup>601</sup> Siehe dazu Telesko, Makart-Festzug, S. 110f.

<sup>602</sup> Vgl. Unterreiner, Kronprinz, S. 99f.

<sup>603</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 1.6.1880, RAL.

<sup>604</sup> Unterreiner, Kronprinz, S. 105.

<sup>605</sup> Marie Frein von Wallersee, Meine Vergangenheit, Berlin 1913, S. 89. Zitiert nach Unterreiner, Kronprinz, S. 105, Anm. 11.

Nicht aufgrund ästhetischer, sondern körperlicher Ursachen musste die Kronprinzen-Hochzeit verschoben werden. Der offenbar für Jänner des Jahres 1881 geplante Termin konnte nicht eingehalten werden, weil Stephanie „noch zu zart“<sup>606</sup> war. Die von Mathilde sogenannte „Zartheit“ der Prinzessin bezieht sich auf eine mögliche Unfruchtbarkeit, die fatal gewesen wäre. Obwohl ihr die Bedeutung dessen nicht ganz klar zu sein scheint, erläutert Mathilde in einem späteren Brief:

„Gerty weiß natürlich aus gut unterrichteter Quelle, weshalb die Vermählung des Kronprinzen verschoben wurde. Es scheint, dass Stephanie zwar schon ihre .... [Menstruation] gehabt hat, diese aber seit einigen Monaten wieder ausgeblieben ist, man will also ihre vollkommene Herstellung abwarten; weshalb wirst du jedenfalls besser verstehen als ich.“<sup>607</sup>

Die Ankunft Prinzessin Stephanies in Wien im Mai 1881 war natürlich ein Ereignis sondergleichen. Der Künstler Hans Makart kommt in diesem Zusammenhang erneut vor, er hatte nämlich vorab ein lebensgroßes Bild der zukünftigen Kronprinzessin von Österreich-Ungarn gemalt. Mit ihrem Zeichenlehrer und zwei Bekannten fuhr Mathilde im April 1881 in Makarts Atelier in die Gußhausstraße, das Malerwerkstätte, Schau- und Verkaufsraum zugleich war, um das Kunstwerk anzusehen.<sup>608</sup> An Marie schreibt sie daraufhin, dass sie „es ebenso gewagt als dumm vom ihm [Makart]“ finde, Prinzessin Stephanie, „die er nur nach den Photographien kennt“, zu malen, „denn noch dazu wird das Portrait als Hochzeitsgeschenk von der Künstlergenossenschaft überreicht.“<sup>609</sup> Wenig begeistert von dem Bild – es wurde gemeinsam mit allen anderen Bildern, die das Kronprinzen-Paar als Hochzeitsgeschenke bekommen hatte, im Künstlerhaus ausgestellt – resümiert sie einige Zeit später: „An dem Makartschen Portrait von Stephanie ist mir entschieden der Rahmen das liebste.“<sup>610</sup>

Voller Euphorie berichtet Mathilde hingegen von der Ankunft Stephanies in Wien am 6. Mai 1881 und von der festlichen Atmosphäre:

„Es ist wirklich schade, dass du Wien nie in festlicher Stimmung gesehen hast, wie es zur Zeit des Festzugs war und jetzt wieder ist, denn ich versichere dich, es thut einem

---

<sup>606</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.1.1881, RAL.

<sup>607</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 17.1.1881, RAL.

<sup>608</sup> Zu Makarts Atelier und dessen Bedeutung siehe Makart. Ein Künstler regiert die Stadt. Ausstellungskatalog, München/London/New York 2011.

<sup>609</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 29.4.1881, RAL.

<sup>610</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 4.6.1881, RAL.

wahrhaft wohl, die freudige Erregung auf allen Gesichtern zu sehen. Die Straßen sind überfüllt und die Häuser alle decoriert. Gestern ist unsere künftige Kronprinzessin angekommen! Ich war mit Julia, Emilia und Rosa auf der Westbahn, wo uns Czedik [Alois Freiherr von Czedik, Sektionschef im Eisenbahnministerium] so gute Plätze angewiesen hatte, dass wir alles perfekt beobachten konnten. Die Halle war reizend mit Blumen geschmückt und sah sehr feierlich aus. Der Kaiser und der Kronprinz kamen schon um ½ 4 und mussten also eine volle halbe Stunde auf den Zug warten, welcher Punkt 4 Uhr hereinfuhr. Die Begrüßung war sehr zärtlich von beiden Seiten und Stephanie macht einen ungemein guten Eindruck. Sie ist hübsch, aber nicht schön und hat eine prachtvolle Gestalt, war auch sehr geschmackvoll angezogen.“<sup>611</sup>

Am 10. Mai 1881 fand die Hochzeit in der Wiener Augustinerkirche statt, danach zog die Kronprinzessin feierlich in die Hofburg ein. Mathilde schreibt, die anlässlich der Eheschließung besondere „Beleuchtung am Abend machte sich wunderhübsch“. Und weiter:

„Wir trauten uns sogar trotz des grässlichen Gedränges auf die Gasse und machten einen Spaziergang in die Stadt. Ob Stephanie schüchtern ist, weiß ich nicht, jedenfalls soll sie sich sehr nett benehmen. Den ungarischen Deputationen hat sie schon ungarisch geantwortet. Die Details wirst du in den Zeitungen am besten lesen und ich habe auch aufrichtig gestanden keine Geduld, alles zu schreiben.“<sup>612</sup>

Nach der Eheschließung wurden vor allem Stephanies Aussehen und ihre „lange“ Kinderlosigkeit öffentlich immer wieder diskutiert. Es wird deutlich, welche Aufgaben und Erwartungen die junge Kronprinzessin zu erfüllen hatte, nämlich die Repräsentation und das Gebären von Nachfolgern für die Dynastie. Diese Themen fanden natürlich auch Eingang in Mathildes Briefe und sie findet, Stephanie „ist nicht schön, aber hat gar nichts Hässliches und das ist auch etwas wert. Der Fehler ihrer Augen ist mehr, dass die Brauen vollkommen fehlen oder so hell und unsichtbar sind wie die meinen. Was sagst du dazu, dass sie schon verdächtig ist? Ich finde es unerhört, dass man so etwas in die Zeitung setzt, bevor es sicher ist. Hoffentlich bestätigt sich das Gerücht, denn gerade bei ihr hat man ja vor der Hochzeit sehr dumme Zweifel gehabt. Entsetze dich nicht über meine Unanständigkeit!“<sup>613</sup>

---

<sup>611</sup> Mathildes Schey an Marie de Rothschild, 7.5.1881, RAL.

<sup>612</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 10.5.1881, RAL.

<sup>613</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 4.6.1881, RAL.

Abgesehen von der Kinderlosigkeit, weswegen Mathilde die Kronprinzessin „eigentlich sehr leid [tut]“, <sup>614</sup> werden die in der Literatur diskutierten Eheprobleme zwischen Stephanie und Rudolf in den Briefen nicht erwähnt. Dass die beiden anfangs bemüht waren, eine harmonische Ehe zu führen, <sup>615</sup> kam in der Öffentlichkeit jedenfalls an, wie eine diesbezügliche Schlussfolgerung Mathildes nahe legt: „Es muss doch wahr sein, dass unser Kronprinzenpaar glücklich ist, denn darin sind alle einig.“ <sup>616</sup>

Am 2. September 1883 gebar Stephanie „endlich“ ein Kind, sie selbst war aber sehr enttäuscht, dass es kein Thronfolger geworden war, sondern ein Mädchen, Elisabeth Marie. <sup>617</sup> Zu dieser Enttäuschung kam noch hinzu, dass die Ehe des Kronprinzen-Paares am Wiener Hof unter keinem guten Stern stand. Kaiserin Elisabeth war von Anfang an gegen die Verbindung ihres Sohnes mit der belgischen Prinzessin gewesen und verließ ihrer Ablehnung gegen Stephanie und deren Vorliebe für Prunk und Repräsentation auch offen Ausdruck. In einem von Kaiserin Elisabeth verfassten Gedicht bezieht sie unmissverständlich auf ihre Schwiegertochter die Worte „Welch´ ein mächtig Trampeltier.“ <sup>618</sup> Und auch Stephanie und Rudolf entwickelten persönlich keine innige Beziehung zueinander: sie kritisierte seinen Umgang mit Intellektuellen und seine intensive schriftstellerische Tätigkeit, er konnte mit ihrem Ständesdünkel nichts anfangen und unterhielt zahlreiche Affären, von denen vor allem jene mit der jungen Baroness Mary Vetsera allgemeine Berühmtheit erlangte.

Mit der Ermordung Mary Vetseras und dem Selbstmord Rudolfs am 30. Jänner 1889 im Jagdschloss Mayerling fand die schon lange vorher gescheiterte Ehe mit Stephanie von Belgien schließlich ihr offizielles und tragisches Ende. <sup>619</sup> Von Mathilde ist aus dem Jahr 1889 kein einziger Brief erhalten und somit auch kein persönliches Wort zum Tod jenes jungen Mannes, dessen Anblick sie als 13-Jährige in Entzückung versetzt hatte:

„[...] zu unserer großen Freude fanden wir die Wagen des Kronprinzen noch da, wir sind gelaufen [...], um ihn dort einsteigen zu sehen und wir wurden reichlich belohnt. [...] er ist ganz nahe bei uns gestanden, hat sehr lang und viel gesprochen, sein Pferd geküsst und alles Mögliche. Kurz und gut, wir waren alle mehr als je entzückt, beneidest du uns nicht?“ <sup>620</sup>

---

<sup>614</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 1.11.1881, RAL.

<sup>615</sup> Vgl. Unterreiner, Kronprinz, S. 106.

<sup>616</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 9.7.1881, RAL.

<sup>617</sup> Unterreiner, Kronprinz, S. 109.

<sup>618</sup> Unterreiner, Kronprinz, S. 106ff.

<sup>619</sup> Vgl. Unterreiner, Kronprinz, S. 106ff und 173ff.; Vgl. Unterreiner, Sisi, S. 56f.

<sup>620</sup> Mathildes Schey an Marie Perugia, 5.7.1874, RAL.

## 4.6 Der Brand des Ringtheaters 1881

Die „Neue Freie Presse“ berichtete am 9. Dezember 1881 über den Brand des Wiener Ringtheaters am Abend davor als „eine der grauenvollsten Brandkatastrophen, welche seit Menschengedenken erlebt wurden“, bei der „die Flammen das Haus verzehrten [und] Hunderte von Menschen, welche sich nicht mehr aus dem Theater retten konnten, ihr Leben aus[hauchten].“<sup>621</sup> Die theatralische Wortwahl war wohl mehr als angemessen zur Beschreibung des furchtbaren Brandes, der das Haus am Schottenring in Schutt und Asche gelegt sowie insgesamt 386 Todesopfer gefordert hatte.<sup>622</sup>

Sieben Jahre zuvor, am 17. Jänner 1874, war das Ringtheater nach knapp einjähriger Bauzeit unter dem Namen „Komische Oper“ eröffnet worden. Für die Planung und Leitung der Bauarbeiten zeichnete der Architekt Emil Ritter von Förster verantwortlich,<sup>623</sup> dessen Vater Ludwig – ebenfalls Architekt – einige Jahre zuvor beispielsweise den Leopoldstädter Tempel sowie das Palais Todesco geplant hatte.<sup>624</sup>

Die „Komische Oper“ am Schottenring war als volkstümliches Pendant und Ergänzung zur Hofoper gedacht und dementsprechend stand die leichte Muse in Form von Operetten und Sprechtheater-Stücken am Programm.<sup>625</sup> Für die Eröffnungs-Aufführung wurde Gioachino Rossinis komödiantische Oper „Der Barbier von Sevilla“ gewählt, womit der Direktor und künstlerische Leiter des Theaters, Albin Swoboda, genau den Geschmack des Publikums getroffen hatte. Einige Besucher waren zwar vom dargebotenen Stück, nicht aber von der Bauart des Hauses und der Anlage der Eingänge, Treppen und Vorräume begeistert.<sup>626</sup> Im Gegensatz dazu fiel das Urteil der 13-jährigen Mathilde über ihre persönliche „Premiere“ in der „Komischen Oper“ einige Tage nach der offiziellen Eröffnung insgesamt sehr gut aus: „Sowohl das Haus als das Stück gefiel uns außerordentlich, man gab den Barbier von Sevilla. Du hast dieses Stück vielleicht schon gesehen, da die Oper italienisch ist, wir lachten und unterhielten uns sehr gut.“<sup>627</sup>

Trotz des guten Starts verzeichnete das neue Ringtheater zunächst keine großen Erfolge und aufgrund von Finanzproblemen wurden bereits im Sommer 1874 andere

---

<sup>621</sup> Neue Freie Presse, 9. Dezember 1881, S. 2.

<sup>622</sup> Franz Patzer (Hg.), „Alles gerettet!“ 100 Jahre Ringtheaterbrand (194. Wechelausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek), Wien 1981, S. 24.

<sup>623</sup> Vgl. Bernhard, Ringstraße, S. 173.

<sup>624</sup> Vgl. Feurstein-Prasser/Milchram, Wien, S. 89, S. 111.

<sup>625</sup> Bernhard, Ringstraße, S. 173.

<sup>626</sup> Vgl. Patzer, Ringtheaterbrand, S. 11.

<sup>627</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 31.1.1874, RAL.

Verwendungszwecke für das Gebäude angedacht, so etwa der Umbau zu einer Synagoge. Die Zuschauermassen bevorzugten offenbar andere Spielstätten, von denen es in Wien viele gab; und diese standen natürlich auch in Konkurrenz zueinander.<sup>628</sup> Bezeichnenderweise erwähnt Mathilde zwischen ihrem ersten Besuch 1874 und dem verheerenden Ende des Ringtheaters im Jahr 1881 explizit nur eine weitere Aufführung, bei der sie im Oktober 1875 im Publikum saß.<sup>629</sup> Besuche in der Oper – ohne die nähere Klassifizierung „komische“ – erwähnt sie im selben Zeitraum weit öfter und meint damit die Wiener Hofoper. In ihrer Familie wurde offenbar die dort gebotene gehobene Unterhaltung der in der „Komischen Oper“ am Programm stehenden „leichten Muse“ vorgezogen.

Wie oft Mathilde das Ringtheater in der Zeit seines Bestehens tatsächlich aufgesucht hatte, lässt sich freilich nicht rekonstruieren. Dass sie und ihre Angehörigen aber doch hin und wieder im Publikum saßen, legt ihr Brief vom 10. Dezember 1881 nahe. Schockiert berichtet Mathilde vom Theaterbrand, der theoretisch in jedem anderen Theater der Stadt auch ausbrechen und sie sowie ihre Familienmitglieder als regelmäßige Theaterbesucher treffen hätte können. Aufgrund von vernachlässigten Brandsicherheitsmaßnahmen war nämlich auch noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jedes Theater prädestiniert dazu, abzubrennen.<sup>630</sup> Aufgeschreckt durch das Ereignis schreibt Mathilde:

„Ich bin noch halb krank von dem entsetzlichen Brand im Ringtheater, von welchem du ja auch erfahren haben wirst. [...]. Danken wir Gott, dass keiner der Unseren beteiligt war. Wenn man so etwas hört, möchte man gar immer alle Lieben um sich versammeln, ohne sie je loszulassen.“<sup>631</sup>

Was war am 8. Dezember 1881, an dem Jacques Offenbachs Oper „Hoffmanns Erzählungen“ auf dem Programm stand, und das Ringtheater fast bis auf den letzten Platz ausverkauft war,<sup>632</sup> passiert? Der verheerende Brand war auf der Bühne entstanden, als sich die Gasbeleuchtung durch die elektrische Zündung nicht sofort gleichmäßig entzündete. Es strömte soviel Gas aus, dass es bei der endlich eintretenden Entzündung zu einer Art Explosion kam. Ein Jutevorhang und die leicht brennbaren Dekorationselemente gingen

---

<sup>628</sup> Bernhard, Ringstraße, S. 174.

<sup>629</sup> „[...] Vorgestern waren wir Mädeln mit dem Vater und Moritzl in der komischen Oper, wo Prof. Herrmann eine Vorstellung gab, sie war sehr schön und wir unterhielten uns sehr gut. In dem Zwischenakt spielte man den Cagliostro Walzer. [...]“ Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.10.1875, RAL.

<sup>630</sup> Helmut Bouzek, Wien und seine Feuerwehr. Der Brand des Wiener Ringtheaters, Wien 1991, S. 29.

<sup>631</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.12.1881, RAL.

<sup>632</sup> Bernhard, Ringstraße, S. 176.

sofort in Flammen auf und ein Luftstoß, der durch ein geöffnetes Fenster ins Hausinnere kam, fachte den Brand noch zusätzlich an. Da es im Ringtheater keinen Eisernen Vorhang zur Abtrennung des Bühnenraumes gab, verbreitete sich das Feuer blitzschnell auch im Zuschauerraum.<sup>633</sup> Die Feuerwehr war zwar verständigt worden und traf auch bald am Ort des Geschehens ein, jedoch hatten die verantwortlichen Kommandanten nicht mit einem Großbrand gerechnet und waren unzureichend ausgestattet. Auch das polizeiliche Rettungspersonal vor Ort war mit der Situation heillos überfordert.<sup>634</sup> Die Leichen, die in der Nacht vom 8. auf den 9. Dezember geborgen werden konnten, wurden ins Allgemeine Krankenhaus gebracht. Unter den zur Anzeige gebrachten Vermissten gab es insgesamt 386 Todesopfer, wovon allerdings nur 295 aufgefunden wurden. Die anderen waren vollständig verbrannt oder verkohlt.<sup>635</sup> Die Obduktionen der geborgenen Leichen ergaben, dass die meisten Opfer an einer Rauchgasvergiftung gestorben waren. Die in Bühnennähe aufgefundenen Toten wiesen auch schwere Verbrennungen auf.<sup>636</sup> Erschüttert schreibt Mathilde von den vielen Opfern des Brandes:

„Es sind, glaube ich, noch bei keinem derartigen Unglück so erschreckend viele u. grässliche Opfer gefallen. Selbst Ärzte sagen, dass der Anblick der Krankenhäuser mit gar nichts zu vergleichen ist, was sie je nach Schlachten oder Epidemien mitgemacht haben. Ich will dir's nicht näher beschreiben ...“<sup>637</sup>

An der Trauerfeier für die Opfer des Brandunglücks am 12. Dezember 1881 am Wiener Zentralfriedhof beteiligten sich neben den Angehörigen natürlich auch persönlich nicht betroffene Trauergäste sowie Vertreter der verschiedenen Konfessionen. Katholische und evangelische Geistliche marschierten gemeinsam mit dem Prediger und Rabbiner des Stadttempels, Adolf Jellinek, sowie dem Rabbiner des Leopoldstädter Tempels, Moritz Gudemann, auf.<sup>638</sup> Ganz Wien stand in den darauffolgenden Tagen, Wochen und Monaten unter dem Eindruck dieser schrecklichen Brandkatastrophe.<sup>639</sup> Die Weihnachtsstimmung und die Vorbereitungen für die unmittelbar bevorstehenden Feiertage waren dadurch natürlich getrübt und Mathilde schreibt am 13. Dezember 1881: „Ich glaube, das

---

<sup>633</sup> Patzer, Ringtheaterbrand, S. 18.

<sup>634</sup> Vgl. Patzer, Ringtheaterbrand, S. 19, S. 22.

<sup>635</sup> Patzer, Ringtheaterbrand, S. 24.

<sup>636</sup> Bouzek, Wien, S. 53.

<sup>637</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.12.1881, RAL.

<sup>638</sup> Bouzek, Wien, S. 59.

<sup>639</sup> Bouzek, Wien, S. 53.

schreckliche Brandunglück wird das Fest hier sehr beeinträchtigen. Rodeck [Firma Gebrüder Rodeck, k.u.k.-Hoflieferant für Leder-, Holz- und Bronze-Galanteriewaren] hat schon gestern geklagt, er habe selbst jede Lust verloren am Verkaufen.“<sup>640</sup>

Infolge der Brandkatastrophe kam es zu einer Neuorganisation der Feuerwehr der Stadt Wien und in Zusammenarbeit mit Theaterbau-Fachleuten wurden gesetzliche Regelungen über den Bau und den Betrieb von Theaterhäusern erlassen. Diese galten für die gesamte Monarchie und wurden früher als andernorts eingeführt.<sup>641</sup> Angesichts der Tatsache, dass Theaterbrände – nicht nur in Wien – im 19. Jahrhundert aufgrund von Gasbeleuchtung und unzureichenden Sicherheitsbestimmungen sehr häufig vorkamen,<sup>642</sup> verwundert es aber, dass dementsprechende Maßnahmen erst gegen Ende des Jahrhunderts gesetzlich verpflichtet wurden.

#### **4.7 Der Antisemitismus in Wien vor dem Ersten Weltkrieg**

Vorurteile gegen Juden, diverse Stereotypisierungen und die daraus resultierende Judenfeindschaft existieren seit über zweitausend Jahren. Diese Phänomene sind ursächlich auf die Besonderheit der jüdischen Geschichte und auf den Status der Juden als eine an ihrem Glauben festhaltende Minderheit inmitten meist christlicher Mehrheitsgesellschaften zurückzuführen. Der über Jahrhunderte in Europa präsente christliche und kirchliche Antijudaismus beruhte auf der Lehre, die Juden seien „Christusmörder“. Daraus resultierte die dogmatische Ablehnung des jüdischen Anspruches auf eine nachbiblische Existenz. Zu dieser christlich-dogmatisch begründeten Diskriminierung kamen verschiedene Vorurteile und Beschuldigungen (Ritualmord, Hostienschändung, Brunnenvergiftung) hinzu, welche zum Bild des angeblich „unzuverlässigen und unehrlichen Juden“ beitrugen.<sup>643</sup>

Im Gegensatz zum traditionellen christlichen Antijudaismus ist der ab dem 19. Jahrhundert entstehende moderne Antisemitismus eine politische Bewegung, die als Reaktion auf die Emanzipation der Juden, ihre bürgerliche Gleichberechtigung und ihren Eintritt in ihnen bis dahin unzugängliche Berufe entstand. Unumstritten ist aber, dass der moderne Antisemitismus ohne das auf dem Christentum beruhende Erbe des Judenhasses

---

<sup>640</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 13.12.1881, RAL.

<sup>641</sup> Patzer, Ringtheaterbrand, S. 37.; Vgl. Bouzek, Wien, S. 78ff.; Vgl. Bernhard, Ringstraße, S. 178.

<sup>642</sup> Siehe dazu Bouzek, Wien, S. 29ff.

<sup>643</sup> Peter Pulzer, Spezifische Momente und Spielarten des österreichischen und des Wiener Antisemitismus. In: Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Michael Pollak/Nina Scholz (Hg.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien <sup>2</sup>2002, S. 129-144, hier S. 129.; Sieh dazu auch Steven Beller, Antisemitismus, Stuttgart 2009, S. 21ff.

nicht entstehen hätte können.<sup>644</sup> Der Begriff „Antisemitismus“ erhielt sein Gepräge durch den deutschen Journalisten Wilhelm Marr, der ihn 1879 für seine politische Bewegung in Gestalt der „Antisemitenliga“ eingeführt hatte.<sup>645</sup>

In der Ideologie des Antisemitismus erscheinen „die Juden“ pauschal und verallgemeinert als Gefahr für den Staat und die Gesellschaft und müssen bekämpft werden. Sie wurden und werden in der antisemitischen Propaganda oft aufgrund einer Mischung aus religiösen, wirtschaftlichen, kulturellen und rassistischen Gründen als Bedrohung dargestellt: Juden würden den christlichen Charakter des Staates gefährden; jüdische Unternehmen und jüdisches Kapital würden traditionelle Erwerbszweige schädigen; der jüdische Einfluss in Literatur, Presse, Wissenschaft und Unterhaltungsindustrie würde traditionelle kulturelle und moralische Werte untergraben; Juden seien als orientalisches Mischvolk den reinrassigen Nord- und Westeuropäern unterlegen und der Gleichberechtigung de facto nicht würdig.<sup>646</sup> Wie oben erwähnt, wurden in Österreich bereits in den Revolutionsjahren 1848/49 antisemitische Stimmen laut, desgleichen auch in der liberalen Ära zwischen 1867 und 1878/79. Zum erklärten politischen Programm und zu einer Massenbewegung wurde der Antisemitismus jedoch erst im Zuge der großen Wirtschaftskrise ab den späten 70-er und frühen 80-er Jahren des 19. Jahrhunderts. Er trat parallel zum Antiliberalismus auf und wurde sowohl von Christlichsozialen wie auch von Deutschnationalen angenommen.<sup>647</sup>

Ein prominenter Vertreter des völkisch-rassistischen Antisemitismus und des „Alldeutschtums“ war der 1842 in Wien geborene Georg Schönerer. Die Ereignisse der Jahre 1866 (Niederlage der Habsburger gegen Bismarcks Preußen in Königgrätz) und 1870/71 (Gründung des Deutschen Reiches und Ausschluss Österreichs vom Deutschen Bund) waren für ihn politische Schlüsselerlebnisse und machten ihn zu einem glühenden Deutschnationalen und Bismarck-Verehrer. Wie viele Deutschösterreicher kämpfte auch Schönerer für eine baldige „Vollendung“ des Deutschen Reiches durch den Anschluss der deutschen Teile der Donaumonarchie.<sup>648</sup> Als „tiefe und bittere Ironie“ bezeichnet Robert S. Wistrich in diesem Zusammenhang die Tatsache, dass die großdeutsche Idee in den 70-er

---

<sup>644</sup> Pulzer, Momente, S. 130.; Vgl. Beller, Antisemitismus, S. 26.

<sup>645</sup> Beller, Antisemitismus, S. 9f.

<sup>646</sup> Pulzer, Momente, S. 130f.; Zum modernen Antisemitismus siehe auch George E. Berkeley, Vienna and Its Jews. The Tragedy of Success 1880s-1980s, Cambridge 1988, pp. 63-67.

<sup>647</sup> Pulzer, Momente, S. 133f.; Zur Entwicklung des Antisemitismus zwischen 1867 und 1900 siehe auch Ders., Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914, Göttingen 2004, S. 165-213.

<sup>648</sup> Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München <sup>2</sup>1996, S. 339.

Jahren des 19. Jahrhunderts auch maßgeblich von österreichischen, nationalistischen Juden getragen und gefördert wurde. Viele von ihnen waren wie Schönerer antihabsburgisch, antiösterreichisch, antiliberal und radikal deutschnational eingestellt. So formulierten etwa das Grundsatzpapier der deutschnationalen Bewegung in Österreich, das sogenannte „Linzer Programm“, im Jahr 1882 gemeinsam mit Georg Schönerer und Engelbert Pernerstorfer die aus jüdischen Familien stammenden Intellektuellen Victor Adler und Heinrich Friedjung.<sup>649</sup> Die Programmpunkte des Manifests waren ein Mix aus nationalistischen und halbsozialistischen Ansichten, was – so Peter Pulzer – „ein bekannter Zug des rassistischen Antisemitismus“ ist. Scharfe antisemitische Formulierungen weist das Linzer Programm zwar noch nicht auf, die wirtschaftlichen Vorschläge beruhen aber bereits auf der Antithese von „ehrlichem“ und „schädlichem“ Kapital und prangern vor allem jene Berufe an, die mit Juden in Zusammenhang gebracht wurden.<sup>650</sup>

Schönerers Co-Autoren des Linzer Programms – Pernerstorfer, Adler und Friedjung – kannten einander schon seit ihrer gemeinsamen Schulzeit im Wiener Schottengymnasium und hatten sich mit einigen anderen zum „Pernerstorfer Kreis“ formiert. Hauptthemen ihrer Zusammenkünfte waren der Sturz des liberalen Staats- und Gesellschaftssystems ihrer Vätergeneration und die soziale Frage. Die jungen Männer rund um Pernerstorfer verband aber noch etwas: eine tiefe Sympathie für das im Entstehen begriffene Deutsche Reich und die dementsprechende Verachtung der nicht groß- und alldeutsch gesinnten liberalen Regierung Österreich-Ungarns.<sup>651</sup> Entsprechend ihrer politischen Einstellung traten die Mitglieder des „Pernerstorfer Kreises“ in ihren ersten Universitätsjahren dem radikal deutschnationalen „Leseverein der deutschen Studenten Wiens“ bei, dem beispielsweise auch Sigmund Freud ab 1873 angehörte.<sup>652</sup> Als der „Leseverein“ 1879 aufgelöst wurde, schlossen sich Pernerstorfer, Adler und Friedjung Georg von Schönerer an, um aus ihren Ideen und Visionen eine politische Bewegung zu schaffen.<sup>653</sup>

Von besonderem Interesse für die vorliegende Untersuchung ist vor allem ein Mitglied des „Pernerstorfer Kreises“, der später als Historiker berühmt gewordene Heinrich

---

<sup>649</sup> Wistrich, *Juden*, S. 174f.

<sup>650</sup> Pulzer, *Entstehung*, S. 184f.

<sup>651</sup> Siehe dazu William J. McGrath, *Student Radicalism in Vienna*. In: *Journal of Contemporary History*, Vol. 2, London 1967, pp. 183-201, p. 185.; Des Weiteren Ders., *Dionysian Art and Populist Politics in Austria*, New Haven/London 1974.

<sup>652</sup> Siehe dazu McGrath, *Radicalism*, pp. 187-189.; Zum „*Leseverein der deutschen Studenten Wiens*“ siehe auch Reinhard Gasser, *Nietzsche und Freud*, Berlin 1997, S. 7ff.

<sup>653</sup> McGrath, *Art*, p. 165.

Friedjung. Er wurde 1851 geboren, stammte aus einer jüdischen Familie in Mähren und wird von Robert S. Wistrich als „ein Musterbeispiel für den einseitigen Charakter der jüdischen Deutschfreundlichkeit und [die] unerwiderte Liebe zum Deutschtum“ beschrieben.<sup>654</sup> Friedjungs Nationalismus war stark völkisch gefärbt, obwohl er die Zugehörigkeit zur deutschen Nationalität hauptsächlich aufgrund kultureller und weniger aufgrund rassischer Merkmale definierte. Er glaubte an die Überlegenheit der deutschen Kultur, an deren erzieherische Mission und erinnerte ständig an die ruhmreiche germanische Stammesvergangenheit sowie an die mittelalterliche germanische Größe. Eine „österreichische Identität“, „Österreichertum“ und damit auch die habsburgische Dynastie lehnte Friedjung ab, und er trat für die Schaffung eines neuen „deutschen Nationalgefühls“ unter den Deutschösterreichern ein.<sup>655</sup>

Heinrich Friedjung war bis 1879 Lehrer an der Wiener Handelsakademie, die auch Mathilde Scheys jüngerer Bruder Moriz besuchte. Dieser legte allerdings nur die Prüfungen dort ab; unterrichtet wurde er privat und so besuchte Heinrich Friedjung die Familie Schey in seiner Funktion als Lehrer zumindest in den Jahren 1878/79 einige Male. Offenbar nutzte Friedjung diese Besuche auch, um seine politischen Visionen zu diskutieren, denn Mathilde schreibt genervt von „seine[n] immerwährende[n] Vorträge[n].“<sup>656</sup> Auch öffentlich beschränkte sich Friedjungs politischer Aktivismus nicht nur auf das geschriebene Wort und er spornte Studenten beispielsweise bei Versammlungen des „Lesevereins“ an, sich aktiver mit den Problemen der Zeit auseinanderzusetzen und sich zu engagieren.<sup>657</sup> Vielleicht versuchte er bei seinen Besuchen im Hause Schey auch, bei Mathildes Brüdern und deren Cousin Fritz Perugia ein „neues deutsches Nationalgefühl“ zu fördern, stieß aber vermutlich auf taube Ohren. Fritz Perugia war zwar Student an der Universität Wien und identifizierte sich wie Friedjung mit der „deutschen Kultur“, er war aber kein Mitglied des radikal deutschnationalen „Lesevereins der deutschen Studenten Wiens“. Er favorisierte dessen Rivalen, den liberalen, moderaten und österreichisch-patriotischen „Deutsch-österreichischen Leseverein der Wiener Hochschulen“.<sup>658</sup> Fritz Perugia war im Jahr 1876

---

<sup>654</sup> Wistrich, Juden, S. 135.

<sup>655</sup> Wistrich, Juden, S. 135f.

<sup>656</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.9.1878, RAL.

<sup>657</sup> Vgl. McGrath, Art, p. 77.

<sup>658</sup> Erwähnung des „Deutsch-österreichischen Lesevereins“ bei McGrath, Radicalism, pp. 196, 197.; Des Weiteren bei Hans Peter Hye, Vereine und politische Mobilisierung in Niederösterreich. In: Rumpler/Urbanitsch, Öffentlichkeit, S. 145-226, hier S. 174.

sogar Teil des provisorischen Gründungskomitees des Vereins. Ein heute berühmter Zeitgenosse und entfernter Verwandter der Scheys, Arthur Schnitzler, war ebenfalls Mitglied des „Deutsch-österreichischen Lesevereins“, aber „[...] nicht gerade seiner schwarz-gelben Tendenzen wegen, sondern eher um mich gewisser Begünstigungen, zum Beispiel ermäßigter Eintrittspreise in einige Theater, erfreuen zu dürfen.“<sup>659</sup> Auch Mathildes Bruder Vincenz/Zenzi sympathisierte nicht mit den Deutschnationalen, sondern verbrachte Zeit mit den kaisertreuen „Deutsch-Österreichern“ und war auch im Gründungskomitee des Vereins vertreten.<sup>660</sup> Desgleichen war auch Mathildes Vater Friedrich Schey bei Feierlichkeiten des „anwesend,<sup>661</sup> und überhaupt die gesamte Familie besuchte kulturelle Veranstaltungen, die von dem österreichisch-patriotischen Verein organisiert wurden.“<sup>662</sup>

Die Mitgliedschaft im „Deutsch-österreichischen Leseverein“ und die Teilnahme an dessen Veranstaltungen sind freilich als Ausdruck von Weltanschauung und politischer Gesinnung der Scheyschen Familienmitglieder zu verstehen. Diese wurden offen zur Schau gestellt, natürlich auch gegenüber anders Gesinnten. Im September 1878 schreibt Mathilde ihrer Cousine Marie eine Anekdote über den aus Preußen stammenden Jugendfreund ihres Bruders Josef, Withold Korytowski. Dieser hatte mit der österreichisch-patriotischen und kaisertreuen Einstellung Josefs kokettiert:

„Korytowski reitet selbstverständlich ausgezeichnet, nach Josefs Aussprüchen sitzt er brillant und hat eine ganz wunderbar leichte Hand. Gestern haben mir ihn die Buben wieder den ganzen Abend vorgelobt und erzählten etwas, was dich gewiss auch unterhalten wird. Josef sagte einmal zu Korytowski: `Zu Pferd sehen Sie gewiss genau wie ein preußischer Grenadier aus.` Worauf Korytowski die Buben neulich mit einer großen schwarz-gelben Krawatte in Enzersdorf empfing.“<sup>663</sup>

Aus Mathildes Briefen geht hervor, dass Heinrich Friedjung nicht der beliebteste Gast im Hause Schey war. Von ihrer persönlichen Abneigung gegen ihn schreibt sie im September 1878:

---

<sup>659</sup> Schnitzler, *Jugend in Wien.*, S. 92f.

<sup>660</sup> „Vorgestern machten die Deutsch-Österreicher eine Landpartie nach Mödling, sie scheint ziemlich gut abgelaufen zu sein, wenigstens war Zenzi ganz rauschfrei, als er nach Hause kam.“, Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.6.1878, RAL.

<sup>661</sup> Bericht über die vom deutsch-österreichischen Lesevereine der Wiener Hochschulen veranstaltete Feier des 100jährigen Gedenktages der Thronbesteigung Kaiser Josef II., Wien 1880.

<sup>662</sup> „Dafür waren wir gestern bei der Festvorstellung im Stadttheater, welche auch der deutsch-österreichische Verein arrangiert hat.“, Mathilde Schey an Marie Perugia, 1.12.1880, RAL.

<sup>663</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.9.1878, RAL.

„Denk dir meine Desparation, vorgestern Abend sitzen wir gemütlich nichts Böses ahnend bei Tisch, da öffnet sich die Tür und Friedjung tritt herein. Obwohl ich ihn schon seit lange erwartete, fiel ich beinah in Ohnmacht. An dem Abend blieb er jedoch nur kurze Zeit, dafür gestern! Du wirst mich vielleicht auslachen, aber die Antipathie und der Ekel, den ich vor dem Menschen habe, sind grenzenlos. Er kommt mir wieder ärger als je vor, seine immerwährenden Vorträge machen mich ganz krank und seine Hände sind auch schmutziger als je.“<sup>664</sup>

Knapp ein Jahr später drückt sich Mathilde zwar etwas milder, aber ebenso unmissverständlich aus: „Über Friedjung darf ich mich eigentlich nicht beklagen, er erscheint nur zum Thee und verschwindet gleich wieder, mir scheint, er muss doch gemerkt haben, dass wir ihn nicht zu schätzen wissen.“<sup>665</sup> Die Antipathie der Familie Schey gegen Heinrich Friedjung beschreibt auch Mathildes Sohn Fritz in seinen Lebenserinnerungen und meint, dass er „in früheren Jahren etwas anmaßend gewesen sein [soll]“.<sup>666</sup> Auf den Inhalt der Anmaßungen geht Fritz Lieben leider nicht ein und auch Mathilde nennt beispielsweise im Juni 1878 keine Gründe für die „große Discussion“ zwischen ihrem älteren Bruder Josef und Heinrich Friedjung.<sup>667</sup> Naheliegend ist jedoch, dass zu der persönlichen Antipathie politische und weltanschauliche Differenzen hinzukamen.

Friedjung, Adler und andere jüdische Mitstreiter der deutschnationalen Bewegung trennten sich bald nach Veröffentlichung des „Linzer Programms“ von Schönerer, dessen Agitation sich ab den 1880-er Jahren nicht nur gegen den Liberalismus und den Kapitalismus, sondern vor allem gegen „die Juden“ richtete.<sup>668</sup> Er betonte immer klarer die zentrale Bedeutung des Antisemitismus und der kompromisslosen Rassenpolitik, was sich 1885 auch im „Linzer Programm“ manifestierte, das um folgenden Programmpunkt ergänzt wurde: „Zur Durchführung der angestrebten Reformen ist die Beseitigung des jüdischen Einflusses auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens unerlässlich.“<sup>669</sup>

Viele Elemente der späteren nationalsozialistischen Rassenideologie finden sich in den späten 1880-er Jahren bereits in der alldeutschen Bewegung, deren Mitglieder ihrem

---

<sup>664</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.9.1878, RAL.

<sup>665</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.6.1879, RAL.

<sup>666</sup> Lieben, Zeit, S. 80.

<sup>667</sup> „Nach dem Thee entstand zwischen Josef und Friedjung eine große Discussion, von welcher ich jedoch nichts hörte.“, Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.6.1878, RAL.

<sup>668</sup> Hamann, Wien, S. 340f.; Vgl. Wistrich, Juden, S. 174.

<sup>669</sup> Zitiert nach Pulzer, Entstehung, S. 186, Anm. 92.; Vgl. auch Wistrich, Juden, S. 175.; Vgl. Hamann, Wien, S. 346.

„Führer“ Schönerer treu folgten und ihm huldigten.<sup>670</sup> Die scharfe Unterscheidung zwischen „Ariern“ und „Semiten“ sowie die strenge „Rassentrennung“ waren zentrale Forderungen, wodurch die „Reinheit des deutschen Blutes“ erreicht und garantiert werden sollte.<sup>671</sup> Schönerers Ideologie wurde von deutschnationalen Studenten an verschiedenen Universitäten der Monarchie begeistert aufgenommen. Sie waren es auch, die seine rassistischen Theorien in ihren Burschenschaften und Turnvereinen schon früh in die Tat umsetzten und Juden mittels „Arierparagraphen“ die Mitgliedschaft verwehrten.<sup>672</sup> Bis spätestens 1889 hatten die führenden Wiener Studentenverbindungen alle jüdischen Mitglieder, einschließlich der konvertierten, ausgeschlossen.<sup>673</sup>

Dieser neue rassistische Antisemitismus entzog Heinrich Friedjung wie auch anderen aus jüdischen Familien stammenden Mitgliedern in der deutschnationalen Bewegung den Boden unter den Füßen, da er implizierte, dass sogar der „assimilierteste“ Jude keine aktive Rolle bei der angestrebten nationalen „deutschen Wiedergeburt“ spielen dürfte.<sup>674</sup> Friedjungs politischer Karriere in der deutschnationalen Bewegung war dementsprechend ein Ende gesetzt. Er war persönlich sehr enttäuscht und getroffen von der extremen antisemitischen Agitation, die im Namen einer deutschen Kultur betrieben wurde, mit der er sich weiterhin identifizierte und die er leidenschaftlich verteidigte.<sup>675</sup>

Georg von Schönerer selbst erreichte in den späten 1880-er Jahren den Höhepunkt seiner politischen Karriere. Er stilisierte das „Deutschtum“ zu einer Art Religion, bei der germanische Vergangenheit und Heldenglaube im Mittelpunkt standen.<sup>676</sup> Schönerer initiierte auch diverse Kampagnen gegen die sogenannte „Judenpresse“ – die Wiener liberalen Zeitungen. Dieser Kampf gipfelte in einer Aktion gegen das „Neue Wiener Tagblatt“ im März 1888, als Schönerer und andere in die Redaktion eindrangen und die dortigen Redakteure angriffen. In der Folge wurde Schönerer vor Gericht gestellt, zu vier Monaten schwerem Kerker verurteilt und er verlor das Adelsprädikat sowie alle politischen Rechte für

---

<sup>670</sup> Vgl. Hamann, Wien, S. 337.

<sup>671</sup> Hamann, Wien, S. 347.; Vgl. Wistrich, Juden, S. 177.

<sup>672</sup> Vgl. Wistrich, Juden, S. 178f.; Eine Reaktion auf den Ausschluss war die Gründung eigener Burschenschaften und Vereine. Siehe dazu Miriam Rürüp, Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886-1937 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, 33), Göttingen 2008.

<sup>673</sup> John W. Boyer, Karl Lueger (1844-1910). Christlichsoziale Politik als Beruf (= Studien zu Politik und Verwaltung, 93), Wien/Köln/Weimar 2010, S. 41.

<sup>674</sup> Wistrich, Juden, S. 137.

<sup>675</sup> Wistrich, Juden, S. 137.

<sup>676</sup> Siehe dazu Hamann, Wien, S. 347ff.

fünf Jahre. Obwohl das Urteil ihn in den Augen seiner Anhänger zum Märtyrer und Justizopfer machte, begann damit Schönerers Abstieg.<sup>677</sup>

Neben Schönerer ist vor allem dessen „Intimfeind“ Karl Lueger in einer Darstellung des Antisemitismus in Wien zu erwähnen. Als späteres Mitglied und zentraler Vertreter der Christlichsozialen Partei unterschieden sich seine Gesinnung, seine Weltanschauung und sein Antisemitismus stark von der Politik Schönerers. Vor allem seine Persönlichkeit und nicht die Partei dahinter verhalf Lueger zu seinem politischen Erfolg und sein großes Ziel, Bürgermeister zu werden, hatte er 1897 erreicht – er war zum „allmächtigen Herren von Wien“ geworden.<sup>678</sup>

Karl Lueger wurde 1844 in der Hauptstadt des Habsburgerreiches geboren, studierte Rechtswissenschaften und machte sich rasch einen Namen als Anwalt der „kleinen Leute“. Politisch stieg er in der Zeit der Wirtschaftskrise nach 1873 auf und engagierte sich vor allem in der Vorstadtpolitik im dritten Bezirk. Er stimmte in die Agitation gegen den Liberalismus, den Kapitalismus und „die Juden“ ein und konnte so Kleingewerbler aus der breiten unteren Mittelschicht als politische Klientel gewinnen.<sup>679</sup> Dabei war Karl Luegers politischer Weg keineswegs geradlinig und „es ist fast unmöglich“, so Peter Pulzer, seiner „Entwicklung bis zur Anerkennung antisemitischer oder religiöser Überzeugungen genau nachzuspüren.“<sup>680</sup>

Lueger begann als Liberaler, wechselte zu den Demokraten und unterstützte in den 1880-er Jahren auch Schönerers deutschnationale Bewegung.<sup>681</sup> Er war aber niemals Alldeutscher gewesen, sondern war patriotisch und keinesfalls – so wie Schönerer – gegen die habsburgische Dynastie eingestellt.<sup>682</sup> 1887 trat Lueger dem antiliberalen, katholischen „Christlichsozialen Verein“ bei, dessen Ziel eine „Rechristianisierung“ Österreichs war. Der Verein vertrat einen scharfen Antisemitismus, dessen „Nützlichkeit“ als politische Waffe Karl Lueger erkannte und den er als Mittel zum Zweck seines Aufstiegs nutzte.<sup>683</sup> Der Antisemitismus diente ihm und anderen Politikern als Propagandamittel, um bekannt und

---

<sup>677</sup> Siehe dazu Hamann, Wien, S. 352ff.

<sup>678</sup> Vgl. Hamann, Wien, S. 393ff.

<sup>679</sup> Vgl. Hamann, Wien, S. 402f.; Ausführlich zu Luegers politischem Werdegang siehe Boyer, Karl Lueger, S. 73-122.

<sup>680</sup> Pulzer, Entstehung, S. 197.

<sup>681</sup> Vgl. Wistrich, Juden, S. 182f.; Vgl. Pulzer, Entstehung, S. 197.; Vgl. Hamann, Wien, S. 403.

<sup>682</sup> Wistrich, Juden, S. 182.

<sup>683</sup> Vgl. Pulzer, Entstehung, S. 198.

gefürchtet zu werden.<sup>684</sup> Lueger baute den Verein innerhalb weniger Jahre zu einer modernen Massenpartei auf, deren Mitglieder sozial, beruflich und weltanschaulich eine sehr heterogene Gruppe bildeten – das einigende Element war der Antisemitismus.<sup>685</sup> Dieser war nicht so sehr geprägt von rassischem Fanatismus, sondern vereinte traditionellen und volkstümlichen antijüdischen Aberglauben mit modernem sozialem Protest. So wurde in christlichsozialen Kreisen beispielsweise die aus der katholischen Tradition stammende Ritualmordbeschuldigung bis ins 20. Jahrhundert immer wieder erhoben – begleitet von Unmut und Aufbegehren gegen das „jüdische Kapital“ und die Hochfinanz.<sup>686</sup>

Lueger verzeichnete mit seinem antisemitischen, antiliberalen Programm in Wien große Erfolge. Unter seiner Leitung wussten die Antisemiten das Kurienwahlrecht so zu nutzen, dass sie im Jahr 1895 die Mehrheit im Wiener Gemeinderat erlangten. Den Durchbruch verschaffte ihnen vor allem der zweite Wahlkörper, der sich zum Großteil aus Angestellten im öffentlichen Dienst, Lehrern, Privatbeamten und Hausbesitzern mit niedrigem Status zusammensetzte.<sup>687</sup> Luegers Ziel, Bürgermeister von Wien zu werden, schien in diesem Jahr zwar zum Greifen nahe, wurde aber erst 1897 Realität, da sich Kaiser Franz Joseph weigerte, den Antisemiten Lueger in seinem Amt zu bestätigen. Statt seiner wurde 1896 Josef Strohbach in das Bürgermeister-Amt gewählt, das er ein Jahr lang ausübte. Am 8. April 1897 wurde Karl Lueger abermals gewählt und eine Woche später verkündete der Kaiser schließlich seine Zustimmung.<sup>688</sup> Für den bis zu seinem Tod im Jahr 1910 andauernden Erfolg in Wien war die Tatsache nicht unerheblich, dass Lueger dem Kaiserhaus die Treue erklärte und dem Kaiser großmütig verzieh, dass dieser ihn nicht als Bürgermeister akzeptieren wollte. Dass „die beiden beliebtesten Männer Wiens“ nun durch die Initiative Luegers versöhnt waren, verhalf diesem zu noch größerer Popularität.<sup>689</sup>

Mit der Kür zum Bürgermeister und der unerschütterlichen Mehrheit im Wiener Gemeinderat milderte sich Luegers Antisemitismus ein wenig. Er blieb zwar weiterhin opportunistisch und führte in der Öffentlichkeit einen polemischen Kampf gegen das „jüdische Großkapital“, seine persönliche Einstellung war aber wohl nicht zutiefst

---

<sup>684</sup> Albert Lichtblau, Antisemitismus und soziale Spannung in Berlin und Wien 1867-1914 (= Dokumente, Texte, Materialien, 9), Berlin 1994, S. 45.

<sup>685</sup> Vgl. Hamann, Wien, S. 403f.; Vgl. Wistrich, Juden, S. 190.

<sup>686</sup> Wistrich, Juden, S. 185.

<sup>687</sup> Vgl. Lichtblau, Revolution, S. 466.; Ausführlich zum Wahlrecht siehe Ders., Antisemitismus, S. 79-84.

<sup>688</sup> Pulzer, Entstehung, S. 212.

<sup>689</sup> Hamann, Wien, S. 406.

antisemitisch. Seine berühmteste Äußerung – „Wer ein Jud´ ist, das bestimme ich“<sup>690</sup> – mag zeigen, dass Lueger weder rassistisch noch religiös motivierte antijüdische Überzeugungen vertrat. Auch folgende Aussage – angeblich an einen Vertreter der Jüdischen Gemeinde gerichtet – illustriert, dass der von ihm öffentlich vertretene wirtschaftliche Antisemitismus vor allem politisches Werkzeug war:

„Ich mag die ungarischen Juden noch weniger als die Ungarn, aber ich bin kein Feind unserer Wiener Juden; sie sind gar nicht so schlimm, und wir können sie gar nicht entbehren. Meine Wiener haben fortwährend Lust, sich auszuruhen, die Juden sind die einzigen, die immer Lust haben, tätig zu sein.“<sup>691</sup>

Obwohl aufgrund solcher Aussagen Luegers Antisemitismus in der Forschung fallweise als „geringfügig“ oder sehr mild als „politische Eskapade“ eingeschätzt wurde,<sup>692</sup> darf nicht darüber hinweggesehen werden, dass Lueger die Bereitschaft zeigte, für politischen Erfolg brutal antisemitisch zu agieren. Er hatte als Bürgermeister maßgeblich dazu beigetragen, den Antisemitismus normal und respektabel erscheinen zu lassen.<sup>693</sup> Unerwähnt darf natürlich auch nicht bleiben, welche breite und tiefgreifende Wirkung Luegers Antisemitismus hatte. Neben vielen anderen war auch der junge Adolf Hitler von der Person und Politik Luegers beeindruckt. Dass Hitler in seiner Weltanschauung von Lueger und auch von Schönerer beeinflusst wurde sowie ideologische Inspiration und Ansporn erhielt, gilt als unbestritten, und wiegt mit dem Wissen um die Folgen aus heutiger Sicht sehr schwer.<sup>694</sup> Der im Jahr 2012 endlich gefasste und lange überfällige Beschluss, den Dr.-Karl-Lueger-Ring in Wien umzubenennen, und vor allem die darum geführte Debatte zeigen, dass Lueger als historische Figur höchst umstritten war und ist. Neben seiner zweifellos großen Bedeutung für die Wiener Kommunalpolitik steht das maßgebliche Gepräge, das der moderne Antisemitismus in Wien durch die Person Luegers erhielt. Aus diesem Grund hat die für 2015 geplante Umbenennung des Ring-Abschnittes, an dessen Adresse sich unter anderem die Universität Wien befindet, eine wichtige symbolische Bedeutung.<sup>695</sup>

---

<sup>690</sup> Zitiert nach Pulzer, Entstehung, S. 227, Anm. 55.

<sup>691</sup> Zitiert nach Pulzer, Entstehung, S. 227, Anm. 54.

<sup>692</sup> Siehe dazu Pulzer, Entstehung, S. 228, Anm. 58 und 59.; Des Weiteren Lichtblau, Antisemitismus, S. 45, Anm. 79.

<sup>693</sup> Wistrich, Juden, S. 196.

<sup>694</sup> Vgl. Hamann, Wien, S. 393ff.; Vgl. Pulzer, Entstehung, S. 228f.

<sup>695</sup> Siehe dazu diverse Online-Artikel wie z.B. Dr.-Karl-Lueger-Ring wird in Universitätsring umbenannt. In: derstandard.at, 19.4.2012, <http://derstandard.at/1334795565355/Wien-Dr-Karl-Lueger-Ring-wird-in-Universitaetsring-umbenannt>, 18.6.2012, 11:30.; Dr.-Karl-Lueger-Ring heißt künftig Universitätsring. In:

Ob deren öffentlicher Bekanntheit und Präsenz in Wien verwundert es, dass Mathilde weder die Personen Karl Lueger und Georg Schönerer noch ihre politischen Bewegungen in ihren Briefen erwähnt. Vor allem auch in Anbetracht der Tatsache, dass Mathildes Bruder Josef und der gemeinsame Cousin Fritz Perugia in den 1870-er Jahren Studenten an der Universität Wien waren und dort dem Antisemitismus der Deutschnationalen sicher in irgendeiner Form begegnet waren. Rhetorisch drang der Antisemitismus von der politischen Ebene auch in das alltägliche Leben und die Universität war natürlich ein Ort, an dem es zu Beschimpfungen, Beleidigungen und Verunglimpfungen kommen konnte.<sup>696</sup> Ein Grund für das „Fehlen“ diesbezüglicher Informationen in den Briefen mag sein, dass Politik als „Männer-Sache“ angesehen wurde.<sup>697</sup> Es gibt einige Hinweise dafür, dass Mathilde sich von Herrengesellschaften, in denen politische Diskussionen im häuslichen Rahmen wohl meist geführt wurden, zurückzog oder dass solche bewusst nicht vor ihr geführt wurden. Denkbar wäre auch, dass man sich im Hause Schey allgemein auf eine Abkehr von Politik geeinigt hatte und diesbezügliche Diskussionen eher vermieden wurden.<sup>698</sup> Vielleicht wurde Heinrich Friedjung – abgesehen von seiner Weltanschauung – deswegen als Gast nicht sehr geschätzt: weil er politische Diskussionen forcierte.

Mathildes Nicht-Erwähnung etwa der antisemitischen Bewegung Schönerers in den späten 1870-er und 1880-er Jahren hat möglicherweise auch damit zu tun, dass dieser in ihrer Familie und Gesellschaftsschicht nicht so viel Gewicht beigemessen wurde. Der Vormarsch des Antisemitismus wurde in dieser Zeit von den meisten Juden und Jüdinnen nicht als persönliche Gefährdung empfunden.<sup>699</sup> Erschütternder war es für die jüdische Bevölkerung Wiens, als die christlichsozialen Antisemiten unter Lueger ab 1895 die Mehrheit im Wiener Gemeinderat stellten.<sup>700</sup> Aber auch hierzu meldet sich Mathilde nicht zu Wort. Allerdings ist die Quellenlage für die Zeit zwischen 1895 und 1910 äußerst schlecht: nur zehn Briefe sind aus dieser Zeit erhalten, die hauptsächlich schwere familiäre Schicksalsschläge zum Thema haben.

---

DiePresse.com, 19.4.2012, [http://diepresse.com/home/panorama/wien/750556/Wien\\_DrKarlLuegerRing-heisst-kuenftig-Universitaetsring](http://diepresse.com/home/panorama/wien/750556/Wien_DrKarlLuegerRing-heisst-kuenftig-Universitaetsring), 18.6.2012, 11:30.

<sup>696</sup> Peter Pulzer, Liberalismus, Antisemitismus und Juden im Wien der Jahrhundertwende. In: Peter Berner/Emil Brix/Wolfgang Mantl (Hg.), Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne, Wien 1986, S. 32-38, hier S. 37.

<sup>697</sup> Vgl. Lichtblau, Revolution, S. 473.

<sup>698</sup> Vgl. Lichtblau, Revolution, S. 473.

<sup>699</sup> Pulzer, Liberalismus, S. 37.

<sup>700</sup> Lichtblau, Revolution, S. 466.

Die Namen Lueger und Schönerer tauchen zwar nicht auf, aber dass es so etwas wie eine judenfeindliche Haltung in der Gesellschaft und auch in ihrem unmittelbaren Bekanntenkreis gab, geht aus einem von Mathildes Briefen aus dem Jahr 1878 hervor. Sie schildert eine in ihren Augen wohl sehr heitere Episode, die nicht auf eine rassistische oder religiöse Judenfeindschaft verweist, sondern eher auf eine opportunistische Haltung, wie sie beispielsweise von Karl Lueger eingenommen worden war. Aus anderen Briefen erfährt man auch die politische Gesinnung des vermeintlich antijüdisch eingestellten Bekannten – nämlich „schwarz-gelb“, also kaisertreu – was sich mit jener deckt, die Lueger später vertrat:

„Nun werde ich dir ein Gespräch zwischen Fekete [Johann Fékéte de Bélafalva] und Fritz [Fritz Perugia, Mathildes Cousin] erzählen, welches dir gewiss ebenso wie mir gefallen wird. Ersterer sprach von seinen Sympathien für's Mittelalter, worauf Letzterer entgegnete, er könne sich zu jener Zeit nur als Unterdrückten vorstellen. `Ach`, sagte Fekete, `denk dir z.B. wie schön es wäre, wenn deine Schwestern und Cousinen sich auf einem Raubschloss befänden und wir sie ritterlich befreien könnten.` `Die armen Mädchen wären damals in einem Ghetto gesessen`, sagte darauf Fritz, was Fekete einige Zeit stutzen machte, endlich rief er aus `Du und die Schey'schen habt mir einen Hauptspaß fürs Leben verdorben, jetzt kann ich nicht mehr auf die Juden schimpfen.` – Ist das nicht sehr schön? Er hat uns alle außerordentlich unterhalten, hoffentlich hat dir's Fritz nicht schon erzählt.“<sup>701</sup>

Die von Mathilde geschilderte Episode illustriert ganz eindrücklich, was Klaus Hödl als „unspektakulären, konsensuellen Antisemitismus“ beschreibt: nämlich eine Grundstimmung in der Bevölkerung, die ein fester Bestandteil des kulturellen Gefüges war.<sup>702</sup> Die zitierte Aussage des Freundes von Mathildes Brüdern und ihres Cousins macht die Ambivalenz zwischen der kulturellen Verankerung des Antisemitismus und dem persönlichen Kontakt zu Juden deutlich: in privaten oder freundschaftlichen Beziehungen konnte der Antisemitismus bisweilen ignoriert werden bzw. machte – in Fékétes Formulierung – „keinen Spaß“ mehr. Durch die kulturelle Prägung bekannten sich viele Menschen zwar zum Antisemitismus, damit war aber nicht vorgezeichnet, dass man im individuellen Bereich Juden ablehnte.<sup>703</sup> Der Antisemitismus wurde häufig als Code instrumentalisiert, von dem sich Juden und Jüdinnen gewisser Gesellschaftsschichten nicht direkt betroffen fühlten, wie Mathildes Erheiterung über die Geschichte nahelegt. Schicht- und klassenspezifische

---

<sup>701</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 14.11.1878, RAL.

<sup>702</sup> Hödl, Juden, S. 19.

<sup>703</sup> Hödl, Juden, S. 21.

Bewusstseinsformen spielten hier eine größere Rolle als eine Identifizierung mit dem wie auch immer sich manifestierenden „Jüdischen“.<sup>704</sup> Hinzu kommt, dass der Begriff „Jude“ fallweise als Metapher und Codewort für diverse negative Eigenschaften oder Phänomene in Mathildes kulturellem und sozialem Umfeld auch von jüdischer Seite verwendet wurde.<sup>705</sup>

#### 4.8 Der Erste Weltkrieg und seine Folgen in der Ersten Republik

„Unfähig, einen Brief zu schreiben, möchte ich dich nur bitten, mir ein Lebenszeichen zu geben, wo du bist. Wer hätte das für möglich gehalten im 20. Jahrhundert? Fritz muss am 6. fort, wenn nicht früher, ist aber schon hier eingerückt und sieht schon jetzt schlecht aus. Möge das Schicksal gnädiger sein, als es die Menschheit ist. Thildi.“<sup>706</sup>

Geschockt und voller Sorge über den Ausbruch des Krieges schrieb Mathilde diese Zeilen am 3. August 1914 auf eine Korrespondenzkarte an ihre Cousine nach Marienbad. Vom damals böhmischen Kurort wurde die Karte – Marie war bei deren Ankunft nicht mehr dort gewesen – am 5. August 1914 an ihre Londoner Adresse weitergeschickt. Von diesem Zeitpunkt an nehmen der Erste Weltkrieg – zeitgenössisch als „Weltkrieg“ oder „Europäischer Krieg“ bezeichnet<sup>707</sup> – und vor allem dessen Auswirkungen und Folgen in den Jahren nach 1918 viel Raum in Mathildes Briefen ein.

Zum Anlass für die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien – den Mord am österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und dessen Gemahlin Sophie Chotek am 28. Juni 1914 in Sarajevo – sowie zu den unmittelbaren politischen und militärstrategischen Ursachen des Krieges äußert sich Mathilde nicht.<sup>708</sup> Deutlich geht aus obigem Zitat aber ihr ganz persönliches Empfinden hervor, nämlich die Erschütterung über den Kriegsausbruch und dass sie mit einem solchen Ereignis im 20. Jahrhundert nicht mehr gerechnet hätte. Sie war in einem Europa aufgewachsen, in dem es für nahezu ein Jahrhundert keine schweren allgemeinen Kriege gegeben hatte und welches vor 1914 – trotz tiefer sozialer Bruchlinien –

---

<sup>704</sup> Hödl, Juden, S. 25.

<sup>705</sup> Zur Instrumentalisierung des Antisemitismus siehe Hödl, Juden, S. 21f.

<sup>706</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.8.1914, RAL.

<sup>707</sup> Vgl. David Stevenson, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006, S. 138.; Vgl. Niall Ferguson, Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999, S. 403, Anm. 1.

<sup>708</sup> Zu den Ursachen, zum Ausbruch und Verlauf des Ersten Weltkrieges siehe Wolfdieter Bihl, Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Chronik – Daten – Fakten, Wien/Köln/Weimar 2010.; Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (= Österreichische Geschichte 1890-1990, hg. von Herwig Wolfram), Wien 1994, S. 235f.; James Joll, Die Ursprünge des Ersten Weltkrieges, München 1988.; Manfred Rauchensteiner, Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz/Wien <sup>2</sup>1994.; Wolfgang Schieder (Hg.), Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele, Köln 1969.; David Stevenson, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006.

ein hohes Maß an sozialer Stabilität aufweisen konnte.<sup>709</sup> Das Gefühl, sich in einer stabilen Welt und in einer gesicherten Position zu befinden, war vor Kriegsausbruch natürlich vor allem in den bürgerlichen Schichten und in der „guten Gesellschaft“ verbreitet, zur der Mathilde zweifellos gehörte.<sup>710</sup>

In Mathildes Briefen findet sich von der anfänglichen „ungeheuren Flutwelle nationaler Begeisterung“<sup>711</sup>, der „Kriegsverzückung“<sup>712</sup> und dem „Geist von 1914“<sup>713</sup> – unter Intellektuellen gleichermaßen wie unter den in das Feld ziehenden jungen Männern<sup>714</sup> – keine Spur. Sie reihte sich viel mehr – gewiss nicht zuletzt aufgrund der Tatsache, dass ihre beiden Söhne als Soldaten eingezogen wurden – unter jene ein, „die den Krieg als eine große, naturhafte Katastrophe, als einen Zusammenbruch von ungeahnten Ausmaßen vorausgeahnt hatten, dessen Konturen sich gar nicht würden ausmachen lassen.“<sup>715</sup> Und auch allgemein nahm die Euphorie nach kurzer Zeit ab, als klar wurde, dass der Krieg keinesfalls binnen weniger Wochen vorbei sein würde.<sup>716</sup>

Für Mathilde war der Krieg, wie sie 1915 schreibt, eine „Weltragödie“.<sup>717</sup> Es scheint, als hätte er sie in eine persönliche Krise gestürzt und ihr gesamtes Weltbild aus den Fugen gehoben. Und tatsächlich war der Erste Weltkrieg ja auch in gewissem Sinne die Todeskrise des alten bürgerlichen Europa und das Ende der angeblich „goldenen Zeit“ vor 1914.<sup>718</sup> „Als der Krieg über einen friedvollen Kontinent hereinbrach“, so der Historiker David Stevenson, „schien es wie eine Rückkehr zu primitiven Zuständen, wie ein atavistisches Aufbränden von Gewalt zwischen den Völkern. Verschlang er doch die reichsten und technisch gesehen fortschrittlichsten Gesellschaften dieser Zeit [...]“<sup>719</sup> Diese Einschätzung oder viel mehr Empfindung drückt Mathilde im April 1915 aus, wenn sie schreibt:

---

<sup>709</sup> Wolfgang J. Mommsen, Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich (Hg.), Keiner fühlt sich mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, 1), Essen 1993, S. 25-41, hier S. 27f.

<sup>710</sup> Vgl. Mommsen, Der Erste Weltkrieg, S. 28.

<sup>711</sup> Mommsen, Der Erste Weltkrieg, S. 27.

<sup>712</sup> Vgl. Hanisch, Schatten, S. 236.; Siehe dazu auch Ferguson, Krieg, S. 216ff.

<sup>713</sup> Bihl, Der Erste Weltkrieg, S. 52.

<sup>714</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 488.

<sup>715</sup> Mommsen, Der Erste Weltkrieg, S. 27.

<sup>716</sup> Vgl. Hanisch, Schatten, S. 238f.; Vgl. Lichtblau, Integration, S. 488.; Vgl. Niall Ferguson, Krieg der Welt. Was ging schief im 20. Jahrhundert?, Berlin 2006, S. 193ff.

<sup>717</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 23.4.1915, RAL.

<sup>718</sup> Mommsen, Der Erste Weltkrieg, S. 27, S. 28.; Vgl. Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt, Der Mensch des 20. Jahrhunderts. In: Dies. (Hg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main/New York 1999, S. 9-20, hier S. 12f.

<sup>719</sup> Stevenson, Der Erste Weltkrieg, S. 8.

„[...] eigentlich fürchte ich, dass auch die zukünftige Welt sich ebenso wenig von der jetzigen unterscheiden wird, wie wir allesamt von den Barbaren des Altertums! Diese beschämende Erkenntnis gehört mit zum Traurigsten, das ich durchmache! Hoffentlich seid ihr mit Nachrichten von deinen Buben leidlich versorgt. Es bleibt auch dann immer noch genug Raum für Angst.“<sup>720</sup>

Vor allem Sorge und Angst um ihre und Maries Söhne gehen aus Mathildes Briefen immer wieder hervor. Ein Jahr nach Kriegsausbruch schreibt sie: „Heute vor einem Jahr ist mein Fritz fort! Ich staune, dass ich noch lebe!“<sup>721</sup> Des Weiteren drückt Mathilde auch ganz deutlich aus, dass der Krieg ihren Glauben an die zivilisierte Menschheit und Welt tief erschüttert hatte:

„Sehr froh bin ich, dass deine Söhne nicht so gefährdet sind, als ich mir's einredete! [...] ich persönlich hab wahrhaftig kaum einen anderen Wunsch, als dass der Jammer überhaupt bald beendet sein möge. Ich kann über diesen allgemeinen Zusammenbruch jeglicher Zivilisation eben nicht hinwegkommen & bleibe dabei, dass dem Genius der Menschheit nichts anderes erübrigt, als sein Haupt zu verhüllen, möge er auf dieser oder jener Seite stehen.“<sup>722</sup>

Im Ersten Weltkrieg wurden Maschinerie, Waffen und Methoden eingesetzt, durch welche die Verluste an Menschenleben ein zuvor nicht gekanntes Ausmaß erreichten. Forschung und Industrie wurden eingespannt, um die Angriffswaffen und Technologien zu verbessern bzw. weiterzuentwickeln. Die Verwendung von Flammenwerfern, Handgranaten und Maschinenpistolen, die Unterminierung feindlicher Gräben, die Entwicklung der Luftwaffe zur Unterstützung der Artillerie, der Einsatz von Tanks (Vorläufer von modernen Panzern), Chemikalien und toxischen Gasen veränderten die Kriegsführung auf beiden Seiten; vor allem durch den Giftgas-Einsatz unterschied sich der Erste Weltkrieg von den früheren und den meisten späteren bewaffneten Konflikten.<sup>723</sup> Auch diese Dimension des Krieges konnte und wollte Mathilde nicht begreifen. Im Mai 1915 schreibt sie:

„Es ist & bleibt eben eine entsetzlich schwere Zeit & dass der Einzelne so machtlos ist, gehört mit zum Entsetzlichsten für moderne Nerven. Wenn man schon so erfinderisch an Mordmaschinen ist, sollte man auch den menschlichen Organismus aus Stahl und Eisen

---

<sup>720</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 23.4.1915, RAL.

<sup>721</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.8.1915, RAL.

<sup>722</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.5.1915, RAL.

<sup>723</sup> Zum Wandel in der Kriegsführung siehe Stevenson, Der Erste Weltkrieg, S. 219-142, im Besonderen S. 228ff.; Bihl, Der Erste Weltkrieg, S. 180-184.

aufbauen! Aber ich breche ab – bevor du den Verdacht bekommst, dass ich schon ein bissl überschnappe.“<sup>724</sup>

Österreich-Ungarn als Teil der Mittelmächte und Großbritannien als Teil der Tripleentente bzw. der Alliierten standen einander zwischen 1914 und 1918 als gegnerische Kriegsparteien gegenüber.<sup>725</sup> Dies wirkte sich auch auf die Korrespondenz zwischen Mathilde und Marie aus, da der Schriftverkehr unter Zensur stand.<sup>726</sup> Am 14. Mai 1915 schreibt Mathilde:

„Gerade war Josef bei mir & er schließt sich mir an in warmen Grüßen. Wir hoffen beide, dass die Zeit doch wieder kommen wird, in welcher wir offen miteinander werden sprechen können. Schriftliche Debatten sind immer eine heikle Affäre und jetzt schon gar. Man weiß ja auch viel zu wenig, um sich ein klares Urteil zu bilden [...].“<sup>727</sup>

Auch in der Nachkriegszeit blieb die Lage zwischen dem besiegten Überbleibsel der Habsburgermonarchie, der neuen kleinen Republik Österreich (bis 21. Oktober 1919 „Deutschösterreich“), und Großbritannien angespannt. Dementsprechend finden sich auf Kuverts aus den Jahren 1918 und 1919 auch Aufkleber mit den Vermerken „Opened by Censor“<sup>728</sup> bzw. „D. ö. Zensurstelle III“.<sup>729</sup>

Die Folgen des Ersten Weltkriegs waren nicht nur weltpolitisch und -geschichtlich massiv, sie wirkten sich vor allem auch auf das alltägliche Leben der Menschen aus. Ein knappes halbes Jahr nach Kriegsende schreibt Mathilde an Marie: „Überhaupt – es ist aus den verschiedensten Gründen (wie du richtig ahnst) sehr schwer, den Kopf oben zu behalten & ich fürchte, unser Kalvarienberg wird noch lange nicht erklommen sein. Man muss eben die Zähne zusammenbeißen!“<sup>730</sup> Die verschiedensten Gründe, die den Alltag und das Leben sehr beschwerlich machten, nehmen in Mathildes Briefen zwischen 1919 und 1933 sehr viel Platz ein. Doch obwohl sie und ihre Familie in den Nachkriegsjahren zahlreiche Einschränkungen hinnehmen und sich mit den wirtschaftlichen Gegebenheiten sowie

---

<sup>724</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1915, RAL.

<sup>725</sup> Zu den militärischen Bündnissen siehe Rauchensteiner, Tod, S. 48-58.; Ausführlich zu den internationalen Staats-Abkommen zwischen 1806 und 1914 siehe Bihl, Der Erste Weltkrieg, S. 9-43.

<sup>726</sup> Vgl. Karl Holl, Friedensbewegungen. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumreich/Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009, S. 508-510, hier S. 508.; Vor allem die Feldpost unterlag im Ersten Weltkrieg starker Überwachung und Zensur. Siehe dazu Klaus Latzel, Feldpost. In: Hirschfeld/Krumreich/Renz, Enzyklopädie, S. 473-475, mit weiterführender Literatur.

<sup>727</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.5.1915, RAL.

<sup>728</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 24.11.1918, RAL.

<sup>729</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 22.7.1919, RAL.

<sup>730</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1919, RAL.

politischen Veränderungen abfinden mussten, konnten sie ihren Standard behaupten und nach 1918 weiterhin einen gehobenen Lebensstil mit seinen vertrauten Attributen pflegen.<sup>731</sup> Aus Mathildes Briefen lässt sich ablesen, dass die Liebenschens Lebensführung weiterhin großbürgerliche Charakteristika aufwies: Etwa den Besitz eines eigenen Stadthauses bzw. einer Großwohnung, mehrere Hausangestellte, die Sommerfrische im Salzkammergut sowie standesgemäßen gesellschaftlichen Umgang.<sup>732</sup> Im Juli 1919 schreibt Mathilde zwar, dass sich ihre Reiseunternehmungen in den Nachkriegswirren schwierig und kompliziert gestalteten sowie von Nahrungsmittel- und Energie-Knappheit, aber immerhin konnte sie sich eine Reise leisten:

„In meiner Wohnung ist einstweilen niemand außer den Buben, aber im Winter konnten wir nur wenige Zimmer benützen wegen der Heizschwierigkeiten und die Aussichten für künftigen Winter haben sich leider nicht gebessert. Auch auf Guggenthal müssen wir noch verzichten, da das Menagieren dort zu kompliziert wäre. Doch wollen mich die Buben um keinen Preis noch einen 5. Sommer in der Stadt lassen und wir beabsichtigen, am 10. nach Mondsee aufzubrechen. Auf wie lange, wird von den dortigen Verhältnissen abhängen. Wir werden privat wohnen (Kirchenstrasse 167) und im Gasthaus essen. Hoffentlich werden wir satt!“<sup>733</sup>

Aus der Sommerfrische in Mondsee schreibt Mathilde einige Wochen später:

„Moritz dürfte jetzt samt Familie auf einige Wochen zu Paul gehen. Dem geht es unberufen ausgezeichnet, so dass er ganz leicht einige hungrige Mägen füllen kann. Es ist nur schwer, Pässe zu erlangen für Kövecses, welches nun zur Tschecho-Slowakei gehört! Geographie wird man überhaupt umlernen müssen! Viel hätte nicht gefehlt, so wären wir auch hier hinausgeworfen worden. Nicht als ob die Mondseer ungestaltlich wären, im Gegenteil, sie selbst behalten die Sommerfrischler sehr gerne und es ist auch genügend zu essen vorhanden – aber die oberösterreich. Arbeiter fürchten, dass man ihnen etwas wegschnappt. Ob du mich sehr verändert fändest? 20 Kilo hab ich gewiss abgenommen seit Kriegsbeginn, aber ich kann nicht sagen, dass meine Gesundheit gelitten hat unter der Unterernährung und den Aufregungen – merkwürdig genug!“<sup>734</sup>

---

<sup>731</sup> Hannes Stekl, Bürgertumsforschung und Familiengeschichte. In: Ders. (Hg.), Bürgerliche Familien. Lebenswege im 19. und 20. Jahrhundert (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie VIII), Wien/Köln/Weimar 2000, S. 9-33, hier S. 21.

<sup>732</sup> Vgl. Stekl, Bürgertumsforschung, S. 21.

<sup>733</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 6.7.1919, RAL.

<sup>734</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 12.8.1919, RAL.

Die gewaltigen wirtschaftlichen Probleme, die eine Folge des Zerfalls der österreichisch-ungarischen Monarchie waren, thematisiert Mathilde häufig. Ohne die böhmischen Industrie- und die ungarischen Agrargebiete war Österreich weder in der Lage, den Bedarf an Nahrungsmitteln und Kohle noch an industriellen Produkten zu befriedigen. Ein weiteres großes Problem stellte die Inflationsrate dar: Konnte man den Lebensbedarf einer Familie für vier Wochen 1919 noch um 2500 Kronen bestreiten, benötigte man dafür drei Jahre später schon an die 300 000 Kronen.<sup>735</sup> Diese Umstände beeinflussten natürlich auch Mathildes Leben, nichtsdestotrotz war sie bei Weitem nicht so notleidend wie andere Teile der Bevölkerung. Im Januar 1920 schreibt sie an Marie, dass diese „im Übrigen [...] aus Obigem nicht schließen [darf], dass wir augenblicklich hungern, so weit ist´s ungerufen nicht d.h. für sündhaft teures Geld kriegt man noch immer ziemlich alles. Dass meine Buben satt werden und ich ab und zu einige wenige Freunde einladen kann, ist – wie ich dir, glaub ich, bereits schrieb – der einzige Luxus, dessen ich mich beschuldigen muss. Aber persönlich würgt mich oft der Bissen im Hals und ich zwingt mich nur zum Essen, weil sonst auch die Buben streiken würden! Wäre ich allein, würde ich´s meinertreu darauf ankommen lassen, ob ich mit der Ration, die mir faktisch gebührt, auskomme oder – was wahrscheinlicher ist – krepieren würde. Beinahe noch ärger als die Ernährungsverhältnisse sind die Kohlschwierigkeiten, die sich eben in allem und jedem fühlbar machen und es einem wahrhaftig schwer machen, den Kopf oben zu behalten. Dass die Tage länger werden – wie auch du dankbar erwähnst – gehört zu dem wenigen, was uns der sogenannte „Friede“ nicht vermiesen konnte und täglich nehme ich dies freudigst zur Kenntnis! Gottlob hatten wir auch bisher keinen gar zu kalten Winter. Wenn nur irgendein Genie der Wissenschaft auftauchen wollte mit einer Erfindung, wie Licht und Wärme vom Sommer für den Winter gehamstert werden könnten! Wo sind die Zeiten, da mir der Winter die gemütlichste Jahreszeit war!?“<sup>736</sup>

Die zumindest vorübergehende Erfahrung von Mangel und Lebensmittelknappheit in den Hungerjahren nach dem Kriegsende war für Mathilde wie allgemein für die in Wien lebenden bürgerlichen Schichten neu, zwang diese zur Aufgabe von vertrauten Gewohnheiten und machte eine Einschränkung des bisherigen Aufwands erforderlich.<sup>737</sup> Die Abstriche, die Mathilde in ihrem Leben machen musste, erscheinen bisweilen als

---

<sup>735</sup> Vocelka, Geschichte, S. 276.

<sup>736</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 17.1.1920, RAL.

<sup>737</sup> Stekl, Bürgertumsforschung, S. 18.

„Luxusprobleme“; für sie persönlich stellten sie aber sicher tiefe Einschnitte dar. Obwohl ihr und vielen anderen Mitgliedern bürgerlicher Familien weiterhin größere Geldmittel zur Verfügung standen als anderen Zeitgenossen und eine gehobenere Lebensführung gewährleistet blieb, wurden die Verluste als Krise und Verderbnis empfunden.<sup>738</sup> Auch wenn Mathilde auf Maries Hilfe aus finanziellen Gründen wahrscheinlich nicht dringend angewiesen gewesen wäre, nahm sie deren Paketzusendungen – hauptsächlich bestehend aus Nahrungsmitteln und Kleidung – äußerst dankbar in Empfang. Und auch ihrerseits kümmerte sich Mathilde in den Nachkriegsjahren um notleidende Verwandte und Bekannte, indem sie ihnen finanzielle und sonstige Unterstützung zukommen ließ. Im Februar 1920 schreibt sie an Marie:

„Du bist wirklich rührend gut mit deiner Paketsendung. Ich freu mich aber auch kindisch drauf und zerbreche mir schon den Kopf, woraus der Inhalt bestehen mag. Was immer es sein wird, wird's gewiss eine gar willkommene Bereicherung unseres einförmigen Menüs bedeuten und beinahe hoffe ich, dass auf meinen Anteil nicht lauter Leckerbissen fallen, sondern gewöhnliche Kost, wie es sich für uns arme Hascher ziemt. Du hast gewiss keine Idee, wie glücklich mich jetzt die kleinste Aufbesserung der Mahlzeiten macht. Doch brauchst du trotz meiner Gluttony [Fressgier] nicht zu befürchten, dass ich auch das 3. Paket selbst auffressen werde, sondern kannst beruhigt sein, dass ich es gewissenhaft verteilen werde unter besonderer Berücksichtigung von Gusti L. [...]. Immerhin schickte ich ihm schon mehrmals Wein, Butter, Eier u. dergl. und werde deines lieben Anerbietens eingedenk bleiben, wenn es – wie voraussichtlich – mit den Auslagen hapert. Vielleicht können wir sie teilen, du und ich. Ich schrieb ihm auch, dass du ihn mit Esswaren bedacht hast, damit er wenigstens einstweilen eine Vorfreude genießt, der arme Teufel. [...]. Mein Kleideraufwand ist wohl noch viel geringer als deiner und da ich noch immer schwarz trage (tust du das ebenfalls?), verschmerze ich solcherlei Luxus am leichtesten. Ärger ist mir, dass meine Wäsche bald in Fetzen sein wird und ich sie bei den verrückten Preisen kaum werde ersetzen können. Fast ebenso schwierig ist es, Dienstboten zu ersetzen! Sind da auch in England Schwierigkeiten? Vielleicht unterhält es dich, dass die Köchin Johanna, die Pauline vor Jahren für dich resp. König Eduard besorgte, jetzt bei Lotti ist und im Gegensatz zu den meist so verwöhnten Leuten nicht einmal ein Küchenmädchel beansprucht.“<sup>739</sup>

---

<sup>738</sup> Stekl, Bürgertumsforschung, S. 19.

<sup>739</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 7.2.1920, RAL.

Dass die massive Teuerung bei Menschen mit anderem sozialen Hintergrund Existenzängste auslöste, nahm Mathilde zwar verständnisvoll zu Kenntnis, berichtet ihrer Cousine von den damit zusammenhängenden Ausschreitungen jedoch ein wenig „von oben herab“:

„Über die Teuerungskrawalle in Wien wirst du in der Zeitung gelesen haben. Es war recht arg. Aber wie immer bei derlei Anlässen waren’s nicht die Arbeiter – deren Demonstration ich beinahe begreiflich finde – sondern unverantwortliche Elemente (roher Pöbel), die die Sache zu Plünderungen und Beschädigungen ausnützten. Als ob irgendetwas dadurch geholfen wäre, dass man meist unschuldige Menschen ruiniert! Diese Zerstörungswut mancher Schichten ist unglaublich! Angefangen haben freilich die Arbeiter, doch wäre ihre Demonstration gewiss – wie viele frühere – friedlich verlaufen ohne den Hinzutritt des `Mob´.“<sup>740</sup>

Die allgemein vorherrschende gesellschaftliche Verbitterung in den Nachkriegsjahren, der fortdauernde Hass zwischen England und Deutschland sowie die Schwierigkeiten im eigenen Land beschäftigen Mathilde immer wieder, was sie brieflich auch mit Marie „bespricht“:

„Dass dieses Hinmähnen der Jugend Erbitterung hervorgerufen hat, ist nur allzu natürlich. Aber gerade das – wie du gleichfalls sagst – ist eben da wie dort geschehen und die vielen Tränen, welcher dieser vermaledeite Krieg gekostet hat, waren nicht weniger schmerzhaft, ob sie auf englischem oder deutschem Boden fielen, daran ist freilich nichts mehr zu ändern und ich glaube wie du, dass nur die Trösterin „Zeit“ den Abbau des unglückseligen Hasses fördern wird. Dass Letzterer auf Seite der Sieger vielleicht noch ärger ist, als auf unserer Seite, mag im Volkscharakter liegen, waren doch die Engländer z.B. immer etwas untolerant gegenüber Fremden. Nicht? Andererseits kann man sich’s nicht abgewöhnen, in politischen Dingen ähnlich zu urteilen wie in persönlichen und da will es mir in meinen eigenen dummen Schädel nicht recht eingehen, wieso nicht gerade der Sieger einer großmütigen Regung fähig sein soll, sondern dem ohnehin niedergeworfenen Feind noch extra jede mögliche Demütigung gönnt. Du wirst mich sehr naiv finden und es mag sein, dass die Deutschen keine Spur versöhnlicher gewesen wären, wenn sie den Frieden hätten diktieren dürfen. Dass sie an Größenwahn gelitten haben, ist sicher und dass dieser sie ins Unglück stürzen würde, war auch meine Sorge von Anfang an. Bei uns armen

---

<sup>740</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 4.12.1921, RAL.

österreichischen Haschern kommt noch der innere Verfall dazu. Wir sind nunmehr nicht allein ein winziges Ländchen ohne Nahrungsmittel noch Kohle, sondern umringt von Feinden, die es wie alle Renegaten – wenn man sie so nennen darf – ärger treiben als diejenigen, die nie zu uns gehörten. Die Leiden und Erfahrungen dieser 5 Jahre lassen sich nicht auf ein – oder mehrere – Papierblätter zusammentragen.“<sup>741</sup>

Mathilde und Marie setzten sich über ihre Briefe intensiv mit politischen Angelegenheiten sowie Streitpunkten und Ressentiments auseinander, die den öffentlichen Diskurs auf Seiten der Sieger wie auch der Besiegten beherrschten. Am 14. Juni 1920 beginnt Mathildes Brief mit folgenden Worten: „Diesmal kann ich dir dann doch einen kleinen Putzer nicht ersparen!“ Sie setzt fort:

„Aber nicht etwa – wie du wahrscheinlich glauben wirst – weil du mir zu energisch „widersprochen“ hast, oder die Engländer zu sehr reinwaschen willst. Nein, nur deshalb, weil du einen neulich gebrauchten Ausdruck ganz falsch verstanden d.h. ihn geradezu in sein Gegenteil verkehrt hast. „Furor teutonicus“ heißt – wie du dich in jedem Lexikon überzeugen kannst – deutsche Kampfwut oder so ähnliches und, wenn ich mich recht erinnere, so sagte ich eben: ich wollt, die englische Friedensliebe wäre stark genug gewesen, den furor teutonicus rechtzeitig zu ersticken. Darauf antwortest du nun, dass „er anfangs gar nicht existierte“, offenbar in der Meinung, ich hätte mit den zwei lateinischen Worten den englischen Hass auf Deutschland gemeint, was mir nie im Traum einfiel. [...]. „The hymne of hate“ [Gedicht „Hassgesang gegen England“, verfasst vom deutschen Dichter Ernst Lissauer] hat mich genug geärgert, das können dir meine Söhne bezeugen. Jede derartige Gemeinheit bringt mich in Wut, auf welcher Seite immer sie begangen sein mag und dass ein von den deutschen diktiert Friede nicht schöner – vielleicht tatsächlich ärger – ausgefallen wäre, als der von der Entente erklügelte, bin ich ebenso sicher wie du. Auch glaub ich dir gerne, dass uns viel vorgelogen wurde. Ich weiß nur nicht, ob das nicht da wie dort geschehen ist und bleib halt bei der beschämenden Ansicht, dass überall Kultur und Zivilisation während dieses verfl. Krieges versagt haben, bei dem einen mehr, beim anderen weniger. Bei den Österreichern gewiss nicht am Wenigsten!“<sup>742</sup>

Im Besonderen erwähnt Mathilde auch die Auswirkungen, die der Krieg auf das Leben ihrer Söhne bzw. der jungen Menschen hatte: „Meine Buben sind Gottlob bei mir. [...].

---

<sup>741</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 22.7.1919, RAL.

<sup>742</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.6.1920, RAL.

Aber natürlich sind beide in ihren Berufen arg geschädigt durch die verlorenen, bösen Jahre & dass es der gesamten Jugend ähnlich ergeht, ist ein geringer Trost.“<sup>743</sup> Auf diese Thematik nimmt auch Marsha Rozenblit in ihrem Aufsatz über das jüdische Heiratsverhalten in Wien in den 1920-er Jahren Bezug und zeigt, dass eine Folge des Ersten Weltkriegs die Lockerung sozialer Konventionen war. Entgegen der vor allem in bürgerlichen Kreisen verbreiteten Praxis der von Verwandten und/oder Vermittlern arrangierten Ehen nahmen sich junge Wiener Juden und Jüdinnen nach dem Krieg das Recht heraus, ihre Ehepartner selbst auszuwählen.<sup>744</sup> Dies war auch bei Mathildes Söhnen der Fall, die beide nichtjüdische Partnerinnen heirateten und für die Eheschließungen konvertierten. Rozenblit hat auch dargelegt, dass Eltern nach der Erfahrung des Krieges und des militärischen Einsatzes ihrer Kinder bestrebt waren, deren Wünsche zu erfüllen und diese dabei zu unterstützen.<sup>745</sup> Genau diese Einstellung geht auch aus Mathildes Briefen ganz deutlich hervor, etwa im September 1920, als sie von einer Rom-Reise ihrer Söhne berichtet: „Sie haben eben förmlich danach gelehzt, wieder etwas „Schönheit“ zu erleben nach all den Widerwärtigkeiten der letzten Jahre und da hatte ich nicht das Herz, ihnen diese einigermaßen begreifliche Sehnsucht durch allzu viel Einwände zu vermiesen.“<sup>746</sup>

Andererseits lassen Mathildes Briefe keinen Zweifel daran, dass sie auch ihre Schwierigkeiten mit der „modernen Jugend“ hatte und dass ihr der Fall so mancher gesellschaftlicher Gepflogenheit ein Dorn im Auge war. Im Dezember 1920 schreibt sie an Marie:

„Dass ich [...] zu nachgiebig bin gegenüber der Jugend, ist richtig, und ich bereue diese Schwäche gar oft, denn schließlich haben wir Älteren (um nicht zu sagen Alten) dann doch ein bissl „Erfahrung“ voraus und haben Kopf und Herz immer noch am rechten Fleck. Im Großen Ganzen sind speziell meine 2 [Buben] Gottlob nicht „modern“ im schlechten Sinn [...].“<sup>747</sup>

Die 1920-er Jahre waren eine Phase, in der die Menschen im Vergleich zur Vergangenheit eine große Vielfalt an Möglichkeiten erproben konnten. Generations- und Geschlechtererfahrungen veränderten sich und die Handlungsspielräume der Individuen

---

<sup>743</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1919, RAL.

<sup>744</sup> Marsha L. Rozenblit, Jewish Courtship and Marriage in 1920s Vienna. In: Kaplan/Dash Moore, Gender, pp. 88-103.; Vgl. Stekl, Bürgertumsforschung, S. 22.

<sup>745</sup> Rozenblit, Courtship, p. 101.

<sup>746</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 1.9.1920, RAL.

<sup>747</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.12.1920, RAL.

waren nicht mehr so begrenzt wie etwa in den vorangegangenen Kriegszeiten.<sup>748</sup> Das Menschen- und vor allem das Frauenbild waren in dieser Zeit einem starken Wandel unterzogen. Die moderne Frau hatte sich scheinbar von den starren Reglementierungen gesellschaftlicher Konventionen gelöst,<sup>749</sup> was Mathilde jedoch als eine durch den Krieg verursachte Demoralisierung der Gesellschaft empfand. Im Juni 1923 fragt sie Marie: „Ist auch die englische Gesellschaft seit dem Krieg so demoralisiert? Hier sagte mir vor Kurzem Jemand, dass jedes anständige (!) Mädels ein Verhältnis hat.“<sup>750</sup> Besonders dem neuen weiblichen Erscheinungsbild konnte Mathilde nicht viel abgewinnen, wie sie am 2. März 1927 schreibt:

„Mit der jetzigen Jugend kann ich mich nicht leicht abfinden. An die modernen Tänze hab ich mich sogar ein bissl gewöhnt. Aber die ganze Art und Weise, wie junge Mädels (und Frauen) jetzt herumtorkeln, möglichst viel von ihren Beinen etc. zeigen und ihre völlige Ungeniertheit unterstreichen, find ich halt schrecklich unfein. Ist's in England – und in den höchsten Kreisen – ebenfalls so?“<sup>751</sup>

#### 4.9 Sozialismus

Natürlich geht Mathilde in ihren Briefen auch auf die politischen Probleme in den ersten Jahren der neuen Republik, von denen eines die Präsenz Kaiser Karls war, der niemals abdanken sollte, ein.<sup>752</sup> Einem gemäßigten Sozialismus – solange sie dieser in ihren privaten Verhältnissen nicht arg beträfe – stand Mathilde zumindest anfänglich noch wohlwollend gegenüber. Auch den sozialdemokratischen Politiker Karl Renner, der zwischen 1918 und 1920 Staatskanzler war, beurteilte sie positiv. Die Monarchie war für sie keine geeignete Staatsform mehr und so war es wahrscheinlich auch in ihrem Sinn, dass Kaiser Karl ins Schweizer Exil gebracht, die Vorrechte der Habsburger endgültig abgeschafft und der regierende Zweig der Familie des Landes verwiesen werden sollte.<sup>753</sup> Neben den politischen Schwierigkeiten thematisiert Mathilde im folgenden Zitat abermals die Versorgungspässe sowie die Wohnungsnot, von der sie persönlich insofern betroffen war, als dass sie aufgefordert wurde, einzelne Zimmer ihrer Wohnung abzugeben. Spätestens diese Tatsache

---

<sup>748</sup> Frevert/Haupt, Mensch, S. 17f.

<sup>749</sup> Vgl. Iris Meder/Andrea Winklbauer (Hg.), Vienna's Shooting Girls – Jüdische Fotografinnen aus Wien, Ausstellungskatalog im Auftrag des Jüdischen Museums Wien, Wien 2012, S. 128.

<sup>750</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.6.1923, RAL.

<sup>751</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.3.1927, RAL.

<sup>752</sup> Vgl. Vocelka, Geschichte, S. 272f.

<sup>753</sup> Vocelka, Geschichte, S. 272f.

dämpfte vermutlich ihr Wohlwollen gegenüber dem sozialdemokratischen System im „roten Wien“, denn die neuen Gesetze, aufgrund derer etwa die Anforderung einer leerstehenden Villa oder Wohnung durch das Wohnungsamt der Gemeinde Wien erfolgte, wurde als unzulässiger Eingriff in angestammte Eigentumsrechte empfunden.<sup>754</sup> Im Oktober 1919 schreibt Mathilde:

„Von der jetzigen Regierung kenn ich persönlich niemanden. Nach seinen Reden ist mir Renner nicht unsympathisch und ich halte ihn jedenfalls für einen gescheiten Kopf. Einem gemäßigten Sozialismus steh ich überhaupt nicht feindlich gegenüber und eine Republik mit klugen Menschen an der Spitze ist mir lieber als eine Monarchie mit einem Kaiser Karl als Oberhaupt. Aber nach geordneten Verhältnissen sehne ich mich grenzenlos und die jetzigen rücksichtslosen Eingriffe ins Privatleben sind mir ebenso empörend wie die früheren Kriegsrequisitionen! Hast du keinen einfließenden Freund hier bei einer der Entente-Commissionen, der mir meine Wohnung in Schutz nehmen könnte unter irgendeiner Ausrede? Dass sie mir plötzlich ein paar Zimmer wegnehmen und die ganze Harmonie zerstören werden ist nämlich mein besonderes [...] [?], hielt ich´s doch immer mit dem englischen Spruch „My Home is My Castle!“ Ansonsten ist die Kohlenot augenblicklich das ärgste, da man sich kaum getraut, zu heizen oder beleuchten.“<sup>755</sup>

Die Vorgangsweise des Wohnungsamtes wurde von Mathilde und anderen Betroffenen zwar vorrangig als rücksichtsloser Eingriff in ihr Privatleben empfunden, führte ihnen aber vor allem auch eines drastisch vor Augen: den Verlust traditioneller „Beziehungen“ und die Abnahme eines lange unangetasteten Sozialprestiges.<sup>756</sup> Diese Verschiebung und Veränderung der gesellschaftlichen Gewichte – Machtverlust der „alten Eliten“, der Bürokratie und der Unternehmer, Machtgewinn der Arbeiterschaft und Veränderung des politischen Systems<sup>757</sup> – wurden Mathilde im Laufe der Zeit wohl immer schmerzlicher bewusst. Dementsprechend erhalten ihre Aussagen zum Sozialismus, zur Sozialdemokratie und zur Arbeiterschaft im Laufe der 1920-er und 1930-er Jahre eine zunehmend negative Konnotation. Im Dezember 1923 schreibt sie an Marie: „Warum machen die Faschisten (?) Schwierigkeiten, wegen des Beustschen Besitzes? Ich hätte

---

<sup>754</sup> Stekl, Bürgertumsforschung, S. 20.

<sup>755</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>756</sup> Stekl, Bürgertumsforschung, S. 20.

<sup>757</sup> Vgl. Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien <sup>2</sup>2001, S. 364-368.

gedacht, solcherlei Schikanen wären eher von den Sozialisten zu befürchten.“<sup>758</sup> In einem Brief vom Oktober 1929 meint sie, dass es „gewiss [...] gut [wäre], die jetzigen Herren vom Rathaus zu vertreiben und Optimisten behaupten, dass sie sich tatsächlich nicht mehr so sicher fühlen, seitdem die „Heimwehren“ an Mitgliedern wachsen und ihre Stärke durch Demonstrationen beweisen. Aber letztere sind mir eben, wie schon gesagt, ebenso zuwider wie die Arbeiterzüge und ich wünschte, sie würden auf beiden Seiten Ruhe geben.“<sup>759</sup>

Mathilde selbst – und vielen anderen Mitgliedern ihres sozialen Umfeldes – war es de facto unmöglich, innerhalb der drei großen Parteiengruppierungen der Ersten Republik (Sozialdemokraten, Christlichsoziale und Deutschnationale) eine politische Heimat zu finden.<sup>760</sup> Dies bringt sie im März 1934 auf den Punkt, als das austrofaschistische Herrschaftssystem nach der Ausschaltung des Parlaments im März 1933 und den bürgerkriegsartigen Kämpfen im Februar 1934 bereits etabliert war.<sup>761</sup>

„Traurig für unsereins, mit unseren Traditionen von ehemals, ist's halt, dass es auch keine liberale Partei mehr gibt und wir genau genommen ebenso „gleichgeschaltet“ sind wie in Deutschland, nur halt in sympathischeren, österreichischen Formen.“<sup>762</sup>

#### **4.10 Der Antisemitismus in Wien vor dem sogenannten „Anschluss“**

Nach dem Ersten Weltkrieg steigerte sich der Antisemitismus nicht nur in Wien, er nahm in der gesamten Republik Österreich (bis zum 21. Oktober 1919 „Deutschösterreich“) eine aggressivere Form an. Den österreichischen Juden und Jüdinnen wurde in der Ersten Republik vor allem von den Deutschnationalen Kosmopolitismus und mangelnde Vaterlandsliebe vorgeworfen.<sup>763</sup> Hinzu kam die allgemeine Verzweiflung ob der schlechten Wirtschaftslage, die besonders in Wien zu einer Verschärfung des Antisemitismus in der Zwischenkriegszeit führte. Und freilich gab es auch weiterhin eine subtile kulturelle und

---

<sup>758</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.12.1923, RAL.

<sup>759</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 9.10.1929, RAL.

<sup>760</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S 492f.

<sup>761</sup> Zu den Jahren 1933-1938 in Österreich siehe Ilse Reiter-Zatloukal/Christiane Rothländer/Pia Schölnberger (Hg.), Österreich 1933-1938: Interdisziplinäre Annäherungen an das Dollfuß-/Schuschnigg-Regime, Wien u.a. 2012.

<sup>762</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.3.1934, RAL.

<sup>763</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 492.

religiöse judenfeindliche Einstellung, von der weite Teile der österreichischen Bevölkerung durchzogen waren.<sup>764</sup>

Ein zentrales Motiv antisemitischer Agitation war die große schon während des Krieges einsetzende Einwanderungswelle von Juden und Jüdinnen aus Galizien und der Bukowina – Gebiete im östlichen Teil der Monarchie, in die kurz nach Ausbruch des Krieges zaristische Truppen einmarschiert waren. Angesichts der antisemitischen Politik inklusive pogromartiger Ausschreitungen in Russland in den Jahrzehnten davor verließen viele galizische und bukowinische Juden und Jüdinnen ihre Heimat und zogen nach Wien. Durch den enormen Zustrom an meist hoffnungslos verarmten Flüchtlingen verschlimmerte sich die ohnehin schon bedrohliche Lebensmittel- und Heizmaterialknappheit drastisch, was wiederum die Antisemiten auf den Plan rief.<sup>765</sup> Die galizischen Einwanderer, von denen viele auch nach Kriegsende in Wien blieben, zogen aber nicht nur den Ärger der antisemitisch eingestellten Bevölkerung auf sich. Auch viele alt eingesessene und akkulturierte bzw. assimilierte Wiener Juden und Jüdinnen standen den osteuropäischen jüdischen Flüchtlingen, die meist eine traditionelle und orthodoxe Lebensweise praktizierten, sehr skeptisch und sogar feindselig gegenüber.<sup>766</sup>

Eine weitere Dimension des Antisemitismus in der Nachkriegszeit war die Kritik an der Präsenz von Juden in links-sozialistisch ausgerichteten politischen Parteien. Nicht nur deutschnationale, sondern auch konservative Kreise kritisierten beispielsweise den sozialistischen jüdischen Außenminister Otto Bauer, der teilweise an der Vorbereitung des Friedensvertrags von Saint-Germain beteiligt war. Dieser legte dem schwer gezeichneten Österreich nämlich strenge territoriale und wirtschaftliche Bedingungen auf. Des Weiteren war auch die bis 1934 von den Sozialisten geprägte Stadtverwaltung Wiens vielen Menschen ein Dorn im Auge. Und nicht zuletzt war die antisemitische Agitation von Ereignissen geprägt, die sich außerhalb des eigenen Landes abspielten. Insbesondere die Russische Revolution 1917 erregte den Zorn der Antisemiten, deren Hetze bereits in der Zwischenkriegszeit das Schlagwort des „jüdischen Bolschewismus“ beinhaltete.<sup>767</sup> Zur

---

<sup>764</sup> Vgl. Bruce F. Pauley, Politischer Antisemitismus im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Botz u.a., Kultur, S. 241-259, hier S. 241.

<sup>765</sup> Vgl. Pauley, Antisemitismus, S. 242.; Vgl. Berkeley, Vienna, p. 138.

<sup>766</sup> Vgl. Pauley, Antisemitismus, S. 243.; Vgl. Berkeley, Vienna, pp. 138f.; Vgl. Lichtblau, Integration, S 490.

<sup>767</sup> Vgl. Pauley, Antisemitismus, S. 243. Vgl. Joachim Schröder, Der Erste Weltkrieg und der „jüdische Bolschewismus“. In: Gerd Krumeich (Hg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte NF 24), Essen 2010, S. 77–96.

Entstehung dieses weit verbreiteten Mythos trugen die Präsenz von Politikern mit jüdischem Hintergrund im Herrschaftsapparat der Bolschewiki und die durch deren Machtübernahme hervorgerufene Bedrohung der alten traditionellen christlich-abendländischen Ordnung bei.<sup>768</sup> Dass der Mythos vom „jüdischen Bolschewismus“ in der Zwischenkriegszeit eine solche Wirkungsmächtigkeit entfalten konnte, obwohl im Vergleich zur Gesamtzahl der Juden in Osteuropa die „jüdischen Bolschewisten“ nur eine verschwindend kleine Minderheit darstellten, begründet Joachim Schröder folgendermaßen: Mit diesem Propagandakonstrukt konnten in idealtypischer Weise gleich mehrere traditionelle Feindbilder verknüpft werden, deren Wurzeln bis tief in das 19. Jahrhundert reichten: „der Jude“, „der Sozialist“ und „der Atheist“.<sup>769</sup>

„Durch den Antisemitismus“, versichert Mathilde ihrer Cousine Marie im Oktober 1919, „leiden wir persönlich bisher (unberufen) nicht im Geringsten und ich wüsste kaum, dass er besteht, wenn ich nicht die Zeitung lesen und Manches hören würde.“<sup>770</sup> Andererseits gesteht sie ein, dass weite Teile der Bevölkerung antisemitisch eingestellt sind und dass sie dies auch nachvollziehen könne:

„Aber bestehen tut er [der Antisemitismus] nebbich im Volk und man kann sich nicht einmal darob wundern, wenn man bedenkt, welche Rolle die Juden beim Bolschewismus etc. etc. einnehmen! Wie sich das mit ihren sonstigen Charakteranlagen zusammenreimt, ist mir schon lange ein Rätsel.“<sup>771</sup>

Auch Mathilde war also der Auffassung, dass sich Juden in besonderem Maße in der bolschewistischen Bewegung engagierten. Auf den ersten Blick mag dies irritierend wirken, aber angesichts der Tatsache, dass dieser Standpunkt zeitgenössisch allgemein weit verbreitet war und literarisch sowie propagandistisch häufig vorkam,<sup>772</sup> verwundert Mathildes Aussage nicht. Der Terminus Bolschewiki wurde nach dem Ersten Weltkrieg quasi gleichgesetzt mit jüdischen Revolutionären in Mittel- und Osteuropa, die als Feinde der Nation dargestellt wurden. Diese Sicht des Bolschewismus war „ein Gemeinplatz der

---

<sup>768</sup> Schröder, *Der Erste Weltkrieg*, S. 85.

<sup>769</sup> Schröder, *Der Erste Weltkrieg*, S. 85f.

<sup>770</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>771</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>772</sup> Vgl. Schröder, *Der Erste Weltkrieg*, S. 84f.; Vgl. Enzo Traverso, *Moderne und Gewalt. Eine europäische Genealogie des Nazi-Terrors*, Köln 2003, S. 105.

konservativen Kultur“ und wurde vor allem auch von den herrschenden Eliten – ob liberal oder nationalistisch eingestellt – vertreten.<sup>773</sup>

Auffallend ist, dass Mathilde in demselben Brief aus dem Jahr 1919 unmittelbar vor der Versicherung, vom Antisemitismus in keiner Weise betroffen zu sein, auf die Anstellung ihres Sohnes Fritz im Chemischen Institut der Universität Wien und seinen miserablen Verdienst zu sprechen kommt: „Fritz lässt dir sagen, dass sein Verdienst, d.h. das Honorar, welches er für eine Assistentenstelle im Laboratorium bezieht, bei unsren hiesigen Valuta ungefähr „... halfpenny“ (ich weiß nicht, wie man das in Slang schreibt?) betragen würde!“<sup>774</sup> Warum Fritz Lieben zu diesem Zeitpunkt so wenig verdiente, lässt sich aus dem Briefzitat freilich nicht ablesen. Unbestritten ist aber, dass Universitäten bereits vor dem Ersten Weltkrieg Orte gewesen waren, an denen der Antisemitismus teils offen zur Schau gestellt und ausgetragen wurde. Dies betraf jüdische Studenten und Studentinnen ebenso wie jüdische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sowie Lehrende. An der Universität Wien standen Studenten und Professoren politisch tendenziell weit rechts und eine antisemitisch sozialisierte intellektuelle Schicht gehörte in der Ersten Republik schon zur geistigen Elite des Landes.<sup>775</sup> Ohne oder nur für geringe Bezahlung zu arbeiten war ein Schicksal, das viele junge jüdische Wissenschaftler – Frauen wie Männer – miteinander teilten. Viele – besonders Naturwissenschaftler, zu denen auch Fritz Lieben zählte – emigrierten bereits vor 1934/1938 aus „rassischen“ oder wirtschaftlichen Gründen ins Ausland, da nicht einmal die herausragendsten jüdischen Gelehrten nach dem Ersten Weltkrieg eine Chance auf eine Professur hatten.<sup>776</sup>

Durch die zunehmende Arbeitslosigkeit spitzte sich die Situation in Österreich zu. Es kam zu einem Anstieg des Antisemitismus und die Nationalsozialisten erlebten in den Dreißigerjahren einen bedeutenden Aufschwung.<sup>777</sup> Kriminelle antisemitische Gewalt entlud sich aber schon vor dem sogenannten „Anschluss“ im Jahr 1938. Ein bekanntes Opfer mit jüdischem Hintergrund war der Schriftsteller Hugo Bettauer, der im März 1925 von einem Wiener Nationalsozialisten angeschossen wurde und in Folge dessen starb. In seinem 1922 publizierten Roman „Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen“ beschreibt er die

---

<sup>773</sup> Traverso, *Moderne*, S. 104f.

<sup>774</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 26.10.1919, RAL.

<sup>775</sup> Vgl. Ulla Fischer-Westhauser, „... Frau und Jüdin, beides zusammen ist einfach zu viel!“ In: Meder/Winklbauer, *Shooting Girls*, S. 138-145, hier S. 139.; Vgl. Lichtblau, *Integration*, S. 511f.

<sup>776</sup> Vgl. Fischer-Westhauser, *Frau*, S. 139f.; Vgl. Pauley, *Antisemitismus*, S. 244f.

<sup>777</sup> Vgl. Pauley, *Antisemitismus*, S. 254.

Vertreibung der Wiener Juden und Jüdinnen, woraufhin Österreichs Wirtschaft kollabiert und das Kultur- und Geistesleben völlig zum Erliegen kommen bzw. sehr provinziell werden. Schlussendlich würden die Repräsentanten der österreichischen Politik ihren verheerenden Fehler eingestehen und die vertriebenen Juden und Jüdinnen wieder zurückkommen.<sup>778</sup>

Auch das austrofaschistische Regime, dem zwischen 1932 und 1934 Engelbert Dollfuß und bis 1938 Kurt Schuschnigg vorstanden, schlug antisemitische Töne an. Aufgrund ihres christlichsozialen Hintergrunds bedienten sich die Austrofaschisten aber nicht so sehr des rassistischen Antisemitismus, sondern wetterten hauptsächlich gegen den „jüdischen Einfluss“ und die „jüdische Durchdringung“ des österreichischen Kultur- und Wirtschaftslebens.<sup>779</sup>

Dass das Leben für die österreichischen Juden und Jüdinnen in den Dreißigerjahren zunehmend beschwerlicher und gefährlicher wurde, nahm auch Mathildes Cousine Marie an. Sie hatte für das Jahr 1933 einen Besuch in Wien geplant, diesen aber offenbar aufgrund des zugespitzten politischen und gesellschaftlichen Klimas wieder abgesagt, wie aus einem von Mathildes Briefen, datiert vom 27. März 1933, hervorgeht:

„Du kannst dir denken, dass dein Briefl mich einigermaßen in Aufregung versetzt hat und es geradezu Überwindung gekostet hat, dir nicht postwendend per Akklamation zu antworten „komm unbedingt“. Auch schien es mir fast lächerlich, dass ein Besuch in Wien Bedenken auslösen könne. On second thought wagte ich aber dann doch nicht, die ganze Verantwortung allein zu tragen und konsultierte Josef, der notabene heute bei guter Gelegenheit Mensdorff sprach und von ihm hörte, dass man im Ausland durch große Übertreibungen der Presse eingeschüchtert ist. In Wirklichkeit glauben wir alle (wenngleich man auf kleine Rummel da oder dort denken mag), dass von einer wirklichen Gefahr (etwa antisemitischer Art) nach menschlichem Ermessen nicht gesprochen werden kann. Namentlich hat man hier gerade vor dem Prestige Englands Respekt. Frag übrigens ev. noch bei Alfred Waley an, der vor Kurzem in Wien war und es, soviel ich weiß, keinen Moment ungemütlich fand.“<sup>780</sup>

Mathilde selbst scheint dem parteipolitischen Antisemitismus bzw. dem Alltagsantisemitismus persönlich nicht ausgesetzt gewesen zu sein – anders lassen sich ihre

---

<sup>778</sup> Siehe die Neuauflage von Hugo Bettauer, Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen, Wien 2012. Vgl. Lichtblau, Integration, S. 508.

<sup>779</sup> Vgl. Pauley, Antisemitismus, S. 254f.

<sup>780</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 27.3.1933, RAL.

bisweilen distanziert und objektiv wirkenden Schilderungen der Lage in Österreich bzw. bestimmter Ereignisse schwer erklären.<sup>781</sup>

Eine antisemitische Ausschreitung am Anatomischen Institut am 10. Mai 1933, bei der schwer bewaffnete Nationalsozialisten jüdische Studenten zum Verlassen der Hörsäle zwangen,<sup>782</sup> erwähnt Mathilde beispielsweise nicht explizit. In einem Brief vom 2. Juli 1933 beschreibt sie aber Vorgänge an der Universität, die wohl als Konsequenz dieser Ausschreitung zu deuten sind. Dass jüdische Studenten vom Antisemitismus der Nationalsozialisten bedroht waren, erwähnt sie mit keiner Silbe, wohl aber, dass sie durch die Wahl zwischen Hitler und Dollfuss zur Sympathie mit letzterem gezwungen sei:

„Ich weiß eigentlich nicht recht, warum er [Josef Schey] all along eine Art Pike auf Dollfuss hat. Ich glaub, er verübelt ihm das Konkordat und insbesondere, dass er entgegen den alten Traditionen Polizei in die Universität einließ. Aber wenn die Professoren selbst nicht mehr Ruhe machen können (richtiger vielleicht, gar nicht wollen) muss man doch den unschuldigen Teil der Studenten irgendwie vor Gewalttätigkeiten schützen und mir kommt vor, dass Josef da – im Gegensatz zu sonst – etwas garstig denkt. Mich meinerseits wurmt es nur, dass ich notgedrungener Weise jetzt quasi zu einer streng katholischen Partei halten soll. Aber die Wahl zwischen Hitler und Dollfuss gestattet keine Alternative und ich glaub, wir können noch sehr froh sein, dass wir gerade diesen Kanzler haben und können nur sehnlichst hoffen, dass seine Klugheit und Energie ausreichen werden, um den Sieg zu ertrotzen.“<sup>783</sup>

Mathildes Hoffnung, dass Dollfuss über Hitler siegen würde, hatte sich mit dessen Ermordung durch österreichische Nationalsozialisten am 25. Juli 1934 wohl in Luft aufgelöst. Spätestens mit dem sogenannten „Anschluss“ am 11. März 1938, im Zuge dessen der Rücktritt der Regierung Schuschnigg erzwungen wurde, muss ihr klar geworden sein, dass die Nationalsozialisten nun auch in Österreich enorme Kraft und Unterstützung besaßen. Infolge der nationalsozialistischen Machtübernahme trat der Antisemitismus besonders in Wien in einem beispiellosen und ungeahnten Ausmaß zutage. Gerhard Botz schreibt:

„Mit ganzer Wucht entlud sich die jahrelange politisch-soziale Unzufriedenheit der mittelständischen Gefolgschaft des Nationalsozialismus vor allem in Wien über den jüdischen Bevölkerungsanteil. Im Vordergrund standen symbolische Akte und Rituale der

---

<sup>781</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 511.

<sup>782</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 512.

<sup>783</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.7.1933, RAL.

Identitätszerstörung, Demütigungen, Beschimpfungen und Verhaftungen, es kam aber auch zu konkreten physischen Angriffen, Misshandlungen, Morden und massenhaften Beraubungen – als seien mittelalterliche Pogrome in moderner Verkleidung wieder aufgelebt.“<sup>784</sup>

Die pogromartigen Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung ab dem 11. März 1938 waren aber nur der erste Schritt hin zur Schoa, der systematischen Verfolgung und Ermordung der österreichischen und europäischen Juden und Jüdinnen. Mit dem Novemberpogrom im selben Jahr artete die Form der sozialen Ausgrenzung endgültig aus. Gewalt, Mord und Folter wurden von der Gesellschaft größtenteils widerspruchslos hingenommen. Des Weiteren kam es zu einer verschärften Gesetzgebung, mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden die späteren Deportationen vorbereitet und im Zuge der Wannsee-Konferenz im Januar 1942 wurde schließlich die sogenannte „Endlösung“ beschlossen, um das „Reichsgebiet“ „judenfrei“ zu machen.<sup>785</sup>

Mathilde Liebens letzter erhaltener Brief an ihre Cousine Marie de Rothschild datiert vom 8. März 1937. Kein schriftliches, aus ihrer Hand stammendes Zeugnis gibt Auskunft darüber, wie sie persönlich den sogenannten „Anschluss“ und die drastischen antisemitisch motivierten Verfolgungsmaßnahmen gegen die österreichischen und Wiener Juden und Jüdinnen im nationalsozialistischen Terror-Regime erlebte. Mathilde Lieben starb am 3. Februar 1940 eines natürlichen Todes in Wien. Viele ihrer Familienangehörigen kamen während der Schoa ums Leben. Mehrere Gegebenheiten, Ereignisse und Entwicklungen trugen dazu bei, dass dieser Massenmord geschehen konnte. Ein ganz wesentlicher Faktor dafür, dass die Diskriminierung, Verfolgung und Ermordung von Juden und Jüdinnen ohne viel Widerstand hingenommen wurde, war zweifellos die tiefe Verwurzelung des Antisemitismus in der österreichischen Bevölkerung schon lange vor den Jahren 1938-1945.<sup>786</sup>

---

<sup>784</sup> Gerhard Botz, Ausgrenzung, Beraubung und Vernichtung. Das Ende des Wiener Judentums unter der nationalsozialistischen Herrschaft (1938-1945). In: Botz u.a., Kultur, S. 315-339, hier S. 319f.

<sup>785</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 520f.

<sup>786</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 522f.

## 5. *Es ist doch zu komisch* – Mathildes Briefe als Spiegel weiblicher Alltagserfahrungen

### 5.1 Erziehung und Lebensgestaltung

Mathildes Kindheit und Jugend inmitten des Wiener Großbürgertums waren geprägt von einem Erziehungs- und Bildungsprogramm, bei dem es vor allem auf den Erwerb von „bürgerlichen Tugenden“ ankam. Allgemein sah dieses für Kinder beiderlei Geschlechts die Erziehung zu Werten und Haltungen wie Fleiß, Ordnungsliebe und Sittsamkeit vor.<sup>787</sup> Daneben spielte möglichst früh ein hoher Grad an humanistischer Bildung und die Hochschätzung der schönen Künste eine bedeutende Rolle.<sup>788</sup>

Im Detail unterschied sich die Erziehung der bürgerlichen Mädchen natürlich erheblich von jener ihrer männlichen Altersgenossen. Im Sinne der – nach der Diktion des 18. Jahrhunderts – unterschiedlichen „Geschlechtscharaktere“ wurden Männern und Frauen im bürgerlichen Wertesystem unterschiedliche Eigenschaften, Rollen und gesellschaftliche Bereiche zugeschrieben, was sich natürlich auf die Art der Erziehung und Bildung auswirkte.<sup>789</sup> Um die Mitte des 19. Jahrhunderts galten beispielsweise Selbständigkeit, Kraft und Energie als „männlich“; Abhängigkeit, Unbestimmtheit, Verschmelzung, Hingebung und Sympathie wurden hingegen als „weiblich“ angesehen.<sup>790</sup> Das Wesen der Frau wurde als fühlend, liebend, mitleidig, mildtätig, sittlich und passiv typisiert, wodurch sie angeblich geradezu prädestiniert war für den privaten Bereich. Im Gegensatz dazu galt der Mann seinem Wesen nach als denkend, rational, tapfer, selbständig, strebend und aktiv, wodurch das öffentliche Leben seine logische Bestimmung war.<sup>791</sup> Die nach diesen Mustern formulierten geschlechtsspezifischen Ungleichheiten erfassten die gesamte Lebenssphäre

---

<sup>787</sup> Vgl. Andrea Wolf, Kindheit und Jugend. In: Wandel & Beharrung. Aspekte zum Leben im Zeitalter des Historismus in Österreich, hg. von Österreichische Kulturdokumentation. Internationales Archiv für Kulturanalysen, Wien 1996, S. 79-104, hier S. 98.

<sup>788</sup> Vgl. Ernst Bruckmüller, Wiener Bürger. Selbstverständnis und Kultur des Wiener Bürgertums vom Vormärz bis zum Fin de siècle. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 43-68, hier S. 59.

<sup>789</sup> Dazu ausführlich Karin Hausen, Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, 21), Stuttgart 1976, S. 363-393

<sup>790</sup> Ebd., S. 366.

<sup>791</sup> Ebd., S. 367f.

und manifestierten sich bereits in frühester Kindheit über die Erziehung.<sup>792</sup> Höhere Töchter sollten primär zu gesellschaftsfähigen jungen Damen mit Talent und Geschmack erzogen und zu ihrem „natürlichen Beruf“ der Frau mit ausgeprägter „Häuslichkeit“ und „Mütterlichkeit“ ausgebildet werden.<sup>793</sup> Es galt nahezu als „Versündigung“, wenn ein junges Mädchen nicht strengstens zur Erfüllung der allgemeinen weiblichen Pflichten des Ordnungssinnes, der Herzensgüte, Opferfähigkeit, Rücksichtnahme, Reinlichkeit und Hausmütterlichkeit angehalten wurde.<sup>794</sup>

Mathilde reflektiert Ende der 1870-er Jahre immer wieder über ihre Rolle als Mädchen und junge Frau, über ihre Erwartungen und Vorstellungen. Es wird deutlich, dass sie das Ideal eines Erziehungsprogramms für Mädchen verinnerlicht hatte, das vornehmlich darauf abzielte, sie auf die Führung eines eigenen Haushaltes vorzubereiten. Mathilde scheint sich mit einem bürgerlichen Frauenbild identifizieren zu können, das nicht unbedingt jenem – in großbürgerlichen Kreisen vorherrschenden – Bild von der „müßigen Dame“ ohne Arbeitsverpflichtung entsprach.<sup>795</sup> Im Sommer 1878 verwendete sie beispielsweise einige Zeit darauf, um hin und wieder „ein wenig in die Küche zu gehen“<sup>796</sup> – also kochen zu lernen. Ihre Lehrerin in dieser Angelegenheit war nicht etwa Mathildes Mutter, sondern natürlich eine der angestellten Küchenhilfen oder die Köchin selbst. Der Lernerfolg war zumindest so groß, dass Mathilde sich an einem heißen Sommertag im Jahr 1880 selbst Eis zubereiten konnte: „Heute mache ich mir ein Ribisel-Gefrorenes! Schade, dass ich dich nicht dazu einladen kann.“<sup>797</sup> Und im November desselben Jahres berichtet sie stolz: „[...] den gestrigen Abend verbrachte ich größtenteils in der Küche, wo ich die berühmten Kässtangeln fabrizierte. Sie sind ganz gut gelungen. Amalia [vermutlich die Köchin] hat nämlich das Rezept aus England bekommen.“<sup>798</sup>

Später, als erwachsene Frau und Dame eines großbürgerlichen Haushaltes, war sie freilich nicht auf ihre eigenen Kochkenntnisse angewiesen – für die zu erledigenden Haushaltspflichten gab es die jeweiligen Dienstboten. Mathildes Enkel Wolfgang Lieben

---

<sup>792</sup> Renate Flich, Aufbruch aus der Fremdbestimmung – die Bürgerin auf der Suche nach ihrer Identität. In: Stekl/Urbanitsch/Bruckmüller/Heiss (Hg.), Arbeit, S. 346-352, hier S. 346.

<sup>793</sup> Hausen, Polarisierung, S. 388.

<sup>794</sup> Natalie Bruck-Auffenberg, Die Frau comme il faut. Die vollkommene Frau, Wien o. J., S. 69.

<sup>795</sup> Andrea Schnöller / Hannes Stekl (Hg.), „Es war eine Welt der Geborgenheit...“. Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (= Michael Mitterauer/Peter Paul Kloß (Hg.), Damit es nicht verlorengeht ..., 12), Wien/Köln/Weimar 1999, S. 31.; Vgl. Kaplan, Bürgertum, S. 43.

<sup>796</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.7.1878, RAL.

<sup>797</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 5.7.1880, RAL.

<sup>798</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 24.11.1880, RAL.

erinnert sich, dass sie „einmal im Jahr eine Sandtorte gebacken [hat] zum Geburtstag meines Vaters Fritz [...] – sonst hat sie nicht gekocht – und da hat sie persönlich angeblich vier Stunden lang gerührt.“<sup>799</sup>

Wirklich harte körperliche Arbeit verrichtete Mathilde in ihrem Haushalt aber nicht – dies wurde in wohlhabenden Familien tunlichst vermieden, da es die Zugehörigkeit zu einer niedrigeren Klasse symbolisiert hätte. Trotzdem waren die Tage von Frauen in großbürgerlichen Familien mit zahlreichen Tätigkeiten ausgefüllt, etwa mit der Aufrechterhaltung von gesellschaftlichen Kontakten in Form von formellen Visiten und Korrespondenzen, der Beaufsichtigung der Küchenhilfen und der Erledigung von Einkäufen.<sup>800</sup> Die Ausgaben wurden von den Frauen in detailliert geführten Haushaltsbüchern festgehalten. Auch dies war ein Resultat ihrer Erziehung: zu den Tugenden einer guten Ehefrau zählten nämlich auch in wohlhabenden Familien ganz wesentlich die Sparsamkeit und ein gewissenhafter Umgang mit Geld.<sup>801</sup> In diesem Sinne verhielt sich auch Mathildes Cousine Marie: Kurz nach ihrer Eheschließung mit Leopold de Rothschild im Januar 1881 schreibt sie an ihre Mutter Nina Perugia, dass sie ihre ersten Ausgaben als verheiratete Frau bereits sorgfältig in ihr Haushaltsbuch eingetragen hatte: „Gestern hab´ ich meinen ersten Cheque [...] geschrieben u. heute gleich ordentlich in „My books“ notiert.“<sup>802</sup>

Auch Mathilde führte als verheiratete Frau ein sorgfältiges Haushaltsbuch, wahrscheinlich sogar mehrere für unterschiedliche Zwecke. Jenes, das bis heute erhalten ist und sich im Besitz ihrer Nachkommen befindet, deckt den Zeitraum zwischen 1897 und 1904 ab. Es ist eine Kombination aus Ausgaben-, Gäste- und Merkbuch und enthält sowohl Gästelisten, Sitzordnungen bei Tisch, Menüfolgen, die Kosten für einzelne Speisen und Getränke sowie die Garderobe, die Mathilde bei diversen Einladungen getragen hatte. Diese Aufzeichnungen legen Zeugnis von den regelmäßigen pompösen Abendgesellschaften ab, mit denen Ehepaare in großbürgerlichen Kreisen soziale Verpflichtungen erfüllten sowie ihren finanziellen und gesellschaftlichen Status demonstrierten.<sup>803</sup> Freunde, Bekannte, Familienmitglieder, Arbeitskollegen und Geschäftspartner wurden eingeladen, wobei die

---

<sup>799</sup> Gespräch mit Wolfgang Lieben, 25.6.2010.

<sup>800</sup> Kaplan, Bürgertum, S. 44f.

<sup>801</sup> Vgl. Kaplan, Bürgertum, S. 47.

<sup>802</sup> Marie de Rothschild an Nina Perugia, 21.1.1881, Letters, papers Achille\_Nina Perugia 1848-1881, RAL.

<sup>803</sup> Kaplan, Bürgertum, S. 182. Siehe dazu auch Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1982, S. 371f.

Gastgeberin natürlich genau auf die Zusammensetzung der Gäste und deren Sitzplatz bei Tisch achtete. Die Etikette gab bezüglich der Sitzordnung genaue Regeln vor, welche die Dame des Hauses natürlich kannte und befolgte.<sup>804</sup> Nach dem Ersten Weltkrieg standen große Abendgesellschaften für Mathilde zwar nicht mehr an der Tagesordnung, dennoch richtet sie im November 1923 eine die Sitzordnung bei Tisch betreffende Frage an ihre Cousine Marie: „Zum Schluss eine hochwichtige Frage: wie haltet man’s in England, wenn man streng etikettmäßig bei einer Tafelrunde sitzen will und es gleich viel Herren und Damen gibt, deren Zahl durch 4 teilbar ist? Hat der Hausherr wie immer seinen Platz gegenüber der Hausfrau und opfert man die „bunte Reihe“ oder rückt eine Dame an die Stelle des Hausherrn?“<sup>805</sup>

Februar 1900

20. Zu Hause Souper f. Klaves Keagan-Kleid /  
 Menu: Bouillon en tasses K 4 -  
 (Böckchen) Gansleber escalopes auf " 9 -  
 Salat / Prisato " 3 -  
Wortsalat / Wortsalat / Wortsalat / Wortsalat " 5 -  
Salat / Salat / Salat / Salat " 3 -  
Reis / Reis / Reis / Reis " 30 -  
Butt & Käse " 3 -  
Butter / Butter / Butter / Butter K 57 -  
Trüffel / Trüffel / Trüffel / Trüffel " 5 -  
Thun / Thun / Thun / Thun " 26 -  
Handkäs / Handkäs / Handkäs / Handkäs " 18 -  
3 Eier / 3 Eier / 3 Eier / 3 Eier " 24 -  
Blumen zum pfeifen / Blumen zum pfeifen / Blumen zum pfeifen / Blumen zum pfeifen K 130 -

Abbildung 5: Seite aus Mathilde Liebens Haushaltsbuch. Quelle: Privat

Neben den Vorbereitungen und dem Aufpolieren der Repräsentationsräume war die Dame des Hauses auch für die Erlesenheit der Speisen des Menüs verantwortlich, das gemäß der Etikette aus mindestens sechs Gängen bestehen musste.<sup>806</sup> Mathilde verzeichnete in ihrem Merkbuch beispielsweise zum 20. Februar 1900 (siehe Abb. 5), dass sie an diesem Tag ein Souper für 16 Gäste veranstaltet hatte. Die Sitzordnung bei Tisch vermerkte sie ebenso wie ihre Garderobe, bestehend aus einem blauen Teagawn-Kleid. Als Gastgeberin sorgte sie dafür, dass folgendes Menü kredenzt wurde: Bouillon en tasses (4 Kronen),

<sup>804</sup> Siehe dazu Sybille Meyer, Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der Wilhelminischen Zeit, Frankfurt/Main 1982, S. 51.

<sup>805</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.11.1923, RAL.

<sup>806</sup> Kaplan, Bürgertum, S 182.; Siehe dazu auch Meyer, Theater.

Gansleberescalopes (9 Kronen) auf Risotto (3 Kronen), Mayonnaise & Lachsreste von gestern (5 Kronen) mit zugekauftem Kopf in Aspik (3 Kronen), 3 Indian mit Kastanien und Salat (30 Kronen), Brot und Käs (3 Kronen), 4 Calville, ¼ Kilo Trauben (5 Kronen), Demel Schneeballcreme (26 Kronen), 7 l Bier, 4 Traminer, 2 Medoc (18 Kronen), 3 Diener & deren Essen (24 Kronen), Blumen von gestern.

Mathildes Beitrag zu den Vorbereitungen für die Einladungen, die sie und Adolf in ihrem Haus mehrmals pro Woche gaben, beschränkte sich im Wesentlichen auf die oben genannten Dinge. Den Großteil der Arbeit verrichteten aber die zahlreichen Hände ihrer permanenten Angestellten und des für diverse Anlässe angemieteten Personals. Als junges Mädchen konnte Mathilde sich jedoch durchaus noch vorstellen, in ihrem Haushalt selbst Hand anzulegen und artikuliert in einem Brief aus dem Jahr 1878 auch selbstbewusst ihre Wünsche:

„Meine liebe Marie! Heute war ich auch schon sehr lange in der Küche und habe ich die Absicht, in allem Ernste kochen zu lernen. Wir zwei werden ganz außergewöhnlich gute Hausfrauen werden, nicht wahr? Übrigens Spaß beiseite, ich bin überzeugt, dass ich mich in eine kleine Wirtschaft, wo ich selbst mitarbeiten muss, ganz gut hineinfinden würde und dabei, was wohl die Hauptsache ist, ebenso glücklich sein würde, natürlich vorausgesetzt, ich hätte einen Mann, wie ich mir ihn wünsche.“<sup>807</sup>

Dass die selbständige Haushaltsgründung und eine dafür vorausgesetzte Eheschließung Mathilde bereits als 17-jähriges Mädchen beschäftigen, ist wenig verwunderlich: die Ehe blieb für die meisten weiblichen Jugendlichen noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das einzig erstrebenswerte Ziel.<sup>808</sup> Die Heirat und die damit einhergehende Gründung eines eigenen Haushaltes bildeten vor allem für „höhere Töchter“ nach einer Übergangsphase von Werbung, Verlobung und Vorbereitung jenen Einschnitt, der die Jugendzeit abschloss.<sup>809</sup> Mathilde sollte schlussendlich erst neun Jahre später, im Dezember 1887, heiraten. Ein Heiratsalter von 26 Jahren wurde in der damaligen Zeit als eher ungewöhnlich hoch eingestuft, obwohl Mathilde dem allgemeinen Trend entsprach, wonach das durchschnittliche Heiratsalter von Frauen angestiegen war und im letzten Drittel

---

<sup>807</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.6.1878, RAL.

<sup>808</sup> Hannes Stekl (Hg.), "Höhere Töchter" und "Söhne aus gutem Haus". Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik (= Michael Mitterauer/Peter Paul Kloß, Damit es nicht verlorengeht ..., 45), Wien/Köln/Weimar 1999, S. 40.

<sup>809</sup> Stekl, Töchter, S. 18.

des 19. Jahrhunderts bei Mitte Zwanzig lag.<sup>810</sup> Wie bedenklich jedoch bereits die 17-jährige Mathilde das zu lange „Verharren im Mädchenstand“ beurteilte und wie unangenehm diese Situation offenbar für eine junge Frau sein konnte, erfahren wir in Zusammenhang mit ihrer zum damaligen Zeitpunkt 23-jährigen Cousine, Maries Schwester, Henrietta/Jetti Perugia:

„Offen gestanden habe ich gar keine guten Hoffnungen bezüglich Jettis Heirat und stimme mit deinen Ansichten vollkommen überein, es ist freilich eine Art Ungerechtigkeit oder Arroganz, zu behaupten: `Ich täte es unter keiner Bedingung, aber sie sollte es tun´ und doch steht die Sache wirklich so, es wäre grässlich, wenn Jetti wieder in die alten Verhältnisse zurückkehren müsste, um wieder sekkiert zu werden und sich dann (wie natürlich) darüber zu kränken. Ich glaube wirklich, jede Heirat wäre für sie ein Glück, jedenfalls im Vergleich zu ihrem Mädchenstand, den sie selbst nicht ertragen kann. [...] Ist also jede Hoffnung umsonst? Es ist zu arg!“<sup>811</sup>

Das Briefzitat legt nahe, dass „sitzenzubleiben“ und keinen Ehemann „abzubekommen“ für ein junges Mädchen im 19. Jahrhundert das ständig „drohende Gespenst im Rücken“ gewesen zu sein scheint. Der Faktor der „Ehre“ spielte hierbei eine große Rolle: Für eine Betroffene konnte das Ledig-Sein bzw. Ledig-Bleiben, abgesehen von den persönlichen Gefühlen, sehr tragisch sein und es war offenbar ein Zustand, der von jungen Frauen gefürchtet wurde. Das Konzept der weiblichen Ehre wurde nämlich folgendermaßen definiert: Ehrenhaftigkeit konnte eine Frau im 19. Jahrhundert vor allem über ihr sexuelles Verhalten – also durch Verzicht auf vor- und außereheliche sexuelle Beziehungen – unter Beweis stellen.<sup>812</sup> Daneben bestand ihre Ehre aber fast ausschließlich im Anteil an der Ehre ihres Mannes. In den „Aphorismen“ (1880) der österreichischen Schriftstellerin Marie von Ebner-Eschenbach heißt es: „Die einzigen von der Welt unbestrittenen Ehren, die einer Frau zuteil werden können, sind diejenigen, die sie im Reflex der Ehren ihres Mannes genießt.“<sup>813</sup> Die Position einer Frau in der bürgerlichen Gesellschaft wurde also nur durch ihren Gatten bestimmt und die soziale Stellung einer unverheirateten Frau war eine relativ ehrlose und entsprechend schlechter als die einer Ehefrau. Verheiratet oder nicht verheiratet zu sein war demgemäß die für weibliche Wesen damals wichtigste Unterscheidung: diese setzte sich auch strikt im bürgerlichen Sprachgebrauch durch die

---

<sup>810</sup> Rosenbaum, Formen, S. 332.

<sup>811</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.12.1878, RAL.

<sup>812</sup> Vgl. Ute Frevert, Mann und Weib, und Weib und Mann. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 188.

<sup>813</sup> Marie von Ebner-Eschenbach, Aphorismen, S. 36. Zitiert nach Roszbacher, Literatur, S. 41, Anm. 79.

unterschiedlichen Bezeichnungen „Frau“ und „Fräulein“ durch.<sup>814</sup> Ein altes „Fräulein“ bzw. eine sogenannte „alte Jungfer“ konnte lediglich mit Mitleid in gesellschaftliche Kreise aufgenommen werden,<sup>815</sup> was wiederum – wie man sich vorstellen kann – etwas Entwürdigendes mit sich brachte. In Zusammenhang mit dem Ledig-Sein sticht einmal mehr deutlich ins Auge, dass auch hier gemäß der bereits erwähnten These von der Ungleichheit der Geschlechter deutlich zwischen Mann und Frau unterschieden wurde: Eine „alte Jungfer“ konnte in dem damaligen System ihr Leben gewissermaßen als „verfehlt“ betrachten, während ein alter Junggeselle auf dem gesellschaftlichen Parkett alles andere als verpönt – vielmehr beliebt – war.<sup>816</sup>

Aus Mathildes oben zitiertem Brief geht auch ganz deutlich hervor, dass Liebe und die persönliche Wahl des Partners bei der Ehe, die ihre Cousine Jetti offenbar eingehen sollte, keine Rolle spielten. Obwohl sogenannte Liebesehen gegen Ende des 19. Jahrhunderts zunahmen, waren auch die Ehestiftung und -vermittlung, die in der jüdischen Gesellschaft eine lange Tradition hatten, noch weit verbreitet. Ehevermittler waren meist Angehörige, Freunde oder Geschäftspartner und die Wahl des potentiellen Ehepartners erfolgte mit großer Sorgfalt, da es sich nicht um eine individuelle Entscheidung, sondern um die Verbindung zweier Familien handelte. Entsprechend dem allgemeinen bürgerlichen Stil wurden Ehen sehr viel diskreter als früher angebahnt, indem Eltern für ihre Töchter durch „zufällige“ und „ungezwungene“ Begegnungen ein Kennenlernen des potentiellen Kandidaten arrangierten. Diese Form der Ehevermittlung sicherte nicht nur eine jüdische, sondern auch eine standesgemäße Ehe.<sup>817</sup> Wie sehr das Sittlichkeitsdenken und der soziale Druck bei der Eheschließung auf Mädchen wirken konnten, lässt sich aus Mathildes Brief ganz deutlich ablesen. In vielen Fällen brachte dann auch die familiäre Überredungskunst etliche junge Frauen dazu, ihnen fast Unbekannte zu ehelichen, die von der Familie als passend akzeptiert worden waren.<sup>818</sup>

Dass die sprichwörtliche „gute Partie“ das erklärte Ziel war, wenn es um die Verheiratung einer oder mehrerer Töchter ging, illustriert der folgende Brief ganz

---

<sup>814</sup> Ingeborg Weber-Kellermann, Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, München 1983, S. 100.

<sup>815</sup> Weber-Kellermann, Frauenleben, S. 140.

<sup>816</sup> Weber-Kellermann, Frauenleben, S. 142.

<sup>817</sup> Richarz, Frauen, S. 83f.; Vgl. Haindl, Familie von Lieben, S. 35.; Zum Heiratsverhalten im deutsch-jüdischen Bürgertum siehe auch Marion Kaplan, For Love of Money. The Marriage Strategies of Jews in Imperial Germany. In: Dies., The Marriage Bargain. Women and Dowries in European History, New York 1985.

<sup>818</sup> Richarz, Frauen, S. 84.

eindrücklich: Geschrieben wurde er von einer gewissen Augustine Goldschmidt an Nina Perugia anlässlich der bevorstehenden Hochzeit von Ninas Tochter Marie und Leopold de Rothschild. Neid, Eifersucht und Missgunst über die Partie aller Partien, die eine Eheschließung mit einem Mitglied der englischen Rothschilds zweifellos war, gehen aus jeder Zeile des vermeintlichen Gratulations-Briefes hervor:

„Liebe Mme Perugia, vorgestern connoncierte mir M. Hirsch das unverhoffte Glück, welches ihnen durch die Heirat ihrer Tochter zu Teil wird. „Pas possible“ rief ich im ersten Augenblick aus. Erst als ich aus ihrem Schwiegersohn herausbrachte, mit welcher unglaublichen Geduld sie seit Jahren dieses Ziel verfolgen, erklärte ich mich für überwunden. Wie falsch urteilt doch die Welt, wenn sie behauptet, dass ein Mädchen ohne Vermögen u. ohne irgendwelchen besonderen äußeren Reiz niemals eine gute Partie machen kann. Ihre liebe Marie liefert den allerbesten Beweis. Gott weiß, dass ich ihnen sehr aufrichtig gratulieren würde, wenn ich nicht eine dunkle Schattenseite an dem Horizonte ihres goldig glänzenden Glückes entdeckt hätte. Um ihre Tochter so zu verheiraten, müssen sie sich naturellement von ihr trennen u. so werden sie ihr nach u. nach vollkommen fremd werden. Che vous admire liebe Mme Perugia, ich gestehe ohne Scham, dass ich den Muth nicht hätte, mich von meiner Adeline loszureißen. Glückliche sind jene Mütter u. Töchter, welche das Interesse ihren Gefühlen zu opfern im Stande sind. Alexander kommt soeben von der petite bourse nach Hause u. sagt man höre von nichts anderem reden als von ihrer Marie. Das ist ihnen gewiss sehr unangenehm liebe Mme Perugia. Sie sind ja so eine simple, naive Frau. Sie fühlen sich gewiss am heimischsten, wenn sie gemütlich zu hause sitzen in Wien in ihrem behaglichen fünften Stock u. die Strümpfe von ihrem Fritz stopfen u. jetzt müssen sie die grande dame spielen u. tun als wären sie es ihr Leben lang nicht anders gewohnt gewesen. Ich bedauere sie von ganzem Herzen, doch ich darf ihre kostbare Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Leben sie wohl liebe Mme Perugia [...]. Ihre treue Freundin Augustine de Goldschmidt.“<sup>819</sup>

Junge Männer betraf das Thema der arrangierten Ehen natürlich gleichermaßen und sie sahen sich ebenso oft wie junge Frauen den Vermittlungsbestrebungen ihrer Angehörigen ausgesetzt. Mathildes Bruder Zenzi musste beispielsweise auf Geheiß seines Großonkels Philipp Schey einige Male potentielle Heiratskandidatinnen treffen. Im Sommer

---

<sup>819</sup> Augustine de Goldschmidt an Nina Perugia, 18.12.1880, Letters, papers Achille\_Nina Perugia 1848-1881, RAL.

1879 schreibt Mathilde: „Deine Mama ist heute mit der Mutter und Zenzi in Wien. Letzterer muss Onkel Philipp zu Lieb wieder eine junge Dame aufsuchen. Armer Kerl, er wird schön sekkiert. Weißt du, dass er vor Kurzem auch ihrethalber in Teglitz war? Sie soll sehr hübsch sein, scheint ihm aber ebenso wenig zu gefallen wie die in Pest.“<sup>820</sup> Philipp Scheys Verkuppelungsversuche waren nicht von Erfolg gekrönt, wie eine weitere diesbezügliche Briefstelle aus dem Jahr 1881 verrät: „Denk dir nur, gestern abends ist Zenzi auf eine Woche nach Paris abgereist. Das Projekt [...] ist zur Abwechslung wieder von Onkel Philipp ausgegangen, der seine Heiratsmanie noch immer nicht aufgibt.“<sup>821</sup> Philipps Großneffe Zenzi Schey blieb übrigens Zeit seines Lebens unverheiratet.

Als junges Mädchen empfand Mathilde die Ehevermittlungs-Versuche ihres Großonkels Philipp noch als „Sekkatur“; als erwachsene Frau schlüpfte sie dann selbst in die Verkuppler-Rolle, als es um die Suche eines Ehepartners für die Tochter ihrer Cousine Laura Waley ging. Im Mai 1928 schreibt Mathilde an Marie:

„Dass Nancy Waley Braut ist, wirst du vermutlich schon wissen. Wir haben lange an dieser Verlobung gearbeitet, der Bräutigam ist nämlich ein Freund meiner Buben, wohnt hier im Haus und hatte den großen Wunsch, zu heiraten [Brüll]. Es wird keine aufregende, aber ich glaube, eine ganz gut assortierte Ehe werden.“<sup>822</sup>

Die Erziehung der Kinder wurde in großbürgerlichen Familien meist in fremde Hände gelegt, das heißt, es gab Hauslehrer für den Unterricht der Kinder und Kindermädchen oder Gouvernanten übernahmen die Erziehung, während die Eltern nur mehr an der Peripherie des Kinderlebens erschienen.<sup>823</sup> Inwiefern Mathildes Mutter Hermine Schey ein aktives Vorbild war oder inwiefern sie erzieherische Funktionen hinsichtlich der weiblichen bzw. hausmütterlichen Pflichten ihrer Tochter ausübte, lässt sich nur sehr schwer beantworten. Das in der Literatur fallweise beschriebene Bild von der Mutter als schöne, aber doch entfernte Gestalt, die durch ihre vielen Repräsentationspflichten der Kinderwelt entrückt ist,<sup>824</sup> bestätigen Mathildes briefliche Aussagen jedenfalls nicht. Ihre Mutter Hermine entspricht auch nicht dem Stereotyp der demonstrativ nichts tuenden großbürgerlichen Dame, die im Haushalt keinen Finger rührt, und in dieser Hinsicht dürfte sie Mathilde

---

<sup>820</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.8.1879, RAL.

<sup>821</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 18.6.1881, RAL.

<sup>822</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 22.5.1928, RAL.

<sup>823</sup> Vgl. Wolf, Kindheit, S. 99.

<sup>824</sup> Wolf, Kindheit, S. 99.

durchaus geprägt haben: Immerhin fährt Hermine Schey Ende September, als der Umzug von der Lainzer Sommervilla in das Wiener Stadtpalais naht, zum „Bilderputzen nach Wien“<sup>825</sup> und kümmert sich um die Vorratshaltung der Lebensmittel, indem sie brieflich über Mathilde beispielsweise „3 Ballen Reis und 1 Ballen Kaffee, jeden zu 50 Kilo“<sup>826</sup> bestellt und „Onkel Schnapper sagen [lässt], er möchte ihr nicht so viel Butter schicken, höchstens 8 Kilo.“<sup>827</sup>

Nur vage Schlüsse können darüber gezogen werden, welche Rolle Hermine Schey in der praktischen Erziehungsarbeit ihrer Tochter bzw. ihrer Kinder spielte. Einige von Mathildes Aussagen lassen auf eine gewisse Autorität der Mutter und auf ihre aktive erzieherische Funktion schließen – ein „strenges Regime“ scheint sie aber nicht geführt zu haben. Als Mathilde ihrer Cousine Marie über den Schmuck ihres Ballkleides schreibt, erwartet sie zumindest mahnende Worte von der Mutter: „Ich werde nämlich Efeublätter [sic!] nehmen, auch nur sehr wenig, denn wie du weißt, hat die Mutter solche Sachen auf dem Kleid nicht gern.“<sup>828</sup> Ein anderes Mal berichtet sie von den Sommerplänen, die Hermine Schey für ihre Tochter zu deren Missfallen hegt: „[...] nur redet sich die Mutter ein, dass ich doch auf ein bis zwei Wochen im Laufe des Sommers fort muss und ich werde am Ende vielleicht nachgeben müssen.“<sup>829</sup>

Hermine Schey tritt aus diesen Aussagen als eine milde Erzieherin hervor, die sich durch ein wenig Überredungskunst umstimmen ließ. In einem ganz anderen Licht erscheint sie einige Jahre später (1884), als es um die Verlobung ihres Sohnes Josef mit der offenbar als nicht standesgemäß angesehenen Henrietta Lang ging. Mathilde schreibt, dass es ihrer Schwester Emmi gelungen sei, die Mutter davon zu überzeugen, einer Verlobung zuzustimmen, „obwohl es leider Gottes recht schwer war und dürfte in wenigen Tagen entweder Hansi [Henrietta Lang] hier herkommen oder die Mutter zu ihr gehen. Hoffen wir zu Gott, es wird sich zum Besten wenden.“<sup>830</sup> Die Art und Weise, wie Mathilde sich bezüglich dieser Verlobung über das Verhalten der Mutter äußert, machen deren Autorität deutlich. Hermine Scheys Position und Einfluss innerhalb der Familie hatten sich nach dem Tod ihres Mannes im Jahr 1881 verändert. Sie war nun das Familienoberhaupt und obwohl ihre Kinder

---

<sup>825</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.9.1878, RAL.

<sup>826</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.7.1878, RAL.

<sup>827</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.6.1879, RAL.

<sup>828</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 18.1.1879, RAL.

<sup>829</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.7.1879, RAL.

<sup>830</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 31.10.1884, RAL.

bereits erwachsen waren (Josef war 31!), hing von dem Wohlwollen und der Zustimmung der Mutter sehr viel ab.

Mathilde verbringt in ihrer Kindheit und Jugend durchaus Zeit mit ihrer Mutter – sie spazieren beispielsweise gemeinsam um den Ring und fahren im Sommer von Lainz nach Wien, um „Kommissionen“ und Besorgungen zu machen. Zu den weiteren gemeinsamen Unternehmungen – eigentlich vielmehr Aufgaben – von Mutter und Tochter Schey gehörten Besuche bei anderen Damen der Wiener Gesellschaft. In großen Städten standen solche förmlichen Kaffeewisiten an der Tagesordnung. Diese Besuche waren oftmals kein spaßiges, spontanes Freizeitvergnügen, sondern arteten in großbürgerlichen Kreisen zu weiblichen Pflichtübungen aus, die einem strengen Ritual mit bestimmten Uhrzeiten, Gesprächsthemen und festgelegter Zeitdauer unterlagen.<sup>831</sup> Mathilde wurde in die Praxis dieser weiblichen Geselligkeit ihrer Gesellschaftsschicht eingeführt – die Begleitung ihrer Mutter kann durchaus als Erziehungsmaßnahme gesehen werden, durch welche die Tochter unter anderem Manieren und Umgangsformen entsprechend den Standards des Großbürgertums lernen sollte.<sup>832</sup>

Aus Mathildes Briefen geht deutlich hervor, dass auch ihre Brüder bzw. Männer im Allgemeinen von den Visiten und Empfängen nicht ausgenommen waren: „Josef war gestern Abend bei Wiener, wir hätten auch gehen sollen, waren aber dann nicht dazu aufgelegt, wir gehen erst Montag in einer Woche [...]“<sup>833</sup> Und ein anderes Mal schreibt sie: „[...] Josef und Fritz [sind] bei Zeppezauer. Letztere werden alle Sonntag-Abende empfangen.“<sup>834</sup> Mathildes Briefe bestätigen aber auch, dass die „Hauptarbeit“ freilich die Frauen leisteten und sie war von diesen gesellschaftlichen Pflichten wenig begeistert: „Gestern war die Mutter mit Lotti Grüne und Morizl in Purkersdorf bei Boschan. [...]. Dieser Tage (vielleicht schon heute) droht mir Döbling; die Mutter will nämlich Adelheid besuchen und da muss ich wohl mit. Mir ist mies davor.“<sup>835</sup>

Auch während der vermeintlichen Freizeit der Ferien, der Sommerfrische oder während Kuraufenthalten standen regelmäßige Besuche bei Verwandten und Bekannten am

---

<sup>831</sup> Kaplan, Freizeit, S. 169.; Siehe dazu auch Kaplan, Bürgertum, S. 177-187.

<sup>832</sup> Vgl. Richarz, Frauen, S. 72.

<sup>833</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 14.1.1879, RAL.

<sup>834</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 2.12.1880, RAL.

<sup>835</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.9.1878, RAL.

Programm.<sup>836</sup> Aus Bad Ischl schreibt Mathilde im August 1878: „Es sind ziemlich viel Bekannte hier. [...] Wir besuchten heute Frau v. Schnapper, die ärger als je ist, ich konnte es kaum bei ihr aushalten.“<sup>837</sup>

Auf Besuche folgten Gegenbesuche und es war ein Gebot für großbürgerliche Damen, den Gästen am sogenannten „Jour“ angenehme Unterhaltung zu bieten. Waren junge Frauen durch ihre Heirat zur Dame des Hauses aufgestiegen, folgte früher oder später die Einführung eines eigenen Empfangstages. Dieser Praxis schlossen sich auch Mathildes Schwägerinnen Julie und Evelina an; die eine sieben und die andere ein Jahr nach ihrer jeweiligen Eheschließung. Diesen Schritt beurteilte Mathilde allerdings sehr kritisch – sie war offenbar der Meinung, die beiden jungen Frauen verfügten noch nicht über genügend eigenständiges Ansehen und Bedeutung für die Abhaltung eigener „Jours“. Im November 1879 schreibt sie: „Julie und Evelina haben heuer auch „Jours“, was ich eigentlich unnötig finde, besonders Evelina ist bainahe zu jung dazu. Wenn sie meine Meinung erführe, wäre sie schön entrüstet!“<sup>838</sup> Ein Jahr später stand auch im Hause von Mathildes Schwester Lotti Pzribram die Einführung eines Empfangstages bevor, was sie Marie wenig begeistert berichtet. Wahrscheinlich befürchtete Mathilde, dass damit auch für sie zukünftig ein regelmäßiger Besuchstermin entstand: „Denk dir nur, Przis wollen wirklich „Donnerstage“ einführen. Ich versuchte, ein freudiges Gesicht zu dieser Nachricht zu machen, werde es aber schwerlich beibehalten können.“<sup>839</sup>

Als erwachsene und verheiratete Frau pflegte Mathilde dann freilich selbst, gemeinsam mit ihrem Mann Adolf, ein reges gesellschaftliches Leben.<sup>840</sup> Fritz Lieben schreibt in seinen Erinnerungen aus dem Jahr 1960, seine Mutter Mathilde „führte [...] ein gesellschaftlich reges Haus und man wird später sehen, dass es keine Phrase ist, wenn man

---

<sup>836</sup> Siehe dazu Kaplan, Bürgertum, S. 174ff.; Zur Sommerfrische siehe auch Hanns Haas, Die Sommerfrische – Ort der Bürgerlichkeit. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 364-377.; Ders., Der Traum vom Dazugehören – Juden auf Sommerfrische. In: Robert Kriechbaumer (Hg.), Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg (= Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, 14), Wien/Köln/Weimar 2002, S. 41-57.; Des Weiteren Michael Brenner, Zwischen Marienbad und Norderney: Der Kurort als "Jewish space". In: Gisela Dachs (Hg.), Orte und Räume (= Jüdischer Almanach des LBI), Frankfurt/Main 2001, S. 119-137.

<sup>837</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.8.1878, RAL.

<sup>838</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.11.1879, RAL.

<sup>839</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.11.1880, RAL.

<sup>840</sup> Arnbom, Ringstrasse, S. 64.

für die Zeit von 1890 bis etwa 1937 von einem „Salon“ spricht, dem sie den Charakter ihrer Persönlichkeit aufgeprägt hat, dessen treibende Kraft sie gewesen ist.“<sup>841</sup>

Empfangstag bei den Scheys war in Mathildes Jugendjahren der Montag, den sie – gelinde gesagt – mäßig genoss: „Montag hatten wir den ersten „Jour“, wurden jedoch nur von wenigen Besuchen gestört. Der erste war, wie gewöhnlich, Herr Doret, dann 2 Frauen Biedermann, dann Frau von Dreifuss mit Tochter, endlich Tiller, den ich aber nicht mehr mit meiner Anwesenheit beehrte.“<sup>842</sup>

Mathilde war sich der Rolle, die sie als Tochter des Hauses an diesem Tag zu erfüllen hatte, natürlich bewusst, und diese missfiel ihr sehr. Im Dezember 1878 lautet ein Kommentar: „Heute ist Empfangstag und ich muss bereit sein, um etwaige Mädchen zu unterhalten oder langweilen.“<sup>843</sup> Ein knappes Jahr später schreibt Mathilde ihrer Cousine an einem Montag: „Ich sitze heute im Eckzimmer in meiner schwarz-blauen Montagslivrée auf etwaige Besuche wartend. Das Schneegestöber wird mir hoffentlich behilflich sein und die guten Leute zu Hause behalten.“<sup>844</sup> Mathildes Hoffnung hatte sich nicht erfüllt und ein Brief, in dem sie Marie zehn Tage später die Besucher auflistet, vermittelt einen guten Eindruck davon, wie ausgefüllt sich die Empfangstage gestalten konnten:

„Vorigen Montag waren eine Masse Leute hier: Frau v. Dutschka, Hofmannsthal, Spiro/a, Friedländer mit (abscheulicher) Tochter, Gomperz mit Tochter, Dreifuss mit Tochter, die beiden Grünebaum Mädeln, General Schmerling, Tiller und Herr Doré. Mir scheint, das ist alles. Genug für einmal. Nicht wahr? Rosa G. finde ich etwas improved (?), dennoch haben Josef und Fritz beschlossen, sie umzubringen, wenn sie noch einmal kömmt.“<sup>845</sup>

Hin und wieder konnte Mathilde sich ihren Empfangs- und Unterhaltungs-Verpflichtungen entziehen, was sie ihrer Cousine auch prompt mitteilt: „Soeben hat es geläutet, aber da ich mir heute das langweilige Empfangen erspare, geniert’s mich nicht.“<sup>846</sup> Die Montags-Auszeiten waren aber definitiv Ausnahmen, die – so sie vorkamen – immer einer Erwähnung Wert waren, wie beispielsweise im Januar 1880: „Ich werde Nachmittag mit Evelina aufs Eis gehen obwohl „Montag“ ist.“<sup>847</sup>

---

<sup>841</sup> Lieben, Zeit, S. 20.

<sup>842</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 24.11.1880, RAL.

<sup>843</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 2.12.1878, RAL.

<sup>844</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.11.1879, RAL.

<sup>845</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 26.11.1879, RAL.

<sup>846</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, undatiert (vermutlich März 1879), RAL.

<sup>847</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.1.1880, RAL.

Dass Mathilde die zu absolvierenden Besuche und Gegenbesuche als Mädchen und junge Frau als lästige gesellschaftliche Verpflichtung empfand, bei der man auch Kontakt zu Leuten pflegen musste, die einem nicht sympathisch waren, steht zweifelsohne fest. Dies änderte aber nichts daran, dass sie dieser Aufgabe nachkommen musste, und auch als erwachsene Frau blieb sie dem Muster der bürgerlichen Geselligkeit, dessen Verinnerlichung Teil ihrer Erziehung war, verhaftet. Dem sozialen Druck, der dabei eine große Rolle spielte, konnte sie sich auch im Alter von 59 Jahren nicht entziehen, wie aus einem Brief vom 19. Dezember 1920 hervorgeht:

„Gesellschaftliche Pflichten d.h. wie man solche auffasst, ist immer eine etwas heikle Sache. Man sieht eigentlich nicht ein, warum nicht jeder nur mit den Leuten verkehren soll, die ihm angenehm sind. Das geht aber halt doch nie ohne Eifersüchteleien ab und ist daher nicht so leicht ausführbar, wie man meinen sollte.“<sup>848</sup>

Obwohl Mathilde ihre Mutter in ihren Kinder- und Jugendbriefen beispielsweise in Zusammenhang mit den diversen zu erledigenden Besuchen häufig erwähnt und auch relativ viel Zeit mit ihr verbrachte, lässt sich kein besonderes Naheverhältnis zwischen Mutter und Tochter Schey herauslesen. Aber auch für das Gegenteil – große emotionale Distanz – finden sich keine Belege. Einmal beschreibt Mathilde ihre Mutter als die „I. Mutter“ – die liebe Mutter – in Zusammenhang mit einem Weihnachtsgeschenk, einem „Hermelinpelzkragl“.<sup>849</sup> Ansonsten verzichtet Mathilde auf gefühlsbetonte Aussagen hinsichtlich ihrer Mutter.

Die Beziehung zwischen Mathilde und ihrem Vater Friedrich Schey scheint um einiges inniger gewesen zu sein und sie beschreibt ihn keineswegs als distanziert, kühl und streng, wie dies häufig in Schilderungen von Vätern des 19. Jahrhunderts vorkommt.<sup>850</sup> Die Strenge und emotionale Distanziertheit trafen allerdings besonders die Söhne, gegenüber ihren Töchtern gaben sich Väter oft weicher,<sup>851</sup> aber auch das scheint auf Friedrich Schey nicht zuzutreffen. Eine explizit erzieherische Funktion übte Mathildes Vater ihr gegenüber wohl nicht aus, was aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit und seiner häufigen Abwesenheit nicht möglich war. Sofern er anwesend war, tritt er als aktiver Teilnehmer am Familienleben auf: So spielt er beispielsweise sonntags „Violin“ und wird von seinem Sohn Zenzi dabei begleitet,

---

<sup>848</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 19.12.1920, RAL.

<sup>849</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.12.1878, RAL.

<sup>850</sup> Yvonne Schütze, Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. In: Frevert, Bürgerinnen, S. 118-133, hier S. 127.

<sup>851</sup> Schütze, Mutterliebe, S. 127.

oder ist der Urheber der Idee, anlässlich der Eheschließung seines Sohnes Paul „[...] einen „Floh“ oder anderes Witzblatt zur Hochzeit wirklich gedruckt erscheinen zu lassen.“<sup>852</sup>

Anders als bei ihrer Mutter sind Mathildes Aussagen sehr gefühlsbetont, wenn es um ihren Vater geht. Sie zeigt sich oft sehr besorgt um ihn, was darauf hindeutet, dass er gesundheitliche Probleme hatte: „Dem theuren Vater geht es Gottlob recht gut, nur gestern hat er sich leider ein wenig den Magen verdorben, was aber hoffentlich bald vorbei sein wird.“<sup>853</sup> Ein anderes Mal schreibt sie: „Die Reise hat dem Vater gar nicht geschadet. Sein Zustand wechselt eben, leider aber ohne sich je ganz zu bessern. Gestern abends z.B. war er sehr wohl.“<sup>854</sup> Friedrich Schey wird von Mathilde als herzlich und äußerst großzügig beschrieben, nicht etwa als kontrollierende Instanz oder ehrfurchtgebietende Autoritätsperson.<sup>855</sup> Über seine Ankunft nach einer längeren Reise schreibt sie:

„Gestern Früh um 6 Uhr kam also der geliebte Vater, was mich ungemein freute, er ist mir schon sehr abgegangen. Du kannst dir vorstellen, dass seine erste Beschäftigung darin bestand, alle Koffer auszupacken, die wie gewöhnlich ziemlich viel Geschenke enthielten. Mir gab er eine sehr schöne blaue Krawatte, ein kleines Ding für Stecknadeln und 2 Broschen, eine goldene einen Schlüssel vorstellend und eine silberne, die so aussieht: Mathilde [in einem geschwungenen Schriftzug]. Der Mutter brachte er einen Hut, eine Haube (die ihr ausgezeichnet steht), ein Parasol und eine Unzahl Krawatten, Chemisetten, etc. etc. etc. Spielereien für Gisela und Hubert fehlten auch nicht ebenso wenig Geschenke für die Buben. Der Vater brachte auch den Hochzeitsschmuck für Evelina von Paris, es besteht in einem besonders geschmackvoll gefassten Brillantcollier, welches man auch als Diadem tragen kann.“<sup>856</sup>

Die gemeinsamen Unternehmungen von Mathilde und ihrem Vater sind geprägt von einem gewissen Freizeitcharakter – es entsteht der Eindruck, der Vater führe seine Tochter aus: etwa zu einer Vorstellung von „Maria Stuart“ im Stadttheater, an dessen Gründung im Jahre 1872 Friedrich Schey übrigens maßgeblich beteiligt gewesen war.<sup>857</sup> Ein anderes Mal unternehmen die beiden einen Ausflug: „[...] um 10 Uhr fuhr ich mit dem Vater nach Baden. Dort angelangt nahmen wir ein Gabelfrühstück und gingen dann in den Park, um Onkel

---

<sup>852</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.7.1878, RAL.

<sup>853</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.12.1878, RAL.

<sup>854</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 14.10.1880, RAL.

<sup>855</sup> Vgl. Wolf, Kindheit, S. 99.

<sup>856</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.7.1878, RAL.

<sup>857</sup> Altfahrt, Friedrich von Schey, S. 36.

Philipp und Karl aufzusuchen, was ziemlich schwer war, denn die Menschenmenge ist dort eine riesige. [...]. Während Onkel Philipp speiste, fuhren Vater und ich bis halb 3 Uhr spazieren und dann nach Hause.“<sup>858</sup>

Der Tod ihres Vaters im Jahr 1881 bedeutete für Mathilde einen tiefen Einschnitt. Die tiefe emotionale Verbundenheit mit ihm fehlte ihr sehr und dies bringt sie im November 1884 auch zu Papier: „Man sagt so gern, die Zeit heilt alles. Ich versichere dich, ich fühle täglich mehr, welche unersetzliche Quelle von Liebe uns entzogen worden ist. Er [der Vater] hat in seiner Herzengüte nie etwas halb getan [...].“<sup>859</sup>

### 5.1.1 Das ewige „das schickt sich nicht“

Der Parameter der Sittsamkeit oder der „Schicklichkeit“ spielte bei der Erziehung junger Mädchen und Frauen eine besonders große Rolle. Die Regeln dieser Schicklichkeit, die sich zu einem großen Teil auf den zwischenmenschlichen Umgang – vor allem auf jenen von Mann und Frau – bezogen, scheinen heute teils absurd und nicht nachvollziehbar. Zu Mathildes Lebzeiten war das Jugendalter eine Zeit der Internalisierung von teils universalen und teils geschlechtsspezifischen bürgerlichen Werten und vor allem Mädchen wurden zur Schicklichkeit erzogen und sollten die diesbezüglichen Regeln perfekt beherrschen.<sup>860</sup>

So unterlag der Kontakt zwischen den Geschlechtern gewissen verinnerlichten Konventionen, die Mathilde 1878 beispielsweise dazu veranlassten zu berichten, dass sie sich von der Herrengesellschaft im Hause Schey meistens zurückziehe, „[...] da es mir als einzige Dame unter ihnen komisch vorkommt und ich mir auch denke, dass sie lieber alleine sind.“<sup>861</sup> Auch als ältere Dame von über 70 Jahren setzte Mathilde die Regeln des Umgangs zwischen unverheirateten Frauen und Männern, wie sie sie einst gelernt hatte, als Maßstab für sittliches Verhalten an. Im Juni 1932 schreibt sie an Marie:

„Du sagst, dass die Mädchen in London trotz der schlechten Zeiten fast jeden Abend tanzen. Werden sie denn von den Bällen abgeholt oder wird es dem Zufall überlassen, wie sie nach Hause kommen? Dürfen sie sich auch von jungen Männern heimgeleiten lassen? Es interessiert mich nämlich, ob es in England ebenso frivol zugeht wie hier.“<sup>862</sup>

---

<sup>858</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.6.1878, RAL.

<sup>859</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 3.11.1884, RAL.

<sup>860</sup> Stekl, Töchter, S. 34.

<sup>861</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.7.1878, RAL.

<sup>862</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 2.6.1932, RAL.

Eine umfangreiche Kenntnis der Regeln der Schicklichkeit konnte das bürgerliche Mädchen, dem später als erwachsener Frau die Rolle als „Hüterin der Sitte“<sup>863</sup> auferlegt wurde, durch die Lektüre von Umgangslehren, Anstands-, Benimm- und Manierenbüchern erlangen, die im 19. Jahrhundert en masse publiziert wurden.<sup>864</sup> Aus dem Anstandsbüchlein „Die Frau comme il faut“ mit dem ambitionierten Untertitel „Die vollkommene Frau“ stammt das folgende Zitat:

„In den meisten Fällen wird natürliches Gefühl und angeborene Würde ausreichen, das Richtige im Benehmen finden zu lassen, aber nicht alle weiblichen Wesen sind Engel. Und so sind eben auch hier feste Regeln notwendig, ein Unabänderliches, von dem Leonore Sanvitale sagt: **Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer das zarte, leicht verletzliche Geschlecht.**<sup>865</sup> Eine Mauer, über die man wohl nicht hinaus, über die aber auch niemand herüberkommen kann! Die Regeln dieser Schicklichkeit nun sind es, hervorgegangen aus dem Empfinden edler Frauen und geheiligt durch jahrhundertealten Gebrauch, die halb in uns ruhen, wenn wir edel und unverdorben sind, halb uns anerzogen wurden von unseren gleichgesinnten Müttern und Elternmüttern, eine uralte Überlieferung. Sie sind in vielem ein schöner Rest Mittelalter, wurzelnd in der höfischen Sitte Altfrankreichs, die schon damals allen adeligen Frauen zugleich mit der Sprache jenes Landes gelehrt wurde.“<sup>866</sup>

Die Schicklichkeit wird hier als etwas Abstraktes, beinahe Mystisches dargestellt, bevor die konkreten Ausführungen zum Ideal des weiblichen Wesens folgen: „Und hier sind wir bei dem Hauptpunkte angelangt, der das Wesen der Frau comme il faut ausmacht: die Selbsterziehung, Selbstbeherrschung, keinen Augenblick zu vergessen, was man sich und andern schuldig ist. Das Bemühen, immer gut, rein, maßvoll und liebenswürdig zu erscheinen, alles Unschöne zu vermeiden und sich des Einklanges jedes Wortes und jeder Bewegung bewusst zu sein, ist eine strenge Kunstübung, die aber schließlich zur zweiten

---

<sup>863</sup> Vgl. Karin Schrott, Das normative Korsett. Reglementierungen für Frauen in Gesellschaft und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Anstands- und Benimmliteratur zwischen 1871 und 1914, Würzburg 2005, S. 87.

<sup>864</sup> Ulrike Döcker, Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert (= Historische Studien, 13), Frankfurt am Main 1994.

<sup>865</sup> Auffallend ist, dass sich die Autorin des Anstandsbuches eines Goethe-Zitats aus dem Stück „*Torquato Tasso*“ bedient, welches in voller Ausführung lautet: „*Willst du genau erfahren, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an. Denn ihnen ist am meisten daran gelegen, dass alles wohl sich ziemt, was geschieht. Die Schicklichkeit umgibt mit einer Mauer das zarte, leicht verletzliche Geschlecht. Wo Sittlichkeit regiert, regieren sie und wo die Freiheit herrscht, da sind sie nichts, und wirst du die Geschlechter beide fragen: Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte.*“ Wie Karin Schrott herausarbeitete, verwendeten sehr viele Autorinnen dieses Zitat, um die weibliche Verantwortung für die Sitte zu unterstreichen. Klassische Zitate wurden häufig verwendet, da sie als Autoritätsnachweis und Stilmittel dienten. Siehe dazu Schrott, Korsett, S. 97.

<sup>866</sup> Bruck-Auffenberg, Frau, S. 3.

Natur werden und die Betreffende tatsächlich zu einem Wesen höherer Art stempeln wird, vorausgesetzt, dass sie den bösen Trieben wirklich nie die Zügel schießen lässt. Sind es doch zumeist die duldbaren Eigenschaften, die von ihr gefordert werden, ein Vermeiden alles dessen, was Anstoß erregt. [...]. Sie braucht nicht reich zu sein, aber sie muss eine veredelte Lebensführung verstehen und Behagen um sich zu verbreiten wissen. Ordnungssinn, Schönheitssinn und Geschmack, auch in bescheidenen Verhältnissen und dann doppelt reizend, richtiges Erwägen und Ermessen aller Lebenserfordernisse werden ihr dazu verhelfen. Sie braucht nicht schön zu sein, aber gepflegt. Die Gewohnheit, ihren Körper peinlich zu pflegen, auf Haartracht, Haltung und Bewegungen zu achten, wird ihr vor mancher nachlässigen und vernachlässigten Schönheit unwiderstehlichen Reiz verleihen. Sie braucht keinen Kleideraufwand zu treiben, soll sich aber zu kleiden wissen, soll es nicht verschmähen, den Spiegel gründlichst zurate zu ziehen und vor allem jederzeit der Lage angemessen, tadellos gekleidet sein, trüge sie auch das Einfachste. [...]. Sie braucht endlich nicht gelehrt zu sein, aber sie muss sich Bildung anzueignen suchen, soviel die Umstände gestatten; ist sie nicht geistreich, so kann sie doch besonnen und schweigsam sein, wo sie anstoßen könnte. Sie muss genau über die Pflichten der Schicklichkeit sich und andern gegenüber Rechenschaft zu geben wissen, und wo diese verletzt werden, sich zurückziehen verstehen: lauter Dinge, die jede Frau leisten kann. [...] Freilich mag ein gut Teil von all dem Bösen wahr sein, dass die Modernen in den Tiefen der Frauenseele finden wollen; wir sind nervöser, unbeständiger, anspruchsvoller und selbstsüchtiger, als unsere Mütter waren; [...]. Aber das ist eben die hohe Macht der Erziehung zur Sitte und Schicklichkeit, die bösen Keime nicht großwachsen zu lassen; sie wird das Weib vor Entartung bewahren, auch in der vollsten Freiheit einer veränderten Lebensweise. [...]. Und darin liegt also der Inbegriff alles guten Tones, in jeder Lage so zu erscheinen, als wären wir das Erstrebte: eine ganz vollkommene Frau, die Frau `comme il faut´.“<sup>867</sup>

Wie aus dem Zitat hervorgeht, waren die theoretischen Anforderungen an das sittliche Verhalten und Benehmen einer Frau sehr umfangreich. Das weibliche Rollenstereotyp erweist sich aus heutiger Sicht als äußerst beengend und unbefriedigend: Das Ideal weiblicher Existenz wird im Wesentlichen darauf beschränkt, möglichst selbstbeherrscht, rein, maßvoll, schön, ordentlich und duldbend zu sein. Die Mädchenerziehung legte Wert auf das Einlernen dieser und anderer gesellschaftlicher Verhaltensmuster, auf die Verfeinerung

---

<sup>867</sup> Bruck-Auffenberg, Frau, S. 5-7.

der häuslichen Fähigkeiten und auf das Erlernen von Geduld und Zurückhaltung.<sup>868</sup> Man kann sich heute nur allzu gut vorstellen, dass die Beengtheit dieser Rolle bei vielen Frauen Unzufriedenheit und Verzweiflung auslöste und für diverse psychische Krankheiten mitverantwortlich war.<sup>869</sup> Wie bereits erwähnt, schrieb Mathildes Nichte Josefine Winter, deren Mutter Helene selbst an schweren Depressionen litt und aufgrund ihres psychischen Zustandes auf Dauer in ein Sanatorium eingewiesen wurde,<sup>870</sup> über die schwierige Rolle der Frauen des Großbürgertums: „[...] die ihnen versagte größere Vollkommenheit des männlichen Geschlechts war und blieb die unerreichte Sehnsucht ihres Lebens.“<sup>871</sup>

### 5.1.2 Erziehung durch Gouvernanten

Die Erziehung der Kinder und somit die Vermittlung von Werten und Tugenden wurde meist an eigens dafür aufgenommenes Personal delegiert.<sup>872</sup> Das Erziehungspersonal prägte vor allem bei Töchtern die Jugendjahre entscheidend mit; immerhin sollten die Gouvernanten aus den Mädchen wohlerzogene junge Damen machen.<sup>873</sup> Der tägliche und intensive Kontakt mit den Erzieherinnen führte oftmals zu tiefer emotionaler Verbundenheit, so auch bei Mathilde. Ihre erste Gouvernante hieß Jenny Swallow und kam aus England. Im Alter von elf Jahren stand für Mathilde jedoch ein Wechsel an und sie musste sich von Jenny, die sie sehr ins Herz geschlossen hatte, verabschieden. Im November 1872 schreibt sie an Marie: „Ich möchte wissen, wie eure neue englische Gouvernante sein wird, ich fürchte mich auf meine. Du bist das Wechseln gewöhnt, doch ich fürchte, ich werde mich gar nicht, außer an der lieben Jenny, an niemand gewöhnen können.“<sup>874</sup>

Im schlimmsten Falle konnte eine neue Gouvernante natürlich auch eine Person sein, mit der sich die Mädchen gar nicht verstanden und mit welcher der Alltag zur Qual werden konnte. Dies befürchtete Mathilde offenbar, als die Bestellung einer neuen Gouvernante im Jahr 1873 bevorstand: „Jetzt naht die Zeit, wo ich auch eine neue Gouvernante bekommen

---

<sup>868</sup> Marianne Breiter, Ausbruch ins Gefängnis? Zur Funktion weiblicher Krankheit im bürgerlichen Geschlechterarrangement. In: Heide Dienst/Edith Saurer, "Das Weib existiert nicht für sich". Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, 48), Wien 1990, S. 64-81, hier S. 73.

<sup>869</sup> Dazu ausführlich Breiter, Gefängnis.

<sup>870</sup> Vgl. Kohlbauer-Fritz, Stellung, S. 47.

<sup>871</sup> Winter, Jahre.

<sup>872</sup> Wolf, Kindheit, S. 99.

<sup>873</sup> Stekl, Töchter, S. 29.

<sup>874</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.11.1872, RAL.

soll, ich bin es noch weniger wie du gewöhnt und ich darf gar nicht darauf denken.“<sup>875</sup> Im Juni 1874 war es schließlich so weit und Mathilde berichtet ihrer Cousine kurz und knapp: „Miss Ellis ist vorgestern angekommen, sie ist ziemlich sympathisch.“<sup>876</sup> Nach den ersten drei Monaten mit ihrer neuen Gouvernante äußert sich die 13-jährige Mathilde sehr wohlwollend und bedauert zugleich, dass Marie mit ihrer Erzieherin offenbar nicht so zufrieden war:

„Ich lese jetzt mit Miss Ellis `House Influence´, kennst du es? Es ist sehr hübsch. Miss Ellis ist sehr gut und ich habe sie für die kurze Zeit, die ich sie kenne, sehr lieb. Wie schade, dass Miss Jane so zuwider ist, ich begreife sehr gut, dass es dir sehr unangenehm sein muss; bis wann bleibt sie?“<sup>877</sup>

Die Aufgaben und Zuständigkeiten von Mathildes Gouvernante Miss Ellis waren vielfältig: sie gab den Kindern im Hause Schey Englisch-Unterricht, erteilte den Mädchen Koch-Lektionen, fungierte aber auch als Unterhalterin sowie als Aufpasserin und Aufsichtsperson, als sogenannte „garde dame“. Vor allem war Miss Ellis in den Jahren zwischen 1874 und 1881 Mathildes stete Begleiterin, mit der sie beispielsweise Einkäufe erledigte, ins Theater ging oder den täglichen Ausgang absolvierte, der, wie Mathilde 1879 schreibt, „allein mit Miss Ellis nicht viel Unterhaltung verspricht.“<sup>878</sup>

Mathilde wurde im Alter von 20 Jahren nach dem Tod ihres Vaters für volljährig erklärt und der Bedarf nach einer Gouvernante im Hause Schey war nicht mehr gegeben. Miss Ellis musste sich eine neue Stelle suchen und im Oktober 1881 lässt Mathilde ihre Cousine wissen, dass „Miss Ellis [...] einen Platz in Paris gefunden [hat]. Ich bin sehr froh!“<sup>879</sup> Obwohl Miss Ellis nicht mehr für sie arbeitete, blieben der persönliche Kontakt und die Verbundenheit zwischen Mathilde bzw. ihrer Familie und der ehemaligen Gouvernante über Jahre hinweg bestehen. Mathildes Briefe machen deutlich, dass ein gewisses Verantwortungsgefühl für die ehemalige Angestellte trotz Beendigung des Arbeitsverhältnisses weiter vorhanden war und dass die Scheys für diese weiterhin eine Art soziales Auffangnetz darstellten. Als Miss Ellis 1884 offenbar in Geldnöten war, schreibt Mathilde an Marie: „Dein Antrag Miss Ellis betreffend ist sehr lieb, aber ich glaube, es ist besser, du wartest noch mit der Geldsendung, bis sie in Wien ist und ich dir sagen kann, ob

---

<sup>875</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.1.1873, RAL.

<sup>876</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 28.6.1874, RAL.

<sup>877</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 2.9.1874, RAL.

<sup>878</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.3.1879, RAL.

<sup>879</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 25.10.1881, RAL.

dieselbe Not tut oder nicht. Momentan habe ich ihr auch eine Kleinigkeit gegeben.“<sup>880</sup> Und im Jahr 1893, über zehn Jahre nach Beendigung ihrer Anstellung bei den Scheys, hatte sich Miss Ellis offenbar mit der Bitte um eine Stellenvermittlung in England an Marie gewandt, wie aus einem von Mathildes Briefen hervorgeht:

„Ich wusste nicht, dass Miss Ellis einen bestimmten Platz anstrebt. Wohin wollte sie denn? Ich kann mir sehr gut vorstellen, welche unverhältnismäßigen Ansprüche an dich gestellt werden, hab ich doch darin im Kleinen auch bei mir manche Erfahrung. Und je größer der Einfluss ist, den man in der Welt hat, desto schwerer wird es sein, den Leuten begreiflich zu machen, dass dieser Einfluss halt doch seine Grenzen hat!“<sup>881</sup>

Durch ihre tägliche Arbeit und oft jahrzehntelange Anwesenheit konnten Dienstboten und Angestellte in großbürgerlichen Haushalten in gewisser Weise den Platz eines Familienmitglieds einnehmen. Im Gegenzug für die soziale Absicherung, die dem Personal von seinen Herrschaften bestenfalls zuteil wurde, erwarteten sich diese absolut loyales und verlässliches Verhalten. Einer von Mathildes Briefen aus dem Jahr 1881 illustriert dies ganz eindrücklich:

„Miss Annie hat Julie [Julie Schey] auf eine ziemlich undankbare Weise geschrieben, dass sie nicht mehr zurückkommen wird. Ich hätte eigentlich nicht gedacht, dass sie sich so benehmen wird, denn sie stellte sich immer ganz zufrieden mit ihrem Platz und man muss auch zugeben, dass sich Julie sehr anständig gegen sie benahm. Wieder einmal jemand, in dem ich mich getäuscht habe! In diesem speziellen Fall ist die Kränkung freilich nicht groß, aber leid tut's mir doch. Du verstehst wohl, was ich meine, nicht?“<sup>882</sup>

Freilich hatte Mathilde in ihrem eigenen Haushalt später auch etliche Dienstboten, die über viele Jahre bei ihr arbeiteten und lebten und für die sie auch dementsprechend sorgte. In den wirtschaftlich schwierigen Jahren nach dem Ersten Weltkrieg unterstützte Marie ihre Cousine in Wien mit diversen Paketsendungen und Mathilde ihrerseits verteilte deren Inhalt unter anderem an zwei Hausangestellte, bei denen sie sich auch für ihre Treue erkenntlich zeigen wollte:

„Ich erhielt deren 3 [Pakete] innerhalb der letzten Wochen. Das erste enthielt diverse Konserven und 1 Stückl Seife. Das Zweite: Milch und 2 Kleider. Das Dritte: 1 schwarzes Tuchcostume – Rock und Jacke – sowie verschiedene Jerseys. Von obigen zwei Kleidern war

---

<sup>880</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 28.3.1884, RAL.

<sup>881</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 19.8.1893, RAL.

<sup>882</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 10.2.1881, RAL.

eines ein dunkelblaues Tricot mit gelber Schnur, welches ich, wie schon gemeldet, einer Schwiegertochter abgetreten habe. Das Zweite, ein schwarzes aus Wollstoff mit lila Garnierung, welches ich meiner Zofe gab, die bereits 20 Jahre bei mir ist. Das schwarze Costume verehrte ich hinwiederum einer anderen Person, die 30 Jahre im Hause ist und ich war besonders froh, diese beiden beschenken zu können, da sie sonst immer meine eigenen abgelegten Sachen bekamen, während ich jetzt alles selbst trage, bis es in Fetzen geht und da die modernen Dienstboten – besonders bei den „neuen Reichen“ – so rasend viel bekommen als Köder!“<sup>883</sup>

Richtiges Benehmen und der „gute Ton“ wurden großbürgerlichen Mädchen von ihren Erzieherinnen oder Gouvernanten beigebracht, und dies wird in den Briefen zwischen Mathilde und Marie auch immer wieder thematisiert. Vielleicht hatte es in der Familie einmal eine Erzieherin namens Miss Martin gegeben – zumindest wird dieser Name von Mathilde als Synonym für gutes Benehmen herangezogen. Mathilde als der Älteren der beiden Mädchen wurde offenbar aufgetragen, für Marie Stütze und Vorbild in puncto Sittsamkeit und gutes Benehmen – also Maries „Miss Martin“ – zu sein. So beschließt die 12-jährige Mathilde im Jahr 1874 einen Brief mit folgenden Worten: „Jedoch adieu, schreibe bald deiner gut wollenden Gouvernante Miss Martin.“<sup>884</sup> Zu gegenseitiger Ermahnung und Erziehung bemerkt das Anstandsbüchlein „Die Frau comme il faut“:

„Die tollen Dinger [die jungen Mädchen, Anm.] wissen selbst am besten, was zu arg ist und erziehen sich in der Regel gegenseitig, während die allzu scharf mahnende Mama oder Gouvernante zehn gegen eins wetten darf, dass sie schauerlich zum Besten gehalten wird.“<sup>885</sup>

Mathildes Zurechtweisungen und Ratschläge an ihre „Schülerin“<sup>886</sup> sind meist von einem ironisch-freundschaftlichen Unterton begleitet, wie etwa im Sommer 1878, als sie an Marie schreibt: „Mit Philipp habe ich noch wenig gesprochen, er erzählte mir nur, dass er sich ziemlich viel mit dir abgegeben hat und dass du von Onkel Schnapper verdorben wirst, in Folge dessen wieder meiner Erziehung bedarfst. Ist es wahr?“<sup>887</sup>

---

<sup>883</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.1.1922, RAL.

<sup>884</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.1.1874, RAL.

<sup>885</sup> Bruck-Auffenberg, Frau, S. 69.

<sup>886</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.7.1878, RAL.

<sup>887</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.7.1878, RAL.

Einen großen Teil der Erziehung junger Mädchen bildete die Verinnerlichung der Anforderungen, Regeln und Grenzen des guten Tons beispielsweise im Umgang mit jungen Männern. Diese waren Mathilde und Marie theoretisch durchaus bewusst:

„Was M. H. [Max Hornbostel] betrifft, brauchst du dir durchaus keine Sorgen zu machen, ich würde mich doch selbst blamieren, wenn ich meiner Schülerin nicht zutrauen würde, dass sie sich fern von hier Miss Martin gut benehmen könnte. Sei also ganz ruhig, ich bin überzeugt, dass du den goldenen Mittelweg in der Liebenswürdigkeit getroffen hast, etwas, was mir leider selten gelingt, nur, dass es bei mir dann in Steifheit ausartet.“<sup>888</sup>

Das Zitat offenbart Mathildes und Maries Unsicherheit hinsichtlich der Art und Weise, wie das Ideal vom liebenswürdigen Mädchen im Umgang mit dem anderen Geschlecht praktisch geübt werden sollte, ohne die Grenzen der Sitte und des Anstands zu über- bzw. zu unterschreiten. Marie ist besorgt, liebenswürdiger gewesen zu sein, als es schicklich wäre und Mathilde beklagt, in solchen Situationen aus Unsicherheit zu wenig liebenswürdig – steif – zu sein. Eine ähnliche Situation löste der Besuch eines Freundes von Mathildes Brüdern im Dezember 1879 aus:

„Gestern Abend waren die Buben (momentan aus Josef, Zenzi und Fritz bestehend) mit Koritowsky im Burgtheater und brachten letzteren zum Thee. Wir Mädeln haben uns zur Abwechslung wieder dadurch ausgezeichnet, dass wir kein Wort sprachen. Übrigens war es zu entschuldigen, da er sich gleich zu „den Alten“ setzte und sich von Josef den Hof machen ließ. Hoffentlich war er über die Aufnahme nicht entsetzt. Du darfst nicht glauben, dass wir besonders grob mit ihm waren, aber ich bedaure jeden Fremden, der sein erstes Debut bei uns macht.“<sup>889</sup>

Es gab auch eigene Verhaltensregeln und Muster, mit denen ein junges Mädchen ihr Interesse und ihre Zu- bzw. Abneigung gegenüber einem Mann ausdrücken konnte. Diese waren subtiler Natur und mussten offenbar richtig eingeübt werden. War dies nicht der Fall, kam es häufig zu missverständlichen Botschaften, wie Mathilde in einem Brief vom September 1879 anklingen lässt: „Gar so ernst ist, glaube ich, Ninnys Liebe zu Cost. [Costaki Dumba] nicht, ihr Ausweichen ist höchstens Zerstreutheit.“<sup>890</sup>

Den jungen Männern oblag im Umgang mit dem anderen Geschlecht wiederum eine aktive und eindeutige Herangehensweise: sie machten dem Mädchen oder der Frau ihres

---

<sup>888</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.6.1878, RAL.

<sup>889</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.12.1879, RAL.

<sup>890</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.9.1878, RAL.

Interesses „die Kur“. Im August 1879 berichtet Mathilde von den Ereignissen auf einem Feuerwehrball in Lainz: „Josef sagt, er hat dem Frl. Trittenwein den ganzen Abend die Kur gemacht. Sie ist dieses hübsche rothaarige Mädchel, welches bei der Spitzer ist und die Tochter von Evelinas Kindsfrau. Fritz scheint Josef dabei geholfen zu haben.“<sup>891</sup> Und ein anderes Mal schreibt sie: „Max [Max Hornbostel] hat heuer wohl keine Gelegenheit, Rosa G. [Rosa Gomperz] die Kur zu machen, ob er es täte, wenn er hier wäre, weiß ich nicht. Ich glaube nicht.“<sup>892</sup> Als Frau von einem Mann die Kur gemacht zu bekommen, war natürlich nicht nur im Mädchenalter etwas Schmeichelhaftes. Auch mit über 70 Jahren und als Witwe kam Mathildes Cousine Marie noch in den Genuss der männlichen Umwerbung, wie aus einem Brief aus dem Jahr 1934 hervorgeht: „[...] ich freu mich trotzdem, dass ich dir wieder nach Aix schreiben kann, denn es ist, scheint mir, der einzige Ort, in dem du dir etwas Ruhe gönnst. Möge dir die Kur bestens anschlagen – auch die Kur, die dir dein dortiger Arzt macht!“<sup>893</sup>

Den Geboten der Sittsamkeit und einer daran ausgerichteten Lebensführung entsprach es auch, „unschickliche“ Dinge nicht beim Namen zu nennen. So wurde beispielsweise alles, was mit intimen Körperregionen zu tun hatte, umschrieben oder mit ausweichenden Begriffen bezeichnet. Im September 1878 schreibt Mathilde an Marie, dass sie „neue Inespressibles“ probieren musste, womit Unterhosen gemeint waren.<sup>894</sup> Überhaupt waren körperliche Phänomene, die direkt oder indirekt mit Sexualität zu tun hatten, Tabuthemen und wurden als solche nicht offen besprochen. Aus Mathildes Briefen geht deutlich hervor, dass gewisse Themen dementsprechend mit Scham und teilweise sogar Angst behaftet waren und dass sexuelle Aufklärung im heutigen Sinne in der Erziehung junger Mädchen nicht vorgesehen war. Umso bemerkenswerter ist es daher, dass Mathilde in den Briefen an Marie über Intimitäten wie beispielsweise ihre Menstruation, über Schwangerschaften und Geburtsvorgänge überhaupt schreibt. Insofern können die Schriftstücke als Beleg für die enge und vertraute Beziehung der beiden Mädchen gelesen werden. Die Korrespondenz bot quasi einen geschützten „Raum“, in dem sonst unschickliche Unaussprechlichkeiten thematisiert werden durften. Freilich drückt sich Mathilde oftmals verschlüsselt aus, aber sie konnte sich wohl sicher sein, dass ihre Cousine ihre Andeutungen und Umschreibungen

---

<sup>891</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.8.1879, RAL.

<sup>892</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 1.1.1880, RAL.

<sup>893</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 18.7.1934, RAL.

<sup>894</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 30.9.1878, RAL.

verstehen würde. So beispielsweise im Jahr 1879, als sie ihre Menstruationsbeschwerden erwähnt: „Ich lag den halben Tag auf dem Sopha mit abscheulichen Schmerzen, deren Ursache du erraten wirst. Heute geht’s mir schon besser.“<sup>895</sup> Ein anderes Mal betont Mathilde, dass ihr „aus gewissen Gründen“ nicht gut bzw. „aus gewissen Ursachen“ miserabel sei,<sup>896</sup> und im August 1880 schreibt sie über eine zu früh einsetzende Monatsblutung: „Meine diesmalige Reise war ziemlich arg, nicht, dass mir speiberisch wurde, aber ich konnte nicht eine Sekunde schlafen und wurde mit einer anderen Annehmlichkeit überrascht (wahrscheinlich eben durch die Reise verfrüht).“<sup>897</sup>

Dass junge Frauen spätestens im Zuge ihrer Heirat über den Zusammenhang zwischen Menstruation, Geschlechtsverkehr und Schwangerschaft aufgeklärt wurden, klingt in einem Brief an, den Mathilde an ihre Cousine kurz nach deren Hochzeit schreibt:

„Gerty weiß natürlich aus gut unterrichteter Quelle, weshalb die Vermählung des Kronprinzen verschoben wurde. Es scheint, dass Stephanie zwar schon ihre ... [Menstruation] gehabt hat, diese aber seit einigen Monaten wieder ausgeblieben ist, man will also ihre vollkommene Herstellung abwarten; weshalb wirst du jedenfalls besser verstehen als ich. Gestern besuchte uns Moni und erzählte, dass Julie Goldschmidt endlich eine Tochter hat. Es war wirklich schon höchste Zeit.“<sup>898</sup>

Dieselbe Thematik wird von Mathilde auch im Juli 1879 aufgegriffen, als sie Marie von der Geburt ihrer Nichte Emmy berichtet. Die schwere Entbindung hatte die Kindsmutter, Evelina Schey, sehr mitgenommen und auch der Kindsvater, Mathildes Bruder Paul, war von dem Ereignis offenbar emotional überwältigt. Für Mathilde wurde der Gedanke an eine Hochzeit durch die Schilderung dieser Geburt jedenfalls Angst einflößend. Erstaunlich offen – ohne sich zu genieren und auf die Regeln der Schicklichkeit zu achten – schreibt sie ihrer Cousine, wobei sie am Schluss ihrer Erzählung darauf besteht, dass Marie diesen Brief vernichten oder zumindest keinesfalls herzeigen solle:

„Und nun, da du es verlangst, will ich dir über Evelina ausführlicher erzählen. Die Geschichte kann kein Spaß sein, denn wenn auch Evelina ein bisschen wehleidig ist, so hätte sie’s doch ohne Grund nicht so getrieben. Ich höre jetzt so viel davon, dass mir ordentlich gruselt und mir, wie Paul ganz richtig bemerkte, jede Lust zum Heiraten vergehen muss.

---

<sup>895</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 6.6.1879, RAL.

<sup>896</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 6.9.1879, 9.7.1881, RAL.

<sup>897</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 12.8.1889, RAL.

<sup>898</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 17.1.1881, RAL.

Denk dir nur, es hat volle zwölf Stunden mit sehr geringen Pausen gedauert, von ½ 12 Uhr nachts bis am nächsten Mittag und sie soll zum Schluss so geschrien haben, dass man sie im halben Dorf hörte. Sie behauptet, der Hals tut ihr davon noch weh. Nachher dauerte mich übrigens Paul am meisten, er war totenblass und seine Augen trünten in einem fort. Der arme Kerl, es ist für ihn auch keine Kleinigkeit, das alles mit ansehen zu müssen, woran er eigentlich selbst Schuld ist. Jetzt haben sie's beide überstanden und Evelina ist schon entzückt von ihrer Tochter, dass sie sagte, es lohnt sich. Die einzige Schwierigkeit ist noch die Amme, man hat nämlich bis heute noch keine ordentliche gefunden, das kleine Fratzl nährt sich einstweilen von condensierter Milch. Ich schreibe, wie du bemerken wirst, sehr sans gêne, darauf rechnend, dass du meine Briefe entweder zerreißt oder wenigstens gut aufhebst ohne sie zu zeigen.“<sup>899</sup>

### **5.1.3 „Sich nicht alles nachgeben“ und „sich unterhalten“**

Im Dezember 1878 schreibt Mathilde: „Was deine (hoffentlich schon ganz verschwundene) schlechte Laune betrifft, habe ich eigentlich kein Recht, dich auszanken, da ich selbst sehr oft eine strenge Miss Martin brauchen könnte.“<sup>900</sup> Und ein anderes Mal heißt es: „Wenn du wüsstest, wie ich mich ärgere, dich nicht hier zu haben, könntest du dir was einbilden drauf. Ich fürchte, die Miss Martin lässt nach und ich werde dich noch im Alter verderben.“<sup>901</sup>

Dass die Selbstbeherrschung im Ausdruck von Launen und positiven wie negativen Gefühlen ein Kernelement schicklichen Verhaltens junger Mädchen und Frauen darstellte, ist bei der Lektüre von Mathildes Briefen besonders auffallend. Der Zwang zu ständiger Selbstkontrolle ist im Speziellen für die Lebenssicht der weiblichen Angehörigen des Bürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts charakteristisch.<sup>902</sup> Die Tendenz zur Selbstdisziplinierung, wenn es um negative Gefühle und Launen geht, tritt aus Mathildes Briefen deutlich hervor. Nachdem sie kurz über die Traurigkeit und Melancholie schreibt, die sie im Herbst überfallen, bemerkt sie: „Übrigens darf man sich nicht alles nachgeben und werde ich dir nicht weiter vorklagen.“<sup>903</sup> Mathilde war sich dessen bewusst, dass es die Erwartungshaltung an ein junges Mädchen gab, sich „gut zu unterhalten“ und guter Laune zu sein und dass sie diese Erwartung oftmals nicht erfüllte:

---

<sup>899</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.7.1879, RAL.

<sup>900</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 4.12.1878, RAL.

<sup>901</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.6.1879, RAL.

<sup>902</sup> Stekl, Töchter, S. 20.

<sup>903</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.9.1878, RAL.

„[...] dass du dich ziemlich gut unterhältst und guter Laune bist, zu letzterem gratuliere ich dir besonders, denn es ist dies etwas, was ich leider nicht immer von mir sagen könnte, doch darfst du nicht glauben, dass ich mir alle meine Launen nachgebe, im Gegentheil, ich gebe mir alle Mühe, sie zu unterdrücken, nur gelingt's nicht immer.“<sup>904</sup>

Die eiserne Selbstdisziplin, zu der Mathilde und Marie in ihrer Jugend erzogen worden waren, blieb lebenslang Teil ihres Tuns und Seins. Den Schein und das Bild nach außen hin zu wahren, blieb eine der Hauptmotivationen für die Unterdrückung bzw. das Nicht-Zur-Schau-Stellen von negativen Gefühlen. Nach der Hochzeitsfeier ihres Sohnes Fritz schreibt Mathilde im September 1921:

„Gottlob ist die Feier recht stimmungsvoll verlaufen und das junge Paar schien glücklich ungerufen! Da muss dann alle Wehmut unterdrückt werden, wenn sie sich auch zuweilen vordrängen will. Beinahe war ich – sehr ausnahmsweise – über meine Taubheit froh. Wenn ich den Gesang und die Reden in der Kirche und beim déjeuner gehört hätte, wär's mir gewiss viel schwerer geworden, to keep up appearances.“<sup>905</sup>

Ob Mathilde von der Eheschließung ihres Sohnes allgemein gerührt war oder ob sie traurig war, weil er nicht jüdisch geheiratet hatte, bleibt offen. Jedenfalls hatte sie den Schein gewahrt und keine negativen Gefühle zur Schau gestellt. Im September 1932, mit über 70 Jahren, schreibt Mathilde an Marie:

„Liebste Alte! Abermals muss ich über dich lächeln! Wer sagt dir denn, dass ich auf eine „nettere Art“ nervös bin und immer sanft bleibe?! Mühe gebe ich mir freilich, meine Mitmenschen nichts merken zu lassen; dass es mir aber durchwegs gelingt, glaub ich kaum, und umgekehrt: wenn du dir's selbst so bewusst bist, oft gereizt und ungeduldig zu sein, dann ist dies der beste Beweis, dass auch du dich fester in der Hand hast, als du zugeben willst.“<sup>906</sup>

Neben dem Bemühen, sich negative Gefühle „nicht nachzugeben“ kommt in Mathildes Briefen oft die Redewendung „sich unterhalten“ vor. Bei näherer Betrachtung fällt auf, dass der Begriff der „Unterhaltung“ für die Mädchen eine bestimmte Bedeutung und für sie sowie für jeden anderen Zeitgenossen ihrer Gesellschaftsschicht einen gewissen Signalwert hatte. In Anlehnung an die Untersuchung von Angelika Linke über die Verwendung der Redeweise vom „Sich-Amüsiert-Haben“ ist festzustellen, dass das „Sich-

---

<sup>904</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.6.1878, RAL.

<sup>905</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.9.1921, RAL.

<sup>906</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.9.1932, RAL.

Unterhalten“ in ähnlicher Weise zum Ausdruck eines spezifisch bürgerlichen Lebensgefühls und zur Beschreibung bestimmter Situationen eingesetzt wurde.<sup>907</sup> Das Gefühl des Sich-Amüsiert-Habens bzw. des Sich-Unterhaltens bei bestimmten Anlässen oder in gewissen Situationen wurde zum emotionalen Standard bürgerlichen Sozialmilieus deklariert.<sup>908</sup> Es erscheint als eine Art Basis-Befindlichkeit, deren unterschiedliche Qualität sich sprachlich durch den Zusatz entsprechender Adjektive differenziert erfassen lässt.<sup>909</sup> So berichtet Mathilde etwa über den ersten Ball des Jahres 1879 im Hause Gomperz:

„Die Unterhaltung war lau, es wurde ein wenig gesprochen, aber mindestens ebenso viel geschwiegen. Nachher schlug Fekete geistreiche Spiele vor, ich weigerte mich anfangs, sah aber bald, dass nichts Besseres zu tun war. Es wurde auch wirklich recht unterhaltend, wenn auch nicht sehr. Um 12 wurde aufgebrochen.“<sup>910</sup>

Und über einen Theaterbesuch schreibt sie: „Abends waren wir Mädeln mit Zenzi [...] und Miss Ellis im Burgtheater. Man gab „Wildfeuer“, was ziemlich unterhaltend ist. Jedenfalls spielte er oder sie sehr gut.“<sup>911</sup> Einen Ausflug auf den Kahlenberg im nördlichen Wienerwald kommentiert Mathilde folgendermaßen:

„Die Kahlenberger Partie ist in der Tat zu Stande gekommen, doch nicht besonders gelungen. Wir waren 10 Personen, Weisweillers, Onkel Gustav, Herr Wollheim, 4 Buben, Max Hornbostel und ich, aber keiner besonders animiert, denn die Hitze war zu groß. Es ist eigentlich undankbar von mir, zu sagen, dass ich mich nicht gut unterhielt, aber ich vertraue darauf, dass du auf diese Geschmiere gut acht gibst d.h. sie gut versteckst.“<sup>912</sup>

„Unterhaltung“ boten also zumeist Situationen, die außerhalb von Arbeitszusammenhängen standen, relativ hohen sozialen Integrationswert hatten und sich durch Öffentlichkeitscharakter bzw. durch eine spezifische Form der Halböffentlichkeit auszeichneten.<sup>913</sup> Dass diese „Unterhaltung“ beispielsweise in Form von den oben erwähnten Visiten, Einladungen, Festen oder Bällen oftmals von einer gewissen

---

<sup>907</sup> Angelika Linke, "... und haben uns köstlich amüsirt." Eine historisch-pragmatische Miniatur zur sprachlichen Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls. In: Dieter Cherubim/Siegfried Grosse/Klaus J. Mattheier (Hg.), Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts, Berlin/New York 1998, S. 234-258.

<sup>908</sup> Ebd., S. 255.

<sup>909</sup> Ebd., S. 243.

<sup>910</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.1.1879, RAL.

<sup>911</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.4.1879, RAL.

<sup>912</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.7.1878, RAL.

<sup>913</sup> Linke, Miniatur, S. 250.

Oberflächlichkeit geprägt war und Mathildes Bedürfnis nach Gesellschaft im Sinne von tiefer gehenden persönlichen Kontakten nicht erfüllte, legen ihre Äußerungen dazu nahe:

„Man kann sich auch keine Illusionen machen, ich bin sehr allein und was noch viel ärger ist, habe Niemanden, mit dem ich ordentlich nach Lust plauschen kann, eine große Gesellschaft und was andere Leute Unterhaltung nennen, verlange ich mir ja gar nicht. Auf die Quantität kommt [es] eben nicht an!“<sup>914</sup>

Und auch ein anderes Mal macht Mathilde unmissverständlich klar, dass die gesellschaftlichen Anlässe, welche gemeinhin als „Unterhaltung“ bezeichnet und verstanden wurden, ihr persönlich absolut keine Freude bereiteten:

„Sei froh, dass du noch nicht hier bist, es stünden dir grässliche Sachen bevor, so wie sie mir bevorstehen. Denk dir nur, nächsten Samstag soll ich bei Goldschmidt (Julies Cousine) tanzen und die nächste Woche bei Brandeis. Ein Ball bei Michel Grünebaum schwebt auch in der Luft. Schöne Aussichten. Unter diesen drei sogenannten Unterhaltungen tut einem wahrhaftig die Wahl weh.“<sup>915</sup>

#### **5.1.4 Die tägliche Toilette und das weibliche Schönheitsideal**

Folgendermaßen betont das Anstandsbüchlein „Die Frau comme il faut“ in dem Kapitel „Das junge Mädchen“ die Instandhaltung der Toilette als eine elementare Pflicht, die „der Backfisch“ zu erfüllen hat: „Besondere Schwäche in dieser letzteren Hinsicht [Reinlichkeit und Hausmütterlichkeit], welche das vielleicht durch Studien in Anspruch genommene Mädchen jeder Sorge um Häusliches und um Instandhaltung ihrer Toilette überhebt, macht das junge Geschöpf oft dauernd unglücklich.“<sup>916</sup> Unmissverständlich wird hier die Befürchtung ausgedrückt, dass ein durch Studien in Anspruch genommenes Mädchen Gefahr läuft, ihre Pflicht zur Schönheit und Reinlichkeit zu vernachlässigen und so auf Dauer unglücklich zu werden. Sich mit der Pflege seines Äußeren zu beschäftigen wurde für ein Mädchen also weit mehr als „Schlüssel zum Glück“ erachtet, als die geistige Beschäftigung durch Studien.

Der Begriff der „Toilette“ bzw. die Redewendung „Toilette machen“ stand in Zusammenhang mit der Körperpflege für das „Sich-Zurecht-Machen“ der Frau, also sich waschen, putzen, pflegen, frisieren, eventuell schminken und ankleiden. Außerdem

---

<sup>914</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.6.1879, RAL.

<sup>915</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.1.1880, RAL.

<sup>916</sup> Bruck-Auffenberg, Frau, S. 69.

bezeichnet die „Toilette“ auch ein Kleid oder die Zurechtmachung – und für jede Tageszeit sowie für unterschiedliche Anlässe gab es freilich unterschiedliche Toiletten, die gegebenenfalls mehrmals täglich gewechselt wurden. Dass die Toilette bei dem hohen Anspruch, der erfüllt werden musste, täglich eine zeitaufwendige Angelegenheit war, ist leicht vorstellbar. Dies war natürlich auch bei Mathilde der Fall und über ihre Tageseinteilung schreibt sie beispielsweise im Juni 1879: „Vormittag vergeht mindestens eine Stunde (meistens mehr) mit meiner Toilette.“<sup>917</sup> Nähere Ausführungen zu Mathildes persönlicher Körperpflege fehlen, jedoch gibt ein zeitgenössisches „Moden- und Toiletten-Brevier“, das vor dem Jahr 1884 publiziert wurde, über die Vorgänge im Toilettenzimmer und über die „Beding[en] tadelloser Schönheit der äußeren Erscheinung“ Auskunft:<sup>918</sup>

Die Hautpflege bzw. die Pflege eines klaren und harmonischen Teints – durch „die Vermeidung aller schädlichen Einflüsse“ und durch „die Anwendung aller solcher Mittel, welche zur Verbesserung und Verschönerung der Hautbeschaffenheit dienen können“<sup>919</sup> – standen bei der Körperpflege an erster Stelle. Eingehend sollten sich Frauen nach der Gesichtspflege auch mit ihren Händen und Nägeln beschäftigen, denn: „Kann wohl nicht jede Hand künstlerischen Formbedingungen entsprechen, so kann doch jede durch sorgfältige und achtsame Behandlung das Auge angenehm berühren.“<sup>920</sup> Eine schmale, spitze Form der Finger erachtete man in Wien um 1900 als besonders „angenehm für das Auge“ und so findet sich im Inventar der Modesammlung des Wien-Museums ein heute merkwürdig anmutendes Etui mit Fingerspitzenformern. Die Anwendung der Former versprach nach etwa 20 Minuten wohlgeformte Fingerspitzen – eine gehemmte Durchblutung und kalte Finger waren jedoch der Preis, den die Anwenderinnen dieser Methode in Kauf nehmen mussten.<sup>921</sup>

Die sorgfältige Pflege des Mundes und der Zähne standen an dritter Stelle. Die Vernachlässigung der Zahnpflege und die Konsequenzen in Form von Karies oder faulen Zähnen wogen in Zeiten des betäubungslosen Zahn-Ziehens noch schlimmer als heute. Dementsprechend plagte die Angst vorm Zahnarzt auch Mathilde: „Nächste Woche muss ich

---

<sup>917</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 23.6.1879, RAL.

<sup>918</sup> Johanna von Sydow, Moden- und Toiletten-Brevier. Unentbehrliches und Entbehrliches aus dem Gebiete von Tracht und Mode, Toilette und Putz, Zierrath und Schmuck, Leipzig o. J., S. 274.

<sup>919</sup> Ebd., S. 275.

<sup>920</sup> Sydow, Moden- und Toiletten-Brevier, S. 279.

<sup>921</sup> Regina Karner/Michael Lindinger (Hg.), Grosser Auftritt. Mode der Ringstrassenzeit (= Ausstellungskatalog der 359. Sonderausstellung des Wien Museums Karlsplatz, 10. Juni bis 1. November 2009), Wien 2009, S. 93.

zu Alexovits, was mir heuer ärger wie je fällt, hoffentlich findet er nicht gar zu viel Löcher u. um Gottes Willen keinen ganz verdorbenen Zahn.“<sup>922</sup> Eine Woche später schreibt sie über den „erfolgreichen“ Zahnarzt-Besuch: „[...] stell dir mein Glück vor, er hat kein Loch gefunden, worauf ich ihn beinah umarmt hätte.“<sup>923</sup>

Als letzte „Bedingung der Toilette“ nennt das „Moden- und Toiletten-Brevier“ das den Körper formende und mitunter sogar gesundheitsschädliche Korsett als „eine der wirksamsten und glücklichsten Nachhilfen der Frau“: „Sein Anlegen zu vergessen, möchte mancher Frau in gleicher Weise unmöglich erscheinen, wie etwa zu vergessen, sich zu waschen. Man hat sich gewöhnt, eine Frau ohne Korsett als nachlässig angezogen zu betrachten, [...] der Halt, den dieser Toilettenzustand dem Körper, die feste Richtung, die er dem weichen Gewandstoffe gibt, [sind] von entschieden günstiger Bedeutung.“<sup>924</sup> Die Autorin des Moden- und Toiletten-Breviers begrüßt das Korsett als halt- und formgebendes Element der weiblichen Toilette, warnt aber auch vor dem unvernünftigen und unvorsichtigen Gebrauch desselben, nämlich „in sinnloser Übertreibung [die] Taille zu unnatürlichem Wespenumfange einzuschnüren.“<sup>925</sup> Das Korsett sollte den Frauen eine gewisse Körperform geben, allerdings wurde es teilweise so eng geschnürt, dass im Extremfall weder das Hinsetzen noch das Bücken möglich waren.<sup>926</sup> Ohnmachtsanfälle von Frauen standen an der Tagesordnung und die gesundheitsschädigenden Auswirkungen reichten von der Verlagerung der Unterleibsorgane über die Verformung des Rückens und der Oberschenkel bis hin zu Veränderungen des Knochengerüsts. Unter dem Diktum des damaligen Schönheitsideals begannen Frauen teilweise schon am Morgen mit dem Schnüren des Korsetts und wiederholten den Vorgang, bis am Abend die modische Idealform errichtet war.

Über Mathildes Schnürpraxis geben die Briefe leider keine Auskunft, aber im Alter von 60 Jahren äußert sie sich durchaus skeptisch über Frauen, die das Korsett-Schnüren praktizierten: „Emmy D. hat von jeher die Manier gehabt, sich verrückt zu schnüren, ebenso wie ihre Namensschwester Emmy Ephrussi. Und heutzutage sieht man dadurch doppelt

---

<sup>922</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.12.1878, RAL.

<sup>923</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.12.1878, RAL.

<sup>924</sup> Sydow, Moden- und Toiletten-Brevier, S. 286.

<sup>925</sup> Ebd., S. 286.

<sup>926</sup> Andrea Wolf, Zur weiblichen Mode. In: Wandel & Beharrung. Aspekte zum Leben im Zeitalter des Historismus in Österreich, hg. von Österreichische Kulturdokumentation. Internationales Archiv für Kulturanalysen, Wien 1996, S. 125-138, hier S. 129.

unfein aus. Ich staune, dass eine Pariserin kein way out findet, ihre Korpulenz besser zu verschleiern.“<sup>927</sup>

Nachdem die Körperpflege und das äußere Erscheinungsbild eine große Rolle spielten, verwundert es nicht, dass diese Themen in Mathildes Briefen immer wieder Eingang finden, so beispielsweise im Juni 1879:

„Dass ich mager bin, ist wohl wahr und ich bilde mir auch durchaus nicht ein, dass dies schön ist, aber ich wiederhole es, ich werde nichts dazu tun, um dick zu werden, da ich es gewiss mit der Zeit von selbst werde; vielleicht mehr, als ich´s mir verlange. Einstweilen habe ich zu 70 Kilo keine Lust. 64 sind genug. Mein Grün-Sein darfst du nicht nach jenem Mittwoch Abend beurteilen, so arg bin ich´s gewöhnlich nicht und was die Hauptsache ist, krank bin ich ja gottlob nicht, also wozu eine langweilige Kur gebrauchen bevor es nötig ist.“<sup>928</sup>

Dieses Zitat erlaubt einen Blick auf Selbstbild und Selbstwahrnehmung der 18-jährigen Mathilde in Bezug auf das gängige Schönheitsideal der Zeit, und dieses war ein anderes als heute: Im 19. Jahrhundert setzte man voluminöse Körperformen nicht wie heutzutage mit Faul- und Trägheit gleich, sondern assoziierte eine gewisse Rundlichkeit mit Elan und Gesundheit.<sup>929</sup> In bürgerlichen Kreisen trug die ideal gebaute Frau nach heutigen Maßstäben Kleidergröße 44, hatte ein breites Becken und volle Brüste – eine voluminöse Figur galt als schön und begehrenswert.<sup>930</sup> Die üppigen weiblichen Formen waren nicht zuletzt ein äußerst augenscheinliches Symbol für den Wohlstand des wohlhabenden Bürgertums und galten vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als besonders attraktiv.<sup>931</sup> Das bürgerliche Schönheitsideal war somit auch eine sichtbare soziale und kulturelle Abgrenzung gegenüber der unteren Gesellschaftsschicht: Frauen der Arbeiterklasse waren meist unterernährt und hatten keine Chance, an das üppige bürgerliche Schönheitsideal heranzukommen. Interessant ist, dass vor allem unter Arbeiterfrauen daher schon relativ früh die überschlanke Kaiserin Elisabeth zum Vorbild wurde.<sup>932</sup> Doch auch Mathilde fand Gefallen am Aussehen der Kaiserin und schreibt im Juli

---

<sup>927</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.8.1921, RAL.

<sup>928</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 13.6.1879, RAL.

<sup>929</sup> Karner/Lindinger, Auftritt. Mode, S. 46.

<sup>930</sup> Ebd., S. 44.

<sup>931</sup> Vgl. Sabine Fellner/Katrin Unterreiner, Rosenblüte und Schneckenfleisch. Schönheitspflege zur Zeit Kaiserin Elisabeth (= Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, 25), Wien 2006, S. 11.

<sup>932</sup> Karner/Lindinger, Auftritt, S. 43.

1875 an Marie: „Dass Stefan der Julie diesen Farbdruck des Bilds von der Kaiserin, das der Vater besitzt, gekauft hat, weißt du. Heute ist es herausgekommen, sie ist doch wunderschön!“<sup>933</sup>

Vielleicht weniger aufgrund ihrer Körpermaße, aber jedenfalls in puncto Mode und Aufmachung wurde Kaiserin Elisabeth auch für großbürgerliche Frauen zum Vor- und Leitbild. Das „Styling“ der Habsburgerin erweckte auch bei Mathilde immer wieder große Aufmerksamkeit, wie beispielsweise im April 1879 anlässlich der Einweihung der Wiener Votivkirche: „Das Kaiserpaar fuhr in dem berühmten Glaswagen, so dass man es recht gut sehen konnte. Die Kaiserin sah reizend aus in einer weißen Mantille und gleichem Hut.“<sup>934</sup> Ein halbes Jahr später schreibt Mathilde über die Aufmachung der Kaiserin bei einem Opernbesuch: „Vorgestern nahm Emmi mit Julie zusammen eine Opernloge, um den Hof daselbst zu sehen. Die Kaiserin sah sehr schön aus, mit hängendem Haar und großartigem Schmuck, aber sie machte ein ziemlich unfreundliches Gesicht [...]“<sup>935</sup>

Mathilde war vom Aussehen der überschulenkten Elisabeth nicht nur angetan, sondern scheint auch selbst zumindest Ende der 1870-er Jahre sehr schlank gewesen zu sein und somit dem Schönheitsideal der stärker gebauten Frau nicht entsprochen zu haben. So wurde sie im Juni 1879 beispielsweise von ihrer Cousine Lotti Grünebaum zu einer Kurreise eingeladen, „weil ich „so mager und grün bin“.“<sup>936</sup> „Mager“ und „grün“ waren also Bezeichnungen für das Gegenteil von „gesund“.<sup>937</sup> Texte aus zeitgenössischen Werbeinseraten lauteten dementsprechend etwa: „Magerkeit ist das größte Hindernis der Schönheit“<sup>938</sup> oder „Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht zu schlank sein“.<sup>939</sup> Um einen zu schlanken Körper voluminöser zu machen, konnte man beispielsweise auf sogenannte „Orientalische Pillen“ zurückgreifen, die „eine schöne Körperfülle und volle Form und Schönheit der Büste“ versprachen.<sup>940</sup> Neben einer vollen Büste forderte das

---

<sup>933</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 26.7.1875, RAL.

<sup>934</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.4.1879, RAL.

<sup>935</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.11.1879, RAL.

<sup>936</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.6.1879, RAL.

<sup>937</sup> Vgl. Karner/Lindinger, Auftritt, S. 46.

<sup>938</sup> Inserat für briefliche Ratschläge zur Erlangung harmonischer Körperfülle. In: Wiener Mode, Heft 10, XI. Jg., 15.2.1898, S. 423.

<sup>939</sup> Inserat für Prospekt zur Behandlung von Damen. In: Wiener Mode, Heft 15, XI Jg., 1.5.1898, S. 634.

<sup>940</sup> Inserat für Orientalische Pillen. In: Wiener Mode, Heft 3, XI. Jg., 3.11.1897, S. 127.

Schönheitsideal gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch füllige und weiche Oberarme, die als besonders reizend galten, wenn sich darin Grübchen bildeten.<sup>941</sup>

Wie obiges Zitat verdeutlicht, konnte Mathilde als junge Frau dem weiblichen Schönheitsideal mit einer voluminöseren Figur für sich persönlich nichts abgewinnen, obwohl sie gleichzeitig versichert, dass ihr „mager“ nicht gefällt. Vielleicht übte sie auf diese Weise stillen Widerstand gegen gewisse kulturelle Codes ihrer Gesellschaftsschicht und gegen die von außen an sie herangetragenen Erwartungen. Marie machte sich ob Mathildes geringer Körperfülle scheinbar Sorgen um ihre Cousine. In den Jahren 1879/1880 beschließt Mathilde nämlich einige Briefe mit einer kurzen diesbezüglichen Nachricht, die sich wie eine Antwort auf eine Nachfrage ihrer Cousine liest. Einmal schreibt sie: „ich [bin] keinesfalls noch magerer geworden, wenn auch nicht dicker“<sup>942</sup> und ein anderes Mal beschließt sie ihren Brief mit dem Satz: „Ich glaub nicht, dass ich dicker bin.“<sup>943</sup>

Mit den Jahren hatte sich Mathildes Körpergestalt offenbar stark verändert und einmal beschreibt sie diese als „meine unpraktische Hünengestalt“.<sup>944</sup> In den 1920-er Jahren nimmt sie in Zusammenhang mit Kleidersendungen von Marie einige Male auf ihre Körperfülle Bezug und schreibt etwa: „Dass die Wäsche gut genug für mich sein wird, kannst du beruhigt sein. Eher besorge ich, ob sie groß genug sein wird, obzwar du bei der Wahl gewiss nicht vergessen haben wirst, dass ich ein etwas ausgiebiges Kaliber aufweise.“<sup>945</sup> Ein anderes Mal bedankt sie sich für Kleidungsstücke und fügt hinzu: „Und nun abermals zu den 3 Paketen und abermals tausendfachen Dank! Du scheinst mich seit der letzten Begegnung als eine Art „Bavaria“ in Erinnerung zu haben, denn diesmal sind die Sachen beinahe zu groß – nicht just für mich, jedoch für andere Menschenkinder.“<sup>946</sup>

## 5.2 Bildung und Unterricht

In seinen Lebenserinnerungen aus dem Jahr 1960 schreibt Mathildes Sohn Fritz Lieben über seine Mutter, sie hätte „[...] in ihrem Elternhaus eine ausgezeichnete Erziehung [genossen] und konnte sich in einer Zeit, da das Frauenstudium noch nicht eingeführt war, eine

---

<sup>941</sup> Fellner/Unterreiner, Rosenblüten, S. 11f.

<sup>942</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.11.1879, RAL.

<sup>943</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 1.7.1880, RAL.

<sup>944</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 3.3.1924, RAL.

<sup>945</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 4.3.1920, RAL.

<sup>946</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 5.2.1923, RAL.

wohlausgeglichene Bildung erwerben [...]“.<sup>947</sup> Und tatsächlich ergibt sich aus der Lektüre von Mathildes Briefen das Bild eines, zwar nicht institutionalisierten, aber äußerst umfangreichen Bildungs- und Unterrichtskonzeptes für Mädchen, das wohl als typisch für das (jüdische) Großbürgertum gelten kann. Bildung spielte im bürgerlichen Wertekanon eine große Rolle und war ein elementarer Teil jener „Kultur“, die zu einem schichtspezifischen Unterscheidungsmerkmal des Bürgertums wurde.<sup>948</sup> In den Familien des jüdischen Bürgertums hatte Bildung als Voraussetzung für sozialen Aufstieg und gesellschaftliche Integration schon sehr früh eine besonders herausragende Stellung eingenommen.<sup>949</sup>

Entsprechend der bereits erwähnten Ungleichheit in den Vorstellungen und Bewertungen der Rollen und Aufgaben von Mann und Frau in der bürgerlichen Gesellschaft, gab es auch in der Sozialisation, Erziehung und Bildung von Kindern starke geschlechtsspezifische Unterschiede. Der häusliche Unterricht war besonders im Volksschulalter sowohl für Jungen als auch für Mädchen verbreitet. Der Besuch einer höheren Schule und der Abschluss eines Universitätsstudiums waren allerdings vornehmlich den Söhnen der Familie gestattet. Eine gezielte Berufsvorbereitung für Töchter galt in großbürgerlichen Kreisen lange als unstandesgemäß.<sup>950</sup> Hingegen wurde im Elternhaus bei Jugendlichen beiderlei Geschlechts das Interesse für Theater, Musik, Malerei und Literatur gefördert, wobei die Lektüre der Mädchen zumeist sorgfältig ausgewählt wurde.<sup>951</sup>

Mädchen und Frauen wurden mit einer „der weiblichen Eigenart entsprechenden Bildung“ bedacht:<sup>952</sup> Als wichtig wurde für die heranwachsenden Damen des bürgerlichen Hauses der Erwerb von traditionellem Bildungsgut erachtet sowie die Kenntnis mehrerer Fremdsprachen und die Beherrschung eines Instruments. Vor allem Englisch und Französisch als die Modesprachen des 19. Jahrhunderts sollten von ihnen zumindest einigermaßen angewandt werden können. Noch um die Jahrhundertwende betont das Etiketten- und Anstandsbüchlein „Die Frau comme il faut“:

„Auch wer wenig Sprachtalent hat, kann und muss sich die Regeln französischer und englischer Aussprache zueigen machen, sowie sich über die anzuwendenden Worte

---

<sup>947</sup> Lieben, Zeit, S. 19.

<sup>948</sup> Stekl, Töchter, S. 33.

<sup>949</sup> Vgl. Steer, Bertha Badt-Strauss, S. 37.

<sup>950</sup> Schnöller/Stekl, Welt, S. 39.

<sup>951</sup> Vgl. Stekl, Töchter, S. 33.

<sup>952</sup> Margret Friedrich/Peter Urbanitsch, Von Bürgern und ihren Frauen (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, Bd. 5), Wien/Köln/Weimar 1996, S. 8.

durchaus klar sein; vergibt man einer Dame schon gern, dass sie die klassischen Sprachen nicht kennt, so erscheint sie sehr ungebildet, wenn sie das Elementarste jener beiden modernen Sprachen nicht einigermaßen beherrscht.“<sup>953</sup>

Schon allein durch die Anstellung englischsprachiger Gouvernanten in großbürgerlichen Familien wurden die Mädchen sehr früh mit der Sprache konfrontiert und darin unterwiesen. Der frühe Unterricht und die Lektüre englischsprachiger Romane trugen natürlich auch bei Mathilde Früchte. Ihr Sohn Fritz bemerkte als Erwachsener: „Sie beherrschte die englische Sprache weit vollkommener als ich.“<sup>954</sup>

Durch den Privatunterricht, den Mathilde oft gemeinsam mit ihrer gleichaltrigen Nichte Ninny und ihrem kleinen Bruder Moritz absolvierte, waren ihre Tage streng strukturiert. Als Elfjährige schreibt sie an ihre Cousine Marie von ihren Unterrichtsstunden und vermittelt ein Bild von ihrem Tagesablauf: „Wie viel Stunden hast du pro Tag? Ich habe Montag 5, Dienstag 4, Mittwoch 4, Donnerstag 5 und so immer gleich, nur außerdem habe ich zu üben und Aufgaben zu machen und zu arbeiten.“<sup>955</sup> Mathildes Vormittage waren also mit Unterrichtsstunden ausgefüllt, die Nachmittage und Abende vergingen mit deren Nachbereitung und Handarbeiten, wie stricken oder ähnlichem, und nicht zu vergessen mit Briefeschreiben, gesellschaftlichen Pflichten und Kulturkonsum. Das Unterrichtsjahr begann meist in der zweiten Oktoberhälfte und dauerte etwa bis Mitte Juli. Die Einteilung der Stunden und die dafür notwendige Kontaktaufnahme mit den unterschiedlichen Lehrern und Lehrerinnen musste Mathilde mit fortgeschrittenem Alter selbständig erledigen. Am 18. Oktober 1879 schreibt sie an Marie: „Nächste Woche heißt es mit den verschiedenen Stunden anfangen. Sobald ich meine Eintheilung gemacht habe, werde ich sie dir mittheilen.“<sup>956</sup>

Die sogenannten „Lektionen“, aus denen sich Mathildes Unterricht zusammensetzte, variierten von Zeit zu Zeit. Im Lauf der Jahre wurden sie, ihre Nichte und ihr Bruder in folgenden Fächern und Gegenständen unterrichtet, wobei manche ineinander übergriffen: Lesen, Schreiben, Literatur, Mathematik, Physik, Englisch, Französisch, Italienisch, Geschichte, Poetik, Ästhetik, Zeichnen, Klavier und Singen. Dies entspricht durchaus jenem Fächerkanon, der für großbürgerliche Mädchen allgemein verbreitet war. Mathilde, die

---

<sup>953</sup> Bruck-Auffenberg, Frau, S. 407.

<sup>954</sup> Lieben, Zeit, S. 176f.

<sup>955</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.11.1872, RAL.

<sup>956</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 18.10.1879, RAL.

naturwissenschaftlich sehr interessiert war, hatte es entgegen der herkömmlichen Konvention allerdings durchgesetzt, Physik-Lektionen zu erhalten. Von ihrer diesbezüglichen Courage berichtet sie ihrer Cousine im Oktober 1879: „Heute Früh habe ich meine Singstunden wieder angefangen. Einmal in der Woche werde ich auch mit Dr. Neuda Physik wiederholen. War es nicht couragiert von mir, ihn darum zu bitten? Übrigens hat er mir versichert, dass er sich mir, so oft ich will und zu jeder Stunde zur Verfügung stellt.“<sup>957</sup> Über ihr naturwissenschaftliches Interesse aus Jugendjahren, das nach den damaligen Vorstellungen zwar gar nicht „ladylike“ war, das sich Mathilde aber ihr Leben lang bewahrt hatte, reflektiert sie im Jahr 1925 in einem Brief an Marie:

„Dass du mir eine Art Autorität in naturwissenschaftlichen Dingen zutraust, hat mich richtig unterhalten. Du erinnerst dich halt offenbar, dass ich immer für Derartiges Passion hatte, während du mehr der Geschichte, Mythologie und Philosophie zuneigtest. Z.B. ist dir gewiss die ganze Biographie des Daedalus selbst geläufig, während ich bloß wusste, dass er der Vater des Ikarus war. Das Weitere musste ich im Lexikon nachschlagen. Ich hab das nette Büchel (so einen schönen Druck und so ein leichtes Papier gibt’s nur in England) erst flüchtig gelesen, aber es enthält entschieden eine Menge Anregendes, darunter einiges, was mir selbst schon oft einfiel und das macht mir eben Spaß. Warum es z.B. nicht gelingen sollte, die Sommerwärme im Sommer für den Winter aufzuspeichern oder eine Verbindung mit anderen Planeten möglich zu machen etc. Dem menschlichen Erfindungsgeist Schranken zu setzen, muss man ja wahrlich aufgeben. Möchte er sich doch auch auf ethischem Gebiet betätigen!“<sup>958</sup>

Dr. Neuda, den Mathilde mit 18 Jahren um die Erteilung von Physik-Stunden gebeten hatte, hatte sie während ihrer Schülerinnen-Laufbahn auch im Lesen sowie in Ästhetik und Poetik unterrichtet. Die sogenannte Mademoiselle lehrte die Schülerinnen und den Schüler im Hause Schey Französisch und Mathildes Gouvernante Miss Ellis war für den Englisch-Unterricht inklusive Lesen zuständig. Der Bibliothekar, Genealoge und Heraldiker Franz Xaver Wöber, der in der k.k. Hofbibliothek arbeitete, unterrichtete Lesen und Schreiben, und erteilte die Literatur- sowie die Geschichtestunde.<sup>959</sup> Den Mathematik- und fallweise auch den Physik-Unterricht (zumindest für Ninny) übernahm ein gewisser Herr Zechner und im

---

<sup>957</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 28.10.1879, RAL.

<sup>958</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 27.3.1925, RAL.

<sup>959</sup> Mathilde erwähnt am 9.1.1881, dass Herrn Wöber am besten in die Hofbibliothek zu schreiben sei.; Zu Franz Xaver Wöber siehe Literaturarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, [http://data.onb.ac.at/nlv\\_lex/perslex/W/Woerber\\_Franz\\_Xaver.htm](http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/W/Woerber_Franz_Xaver.htm), 28.5.2013, 14:15.

Zeichnen unterwies die Schüler ein gewisser Herr Zürich. Den Italienisch-Unterricht erteilte Herr Biondi und Mathildes Singlehrerin war das Fräulein Graff, das 1879 von einem gewissen Herrn Schultner abgelöst wurde. Für den Klavier-Unterricht im Hause Schey wurde der Komponist Hugo Wolf engagiert. Abbildung 6 zeigt Mathildes Stundenplan, den sie dem Brief an ihre Cousine am 27. Oktober 1879 mit folgender Notiz beilegte: „Ich schicke dir beiliegenden Stundenplan, damit du dir in jedem Augenblick vorstellen kannst, was ich tue. Die freie Zeit d.h. die ich auf dem Papier unausgefüllt ließ, benütze ich, wie du dir denken kannst, zum Lesen, Üben, Singen, Briefschreiben und Arbeiten. Letzteres hauptsächlich abends.“<sup>960</sup>

	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonntag	
9-10	Zurpfangtag	H. Schultner	H. Zürich			H. Zürich	
10-11				H. Schultner			
11-12			H. Wolf	Ausgehen	Ausgehen	Ausgehen	H. Wolf
12-1			Jabel Frühstück.				
1-2			H. Wäber geschichte	H. Wäber	H. Wäber	H. Wäber geschichte	H. Wäber
2-3							
3-5			Ausgehen				Ausgehen

Abbildung 6: Mathilde Liebens Stundenplan, Oktober 1879

Teil von Mathildes Unterrichtskanon war auch die wöchentliche Tanzstunde, die Mathilde bereits im Alter von elf Jahren – wahrscheinlich aber schon früher – absolvierte.<sup>961</sup> Der Tanzunterricht bei einem professionellen Opern-Balletttänzer namens Caron nahm eine gewisse Sonderstellung ein: er war zwar ein fixer Bestandteil von Mathildes Wochenplan, hatte jedoch Freizeit-Charakter, da er am sonst unterrichtsfreien Sonntag stattfand. Mathildes Erwähnungen der Tanzstunde unterscheiden sich mithin auch deutlich von jenen des übrigen Unterrichts. Zu Jahresbeginn 1873 schreibt sie beispielsweise: „Unsere

<sup>960</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.10.1879, RAL.

<sup>961</sup> Die Art und Weise, wie Mathilde im Dezember 1872 von den bevorstehenden Tanzstunden schreibt, suggeriert, dass sie diese nicht zum ersten Mal absolvieren würde. Siehe dazu Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.12.1872, RAL.

Tanzstunden habe ich unendlich gerne, ich erwarte den Sonntag immer mit Freude, jetzt ist er bald da.“<sup>962</sup> Im April desselben Jahres berichtet Mathilde ihrer Cousine:

„Sonntag Abend hatten wir eine kleine Tanzunterhaltung, ich unterhielt mich sehr gut, wir tanzten einen sehr hübschen Chillon, den Herr Caron, unser Tanzlehrer, arrangierte, er ist Ballettänzer in der Oper und tanzt darum natürlich außerordentlich gut, leider haben wir jetzt keine Tanzstunden mehr, da wir wahrscheinlich Samstag (?) nach Lainz ziehen, es thut mir unendlich leid.“<sup>963</sup>

Indirekt war natürlich Mathildes gesamter Unterricht darauf ausgerichtet, sie zu einer gebildeten und gesellschaftsfähigen Dame mit guten Konversationsfähigkeiten heranzuziehen, um bei gesellschaftlichen Anlässen eine gute Figur zu machen. Auf den Tanzunterricht traf dies ganz direkt und im wahrsten Sinne des Wortes zu. Bei Bällen oder diversen Abendunterhaltungen, die für eine junge, in die Gesellschaft eingeführte Dame zum Pflichtprogramm gehörten, waren Tanzkenntnisse freilich von enormer Wichtigkeit. Ein gemeinsamer Tanz war einer der wenigen Anlässe bzw. eine der wenigen Möglichkeiten, bei denen junge Damen und Herren Körperkontakt hatten und sich einander annähern konnten. Je nach Partner konnte ein Tanzabend eine angenehme, aber auch sehr unangenehme Pflichterfüllung und ein zweifelhaftes Vergnügen sein. Über eine Tanzeinladung, der die 20-jährige Mathilde gefolgt war, berichtet sie im März 1881:

„Die Tanzstunde bei Onkel Adolf war recht animiert und hat auch viel länger gedauert, als ich mir erwartete (bis ½ 2), was mir insoferne unangenehm war, als ich gestern wieder bei Adelheid tanzen musste. Ich versichere dich, ich bin es heuer so wenig gewöhnt, dass ich´s kaum mehr vertrage. Nach einer Schnellpolka z.B. glaube ich immer, ich geh drauf, solches Herzklopfen bekomme ich. Meine Partners waren Ernst Boschan und die beiden Zeppezauers. Ersterer auch beim Souper. Die Unterhaltung kannst du hiernach bemessen.“<sup>964</sup>

Mathildes Briefe geben des Weiteren – wenn auch nur spärlich – Auskunft darüber, dass sie Religionsunterricht hatte. Dieser hatte aber nicht so wie die anderen Unterrichtsstunden regelmäßig und auch nicht im Hause Schey, sondern in der Leopoldstadt, stattgefunden. Ihr Lehrer war kein geringerer als der Rabbiner des Leopoldstädter Tempels, Moritz Gudemann, der später zum Oberrabbiner von Wien ernannt wurde und auch im

---

<sup>962</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.1.1873, RAL.

<sup>963</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 24.4.1873, RAL.

<sup>964</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 26.3.1881, RAL.

Stadttempel wirkte. Mathildes Erwähnungen der religiösen Unterweisung durch Rabbiner Güdemann geben leider keine Auskunft über Art und Inhalt des Unterrichts, wohl aber über ihre Einstellung dazu. Sie empfand die Fahrten in die Leopoldstadt offenbar als mühsame Pflicht. Nachdem der übrige Unterricht im Dezember 1878 freilich schon in vollem Gange war, war die Organisation der Religionsstunden im Herbst offenbar geflissentlich übersehen worden: „Über Dr. Güdemann herrscht ein heiliges Schweigen. Wir haben keiner den Mut, ihn zu erwähnen, aber ich halte leider nicht alle Gefahr für vorbei. Es wäre wirklich zu grässlich, wenn unsere Fahrten dort hinaus noch anfangen würden.“<sup>965</sup> Der Religionsunterricht, der offenbar auf Initiative der sehr traditionell eingestellten Adelheid Goldschmidt stattfand, war Mathilde und ihrer Nichte Ninny lästig. Die beiden waren Teil einer Lebenswelt, in der die jüdische Religion schon längst „nur mehr“ Konfession geworden war und im Alltag keine große Rolle mehr spielte. In diesem Sinne hatte die religiöse Unterweisung ihrer Tochter offenbar auch für Mathildes Mutter nicht höchste Priorität – sie unterstützte ihre Tochter im März 1879 nämlich beim Schwänzen der Güdemann-Stunde:

„Heute Früh haben wir uns mit euren Mums durchgeschwindelt d.h. haben Adelheid Angst gemacht, um nicht zu Güdemann zu müssen. Nächsten Mittwoch gibt’s aber keine Ausrede mehr. Wehe wehe! Anstatt in der Leopoldstadt war ich mit der Mutter um den Ring [...].“<sup>966</sup>

Mathildes Bruder Moritz wurde zwar privat und vor allem in jüngeren Jahren fallweise gemeinsam mit seiner Schwester unterrichtet, doch spätestens ab seinem zehnten Lebensjahr machten sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede in den Lehr- und Lerngepflogenheiten bemerkbar. Abgesehen von teilweise anderen Unterrichtsfächern wie etwa Latein oder naturwissenschaftlichen Gegenständen war es Buben im Unterschied zu ihren Schwestern auch vorbehalten, offizielle Abschlussprüfungen abzulegen. Im Juli 1878 schreibt Mathilde:

„Moritzls Zeugnis ist nicht brillant, doch versichern seine Lehrer, dass er trotzdem für sein Alter besonders gescheit ist und sehr viel weiß, nur bei den Prüfungen ungeschickt ist. Es lautet: Religion: vorzüglich, Latein: lobenswert, Naturgeschichten: lobenswert, die anderen Gegenstände nur befriedigend.“<sup>967</sup>

---

<sup>965</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.12.1878, RAL.

<sup>966</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.3.1879, RAL.

<sup>967</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.7.1878, RAL.

Diese Prüfungen und eine die Schullaufbahn beschließende Matura bildeten damals wie heute die Voraussetzung für ein Hochschul- oder Universitätsstudium – in Mathildes Jugendjahren war ein solches allerdings nur den jungen Männern gestattet. In bürgerlichen und großbürgerlichen Kreisen, in denen Bildung, die ja auch Sozialprestige einbrachte, besonders wertgeschätzt wurde, kam eine nicht bestandene Matura einem kleinen Fauxpas gleich. In diesem Sinne legt Mathilde ihrer Cousine nahe, eine diesbezügliche Nachricht einen gemeinsamen Cousin betreffend nicht auszulauern:

„Josef Landauer ist bei seiner Matura durchgefallen, ich bedaure den armen Kerl von Herzen, denn nachdem, was ich höre, war er doch fleißig. Du wirst wohl auch ohne Ermahnung hierüber schweigen, die Sache soll überhaupt so viel als möglich geheim gehalten werden, sage es also Niemandem.“<sup>968</sup>

Die selbständige Lektüre vornehmlich deutscher und englischer Literatur bildete einen fixen und großen Bestandteil von Mathildes Tagesablauf. Zumindest zwei Werke, die auf der Leseliste der jungen Erwachsenen standen, sollen im Folgenden vorgestellt werden. Im März 1879 schreibt Mathilde: „Heute war ich schon recht fleißig, um 1/2 9 hatte ich Singstunde, dann Italienisch und dann Klavier. Nach dem Gabelfrühstück übte ich ein wenig allein und las auch ein bissl. Ich habe den 3ten Band von Kampf um Rom angefangen.“<sup>969</sup> Der von Mathilde erwähnte und 1876 publizierte Roman „Ein Kampf um Rom“ stammt aus der Feder des deutschen Schriftstellers Felix Dahn und war damals äußerst populär. Aus heutiger Sicht gilt das Werk als nicht ganz unproblematisch, da es wesentlich zur Verbreitung des völkischen Gedankengutes beigetragen hatte.<sup>970</sup> Der Roman ist inhaltlich von populären politischen und kulturkämpferischen Aussagen geprägt: So begegnet einem beispielsweise die Theorie einer Hierarchie der Völker, in welcher das deutsche Volk auf der ersten Stufe steht, Afrikaner und andere Nichteuropäer befinden sich hingegen auf der letzten Stufe. Dahns Werk vermittelt auch antijüdische Einstellungen, wobei er zwischen „guten“ und „bösen“ Juden unterscheidet. Als stereotype Charaktereigenschaften des „bösen“ Juden begegnen einem die gängigen antijüdischen Vorurteile, nach denen er habgierig, geizig und listig sei.<sup>971</sup>

---

<sup>968</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.7.1878, RAL.

<sup>969</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 22.3.1879, RAL.

<sup>970</sup> Siehe dazu Kurt Frech, Felix Dahn. Die Verbreitung völkischen Gedankenguts durch den historischen Roman. In: Uwe Puschner/Walter Schmitz/Justus H. Ulbricht (Hg.), Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871-1918, München/New Providence/London/Paris 1996, S. 685-698.

<sup>971</sup> Frech, Felix Dahn, S. 695f.

Inwieweit Mathilde Dahns Aussagen kritisch gegenüberstand oder inwieweit sie seine Weltanschauung teilte, lässt sich aus den wenigen vorhandenen Aussagen zu dem Roman nicht beurteilen. Grundsätzlich dürfte sie an Dahns vorgenommener Charakterisierung und Kategorisierung von Juden und Jüdinnen nichts Anstößiges gefunden haben, da eine solche durchaus auch in ihrer Gedanken- und Lebenswelt vorkam. Das Werk dürfte Mathilde jedenfalls vor allem stilistisch begeistert haben, traf Felix Dahn „mit seiner melancholischen Grundstimmung und seiner tragisch heroischen Weltanschauung [doch] zielsicher einen Nerv der Zeit.“<sup>972</sup> So schreibt sie beispielsweise: „Jetzt habe ich ein bissl im Kampf um Rom gelesen. Miriams Ende ist sehr schön beschrieben.“<sup>973</sup> Und ein anderes Mal heißt es: „die gewisse Scene ist eigentlich eine der schönsten, findest du nicht. Armer Vitichis!“<sup>974</sup>

Des Weiteren standen historische Romane wie Kenilworth von Walter Scott, The last of the Barons von Edward Bulwer-Lytton sowie die Werke Bleak House und Little Dorrit von Charles Dickens auf Mathildes Leseliste. Mommsen, der ihr auch zu lesen empfohlen wurde, löste nicht annähernd die Begeisterung aus wie es die englischsprachigen Autoren vermochten. Vor allem der schottische Schriftsteller Walter Scott (1771-1832), dessen historische Romane im 19. Jahrhundert weit über die Grenzen Schottlands hinaus eine enorme Popularität erlangten, hatte es Mathilde angetan: „Heute Früh habe ich wieder ein bisschen Mommsen gelesen, es geht sehr langsam und ist bis jetzt ... Dafür wird Kenilworth immer schöner und schöner.“<sup>975</sup> Und vier Tage später schreibt sie:

„Mit Kenilworth werde ich wohl heute fertig, es gefällt mir sehr gut, doch ist es so ziemlich das ärgste Buch, was ich in einer Beziehung kenne. Ich bin neugierig, was du dazu sagen wirst. Mit Mommsen muss ich jetzt leider aussetzen, da meine Augen wieder eine schlechte Zeit haben.“<sup>976</sup>

Die romantische Geschichte im 1821 erschienenen Roman Kenilworth spielt im England Elisabeths der Ersten und schildert das Schicksal einer Familie, die den Intrigen des Günstlings Leicester zum Opfer fällt.<sup>977</sup> Die zeitgenössische und über seinen Tod hinausreichende Popularität Scotts und die Begeisterung für sein Werk, die auch Mathilde

---

<sup>972</sup> Frech, Felix Dahn, S. 685.

<sup>973</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.3.1879, RAL.

<sup>974</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 22.3.1879, RAL.

<sup>975</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 17.6.1878, RAL.

<sup>976</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.6.1878, RAL.

<sup>977</sup> Horst Tippkötter, Walter Scott. Geschichte als Unterhaltung. Eine Rezeptionsanalyse der Waverley Novels (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 13), Frankfurt am Main 1971, S. 238.

beim Lesen von Kenilworth erfasst hatte, wurde in der Literaturwissenschaft u. a. damit erklärt, dass Geschichte in seinen Romanen zu Unterhaltung wurde und die Darstellung durch dramatische Elemente von besonderer Lebendigkeit geprägt war.<sup>978</sup> Als 17-jähriges Mädchen klassifiziert Mathilde das Buch immerhin als das „ärgste Buch“, was darauf hindeutet, dass die Darstellung sie sehr berührt und auch ihren Geschmack getroffen haben muss. Sie übt aber durchaus auch Kritik an der Handlung: „Dass Kenilworth dir gefallen wird, wusste ich im Voraus. Findest du es nicht sehr arg? Das Ende ist etwas unbefriedend, ich finde, Amy sollte doch wenigstens vor ihrem Tod wissen, dass Leicester sie bei der Königin als seine Frau eingestanden hat.“<sup>979</sup> Die allgemeine Begeisterung für Scotts Romanwerk legte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch die Einstufung des literarischen Schaffens des schottischen Schriftstellers hat sich bis ins 20. Jahrhundert insofern geändert, als dass sich ein kritisches Urteil immer mehr verfestigte. Die als „Romances“ bezeichneten späteren Werke Scotts, zu denen auch Kenilworth zählt, werden in der Scott-Rezeption abschätzig als Unterhaltungsliteratur eingestuft, deren Wirkung auf die Periode ihres Erscheinens beschränkt war.<sup>980</sup> Im Gegensatz zu Walter Scotts Romanen erfreut sich das Werk von Charles Dickens heute wie damals großer Beliebtheit. Auch Mathilde war eine begeisterte Dickens-Leserin und beurteilt etwa Bleak House als „ausgezeichnet geschrieben wie alles von Dickens.“<sup>981</sup>

Mathilde blieb Zeit ihres Lebens eine passionierte Leserin. Mit ihrer Cousine Marie tauschte sie sich brieflich immer wieder über ihre aktuelle Lektüre aus, die beiden sprachen einander Buchempfehlungen aus und schickten sich gegenseitig den unterschiedlichsten Lesestoff. Eine detaillierte Analyse der in Mathildes Briefen erwähnten und von ihr gelesenen Literatur würde die vorliegende Untersuchung sprengen. Die fehlenden Angaben zu Autoren oder Buchtiteln wurden jedoch recherchiert und konnten zum Großteil angegeben werden. Die folgende chronologische Auflistung soll zumindest einen Eindruck von Mathildes Lesetätigkeit im Zeitraum von 1874 bis 1936 vermitteln:<sup>982</sup>

- Charlotte Mary Yonge, *The young Stepmother* (1874)
- Charlotte Mary Yonge, *Heartsease* (1874)

---

<sup>978</sup> Vgl. Wolfgang Iser, Vorwort. In: Tippkötter, Walter Scott, S. IX-XI.

<sup>979</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 5.7.1878, RAL.

<sup>980</sup> Gerhard Kebbel, *Geschichtengeneratoren. Lektüren zur Poetik des historischen Romans*, Tübingen 1992, S. 38.

<sup>981</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.11.1878, RAL.

<sup>982</sup> Einige wenige der genannten Werke wurden nicht von Mathilde selbst, sondern von anderen Personen gelesen, und deren Namen werden in Klammer eingefügt.

- Ohne Autor, The young Governess (1874)
- Charlotte Mary Yonge, The Daisy Chain (1874)
- Charles Dickens, Nicholas Nickleby (1874)
- Ohne Autor, Aline et Marie, ou, Le jeune parisienne en Suisse (1874)
- Ohne Autor, Sühne (1874)
- Ohne Autor, Zrinz (1874)
- Ohne Autor, Gatienne, ou Courage d'une jeune fille, épisode de la Révolution (1874)
- William Shakespeare, Julius Caesar (1874)
- Charles Dickens, Little Dorrit (1874)
- Charles Dickens, David Copperfield (1874)
- Charles Dickens, Dombey and Son (1874)
- August Wilhelm Grube, Grubes Geschichtsbilder/Grubes Characterbilder aus der Geschichte/Biographien (1874)
- Ohne Autor, Les Catacombes de la terreur (1874)
- Eleanor Frances Poynter, My Little Lady (1874)
- Charles Dickens, Master Humphrey's Clock (1874)
- Grace Aguilar, Home Influence (1874)
- Grace Aguilar, The Mother's Recompense (1874)
- Ellen Wood, The Shadow of Ashlydyat (1875)
- Becker, ohne Titel (Buch über antike Geschichte?) (1875)
- Johann Wilhelm Ernst Wägner, ohne Titel (Geschichte?) (1875)
- Homer, Odyssee (1875)
- Richard Wagner, Rienzi Libretto (1875)
- Gustav Freitag, Die Technik des Dramas (Lotti Przibram liest es mit Herrn Wöber, 1875)
- Dinah Craik, John Halifax, Gentleman (1875)
- Friedrich Christoph Förster, Wallenstein (Herr Wöber hat es Lotti Przibram mitgebracht, 1875)
- Jules Verne, Reise zum Mittelpunkt der Erde (1875)
- Luise Mühlbach, Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof (1875)
- Ohne Autor, Bessie ... (Ninny liest es, 1875)
- Ellen Wood, Lady Adelaide's Oath (1875)
- Ellen Wood, The Channings (1875)
- Dinah Craik, A Noble Life (1875)
- Gottfried Kinkel, Otto der Schütz (1875)
- Esaias Tegnér, Frithiofs Saga (übersetzt von Julius Minding) (1875)
- Nibelungensage (1875)
- Friedrich Schiller, Die Jungfrau von Orleans (1876)
- Ohne Autor, Harold (1876)
- Biographien von William Shakespeare, George Gordon Byron und Walter Scott (1876)

- George Sand, Le Marquis de Villemere (vorgelesen von Mademoiselle, 1876)
- Heinrich Laube, Montrose, der schwarze Markgraf (1876)
- Heinrich Laube, Monaldeschi (1876)
- Franz Grillparzer, ohne Titel (1876)
- ? Schorr, Novellen; Alexander Schöppner, Hausschatz der Länder- und Völkerkunde (Fritz Perugia liest es, 1876)
- Ohne Autor, Ringi (?) (1876)
- Walter Scott, Ivanhoe (1876)
- Ohne Autor, Jocelyn (1876)
- Ohne Autor, Biographie von Wolfgang Amadeus Mozart (1877)
- Edward Bulwer Lytton, Night and Morning (1877)
- Gotthold Ephraim Lessing, Minna von Barnhelm (1877)
- Ohne Autor, Ihibant / Thibant (?) (1877)
- Ohne Autor, Nicholas (?) (1877)
- Berthold Auerbach, Dichter und Kaufmann (1877)
- Ohne Autor, Gertraud von der Wart (1877)
- Eugenie Marlitt, Die zweite Frau (1877, 1878)
- Friedrich Schiller, Don Karlos (1877, 1884)
- Charles Dickens, Ralph (?) (1877)
- Friedrich Schiller, Die Verschwörung des Fiesco zu Genua (1877, 1880)
- Ohne Autor, The Castons /The Carbons (?) (1877)
- Gotthold Ephraim Lessing, Emilia Galotti (1877)
- Ohne Autor, Benjamin Franklin (1877)
- Hans Christian Andersen, Nur ein Geiger (1877)
- Ohne Autor, Tyndales (1878)
- Theodor Mommsen, ohne Titel (1878)
- Walter Scott, Kenilworth (1878)
- Ohne Autor, Corneth up as a flower (1878) (Paul liest es)
- Thomas Babington Macaulay, ohne Titel (1878, 1881)
- Edward Bulwer-Lytton, The Last of the Barons (1878)
- Ohne Autor, Corinna (1878, 1879)
- Charles Dickens, Bleak House (1878)
- Hans Walter (Synonym von Gustav Przibram), Dornröschen (1878)
- Felix Dahn, Ein Kampf um Rom (1878, 1879)
- Johann Wolfgang von Goethe, Tasso (1878)
- Johann Wolfgang von Goethe, Die wandelnde Glocke (1879)
- Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg (1879)
- Tristan und Isolde (1879)

- Georg Ebers, Homo sum (1879, 1881)
- Alphonse de Lamartine, Histoire de Girondins (1879, 1881)
- Charles Dickens, Little Dorrit (1879)
- Edward Bulwer-Lytton, My Novel (1879, Josef liest es)
- Benjamin Disraeli, Coningsby, or The New Generation (1879, 1880)
- Victor Hugo, Les Burgraves (1879)
- Prokay (?), ohne Titel (1879)
- Edward Bulwer-Lytton, Eugene Aram (1879)
- Conrad Ferdinand Meyer, Georg Jenatsch (1879)
- Englische Bilderbücher für Gisela (1879)
- Ohne Autor, Goodbye Sweetheart (1879)
- Sebastian Hensel, Die Familie Mendelssohn (1879)
- Iwan Turgenjew, Rauch (1879)
- Ohne Autor, The Art of Flirting (Essay, 1879)
- William Shakespeare, Hamlet (1879)
- George Gordon Byron, ohne Titel (1879)
- Ohne Autor, Viva (1879)
- Anna Edwards, A vagabond Heroine (1879)
- Victor Cherbuliez, Le Roman D'Une Honnete Femme (1880)
- Immanuel Kant, ohne Titel (1880)
- Mór Jókai, Schwarze Diamanten (1880)
- Gustav Freytag, Die verlorene Handschrift (1880)
- Henry Thomas Buckle (?), ohne Titel (1880)
- Ohne Autor, Cherry Ripe (1880)
- Georg Ebers, Der Kaiser (1880)
- William Shakespeare, ohne Titel (1880)
- Ludwig Börne, Börnes Werke (1880)
- Ludwig Uhland, ohne Titel (1881)
- Ohne Autor, Sakuntala (1881)
- Ouida (Pseudonym für Maria Louise Ramé), Two little wooden shoes (1881)
- ? Kummer, Novelle (ohne Titel) (1881)
- Heinrich Heine, ohne Titel (1881)
- Ohne Autor, The life of Prince E... (1881)
- Madame de Rémusat, Memoiren (1881)
- Alexandre Dumas, Les Quarante-cinq (1881)
- Robert Hamerling (?), Ahasver (1881)
- Ohne Autor, Griechische Mythologie (1881)
- Ohne Autor, Don Juan (1881)

- Robert Hamerling (?), *Aspasia* (1881)
- Wilhelm Hauff, *Lichtenstein* (1881)
- Rudolf Baumbach, *Spielmannslieder* (1881)
- Ellen Wood, *East Lynne* (1881)
- Georg Ebers, *Narda. Roman aus dem alten Ägypten* (1882)
- Anna Katharine Rohlf's, *The Leavenworth Case* (1884)
- Wilhelm Raabe, *Der Hungerpastor* (1884)
- John Ruskin, *ohne Titel* (1884)
- Eduard Hanslick, *Aufsätze (ohne Titel)* (1884)
- *Naturwissenschaftliche Vorträge* (1884)
- Georg Büchmann (?), *Sammlung geflügelter Worte* (1884)
- ? Wolff, *ohne Titel* (1885)
- Peter Rossegger, *Erzählung (ohne Titel)* (1885)
- Ohne Autor, *Familienchronik der Rothschilds* (1919)
- Marianne Hainisch, *Schriftstück (ohne Titel)* (1919)
- Nina Levi (*Mathildes Cousine Ninny*), *Elsa* (1920)
- ? Bulwer, *Deverenz* (1920)
- ? Wieser, *ohne Titel* (1920)
- Georgy Landauer, *Broschüre „England“* (1920)
- Richard Burdon Haldane, *Before the War* (1920)
- H. G. Wells, *Mr. Britling sees it through* (1920, 1922)
- Marie Corelli, *Temporal Power* (1920)
- John Keynes, *The Economical Consequences of the Treaty of St. Germain* (1920)
- John Keynes, *Biographische Skizzen von Mitgliedern der Friedenskonferenz* (1920)
- Woodrow Wilson (?), *ohne Titel* (1920)
- Princess Blücher, *English Wife in Berlin: a private memoir of events, politics and daily life in Germany throughout the War and the social revolution of 1918* (1920)
- Ohne Autor, *Österreichisches Rotbuch* (1920)
- Patrick Augustine Sheehan, *Lukas Delmege* (1920)
- John Galsworthy, *The Man of Property (Teil der Forsyte-Saga); Aneinander vorbei; The White Monkey; The Silver Spoon; The Dark Flower; The Saint; Over the River* (1921, 1925, 1928, 1929 1933)
- Robert Hichens, *The Woman with the Fan* (1922)
- Robert Hichens, *Bella Donna* (1922)
- E. Ribesco (?), *Erzählungen (ohne Titel)* (1922)
- Rose Allatini, *Happy ever after* (1922)
- Arthur Stuart-Menteth Hutchinson, *Hutchinson, If Winter Comes* (1922)
- Temple Thurston, *The City of beautiful Nonsense* (1922)
- May Sinclair, *Tasker Jevons: The Real Story* (1922)

- Hall Caine, The Master of Man: The Story of a Sin (1922)
- H. G. Wells, The Undying Fire (1923)
- Karl Rosner, Der König (1923)
- Karl Rosner, Erinnerungen des Kronprinzen Wilhelm (1923)
- Constance de Rothschild Flower Battersea, Reminiscences (1923)
- Elizabeth von Arnim, Elizabeth & Her German Garden (1923)
- Zweiter Band von Mr. Page (?) (1923)
- Elizabeth von Arnim, The Jasmine Farm (1923)
- Elizabeth von Arnim, The Enchanted April (1937)
- ? Williamson, The Lady from the Air (1923)
- Joseph Hergesheimer, Linda Condon (1923)
- Lord Reaverbrask (?), Success (?) (1923)
- Elizabeth von Arnim, Princess Priscilla's Fortnight (1923)
- Elizabeth von Arnim, The Adventures of Elizabeth in Rügen (1923)
- Jean Webster, Daddy-Long-Legs (1923)
- Jean Webster, Dear Enemy (1923)
- H. G. Wells, The Outline of History (1923)
- H. G. Wells, The History of the World (1923)
- George Bernard Shaw, ohne Titel (1924)
- Romain Rolland, Jean Christophe (1924)
- Romain Rolland, Colas Breugnan (1924)
- ? Mank, Opfergang (1924, 1925)
- Rudolf Hans Bartsch, Seine Jüdin oder Jakob Böhmes Schusterkugel
- Rudolf Hans Bartsch, Vom sterbenden Rokoko (1924)
- Ohne Autor, Lady Lilith (1924)
- Temple Thurston, The City of beautiful Nonsense (1925)
- Temple Thurston, The green Bough (1925)
- J. B. S. Haldane, Daedalus oder die Wissenschaft und die Zukunft (1925)
- Hugh Walpole, The Old Ladies (1925)
- Ralph Hale Mottram, The Spanish Farm (1925)
- Margaret Kennedy/Basil Dean, The Constant Nymph (1925)
- Karl Max von Lichnowsky (?), ohne Titel (1925)
- Ohne Autor, The Hound of Spring (1926)
- Robert Smythe Hichens, A Spirit in Prison (1926, 1927)
- Robert Smythe Hichens, Call of the Blood (1926, 1927)
- Lion Feuchtwanger, Jud Süß (1927)
- Evelina Schey, Gedichte (ohne Titel) (1927)
- Wilhelm Hauff, Jud Süß (1927)

- Marcel Proust, ohne Titel (1927)
- Rainer Maria Rilke, ohne Titel (1927)
- Anton Wildgans, ohne Titel (1928)
- Jakob Wassermann, Der Fall Maurizius (1928)
- Egon Caesar Conte Corti (?), ohne Titel (1928)
- Ohne Autor, The 1928-9 Hornby Book of Trains (1928)
- Hugh Walpole, Wintersmoon (1929)
- Theodore Dreiser (?), ohne Titel (1929)
- André Maurois, Bernard Quesnay (1929)
- André Maurois, Climats (1929)
- Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues (1929)
- Stefan Zweig, ohne Titel (1929)
- Arnold Zweig, ohne Titel (1929)
- Ohne Autor, Es ist Zeit (1929)
- Bernard Shaw, The Apple Cat (1930)
- Maurice G. Hindus, Humanity Uprooted (1931)
- D. H. Lawrence, The Man Who Died (1931)
- Fedor Stepun, Die Liebe des Nicolai Pereslegin (1931)
- Fritz Schey, Novelle (ohne Titel) (1931)
- Axel Munthe, The Story of San Michele (1931)
- Upton Sinclair, Oil (1932)
- Clemence Dane, Broome Stages (1932)
- Ramsay MacDonald, Aufsätze (ohne Titel) (1932)
- Vicky Baum, ohne Titel (1932)
- Mary Webb, Seven for a Secret. A Love Story (1932)
- Ohne Autor, The Fountain (1932)
- Mary Webb, The Golden Arrow (1932)
- Mary Webb, Precious Bane (1932)
- Ohne Autor, The American Debt (1932)
- Stefan Zweig, Marie Antoinette (1933)
- Sackville West, All Passion Spent (1933)
- Ethel Boileau (?), Turnip Tops (1933)
- Sigmund Münz, König Eduard VII in Marienbad (1933)
- Ohne Autor, The Quod Earth (1933)
- Knut Hensum, Segen der Erde (1933)
- André Maurois, Werk über König Eduard (ohne Titel) (1934)
- Pearl S. Buck, The Good Earth (1934)
- Eric Linklater, Juan in America (1934)

- Beverly Michals, Down the Garden Path (1934)
- Philip Gibbs, Ways of Escape (1934)
- A. A. Milne, Two People (1934)
- Englisches Kochbuch mit Rezepten von Wiener Speisen (1934)
- Paul Cohen Portheim, England, die unbekannte Insel (1934)
- Alja Rachmanowa, ohne Titel (1934)
- Louis Bromfield, A Modern Hero (1935)
- Paul Frischauer, Prinz Eugen (1935)
- Mirko Jelusich, Caesar (1935)
- ? Falkan, ohne Titel (1935)
- Thornton Wilder, ohne Titel (1935)
- James Hilton, ohne Titel (1935)
- Ohne Autor, Claudius (1935)
- Ohne Autor, Juden und ihr Judentum (1935)
- Lew Nikolajewitsch Tolstoi, Krieg und Frieden (1935)
- Hervey Allen, Anthony Adverse (1936)
- Virginia Woolf, ohne Titel (1936)
- Ohne Autor, White Ladies (1936)
- Harold Nicolson, Sir Arthur Nicolson Bart, First Lord Cornock. A Study in the old Diplomacy (1936)

### 5.3 Religiöse Praxis und jüdische Identität

Trotz der großen Anzahl an Briefen von Mathilde an ihre Cousine Marie und deren durchwegs persönlichem und intimem Charakter ist es sehr schwierig, ihnen Belege oder Informationen zur religiösen Praxis der beiden Frauen bzw. ihrer Familien zu entlocken. Auf dieses Problem hat bereits Monika Richarz in ihrem Aufsatz zu Familie und Säkularisierung im deutschen Judentum des 19. Jahrhunderts hingewiesen: „Autobiographische Texte sind die wichtigsten Zeugnisse des religiösen Alltags, doch machen sie immer nur punktuelle Angaben, die nicht einfach verallgemeinert werden können, aber dennoch relevant sind, zumindest für das jeweilige Milieu.“<sup>983</sup> Trotz dieser methodischen Schwierigkeit, die natürlich auch auf die Quellengattung Privatbrief zutrifft, erlauben Mathildes punktuelle Aussagen zum religiösen Alltag in Kombination mit der Fülle an Informationen zu ihrer milieuspezifischen Lebensweise, einigermaßen aussagekräftige Schlüsse über die Bedeutung der Religion, deren Praktizierung und identitätsstiftende Wirkung zu ziehen.

---

<sup>983</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 65.

Wie im Vorhergehenden schon ausführlich beschrieben wurde, war Mathildes Familie Teil des städtischen jüdischen Großbürgertums. Insbesondere innerhalb dieser Gruppe war der Prozess der Modernisierung und Säkularisierung im 19. Jahrhundert schneller verlaufen als etwa in ländlichen jüdischen Gemeinden. Dies bedeutete, dass das Judentum keine allumfassende Lebenswirklichkeit mehr darstellte, sondern vielfach „nur mehr“ Konfession war und sich lediglich in der „Mitgliedschaft am Papier“ bei einer jüdischen Gemeinde manifestierte. Die nichtjüdische Kultur der Zeit gewann zunehmend an Bedeutung und erlangte schnell das Übergewicht über die jüdische.<sup>984</sup> Bürgerliche und großbürgerliche jüdische Familien, vor allem auch jene der sogenannten „zweiten Gesellschaft“ in Wien, kehrten nach außen die Verbürgerlichung und ihre Akkulturation bewusst hervor. Gleichzeitig bewahrten sie aber auch manche für ihr Herkunftsmilieu charakteristische Gebräuche und gewisse jüdische Traditionen, Reste von religiöser Praxis sowie eine jüdische Identität.<sup>985</sup>

Einer der frühesten Hinweise darauf, dass Mathilde mit Symbolen ihrer Religion ein Gefühl der Geborgenheit und Vertrautheit verband, findet sich in einem Brief aus dem Jahr 1874. Als dreizehnjähriges Mädchen schreibt sie an ihre Cousine Marie:

„Wir waren vor etlichen Tagen bei einer Hochzeit in der Augustinerkirche, eine ehemalige Schülerin Ontzis [?] wurde nämlich getraut, aber nicht beim Hochaltar, sondern in einer kleinen winzigen Kapelle, so klein, dass die meisten Leute draußen in der Sakristei stehen mussten. Ich möcht nie dort getraut werden, es ist so dunkel und unheimlich, so anders wie in unserem Tempel. Hast du schon einer Hochzeit in der Synagoge beigewohnt?“<sup>986</sup>

Mit „unserem Tempel“ meint Mathilde hier die 1826 eröffnete Hauptsynagoge von Wien in der Seitenstettengasse im heutigen ersten Gemeindebezirk, den sogenannten Stadttempel. Dort hatte sie wahrscheinlich zumindest schon die Hochzeit ihres ältesten Bruders Stefan miterlebt,<sup>987</sup> und auch sie selbst sollte dort im Jahr 1887 heiraten.

Als weiterer Ausdruck jüdischer Identität können auch zwei Briefstellen vom Sommer 1876 gelesen werden, in denen Mathilde eine kurze Episode aus der Esther-Geschichte

---

<sup>984</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 63ff.

<sup>985</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 64.

<sup>986</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.5.1874, RAL.

<sup>987</sup> Stefan Schey heiratete am 22. Juni 1872 Julie Brandeis-Weikersheim. Anlässlich der Hochzeit erschien ein Artikel im „Neuen Wiener Tagblatt, der über die Zeremonie im Tempel berichtet. Siehe dazu Altfahrt, Friedrich Schey, S. 42.

erwähnt, die dem Purim-Fest zugrunde liegt. Die Geschichte war das Thema für einen Aufsatz, den Mathilde zu schreiben hatte, und dafür musste sie deren Inhalt und Verlauf natürlich kennen: „Vorgestern habe ich ziemlich viel von meinem Aufsatz gemacht, Esther geht soeben zum König. Hat Fritz deinen Aufsatz gelesen?“<sup>988</sup> Mit viel Enthusiasmus scheint Mathilde den Aufsatz jedoch nicht geschrieben zu haben – eine Woche später bemerkt sie: „Meine Esther macht mich desparat, sie ist erst das erste Mal beim König, es geht so langsam vorwärts.“<sup>989</sup> Und auch einen Monat später war der Aufsatz über die Heldin der Purim-Geschichte, die der Legende nach die persischen Juden und Jüdinnen vor ihrer Ermordung gerettet hatte, offenbar noch nicht fertig, denn Mathilde bemerkt kurz: „Meiner Esther geht es miserabel, frag lieber nicht weiter.“<sup>990</sup>

Von einer den Alltag bestimmenden religiösen Praxis wie etwa der Einhaltung der Speisegesetze oder der Befolgung der Schabbatgebote findet sich in Mathildes Briefen keine Spur. Vielmehr entsteht der Eindruck, dass die halachischen Gebote in jener Zeit, in der die Briefe entstanden, bereits völlig vernachlässigt wurden und für die Familie Schey bedeutungslos waren. Allein die hohen jüdischen Feiertage Rosch ha-Schana (Neujahrsfest) und Jom Kippur (Versöhnungstag) werden von Mathilde einige Male erwähnt. Im Oktober 1875 schreibt sie beiläufig über den bevorstehenden Versöhnungstag, und gibt preis, dass innerhalb der Familie das traditionelle Fasten praktiziert wurde: „Heute fange ich die Frithiofs Sage an, damit ich morgen für den langen Tag lecture habe, fasten die anderen, so fast ich auch.“<sup>991</sup> Ob in ihrer Familie an Jom Kippur auch noch andere Gebote oder Bräuche eingehalten und gepflegt wurden wie etwa das Beten oder der Synagogenbesuch, traditionell in weißem Gewand (Kittel), geht aus Mathildes Briefen nicht hervor. Die Unterbrechung des Alltags durch das Fasten erwähnt sie jedenfalls zwei Tage später noch einmal: „Wir haben gestern alle gefastet, haben es jedoch kaum gespürt.“<sup>992</sup> Fast scheint es so, als ob in der Familie Schey – dem Zeitgeist entsprechend – die religiöse Bedeutung des Fastens durch den gesundheitlichen Aspekt ersetzt worden war. Dies suggeriert zumindest ein Brief vom 18. September 1877: „Das gestrige Fasten hat mir wie gewöhnlich sehr gut angeschlagen, es ist merkwürdig, wie wenig ich es spüre.“<sup>993</sup> Zumindest in den Jahren 1877

---

<sup>988</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 30.7.1876, RAL.

<sup>989</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.8.1876, RAL.

<sup>990</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 13.9.1876, RAL.

<sup>991</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.10.1875, RAL.

<sup>992</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 10.10.1875, RAL.

<sup>993</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 18.9.1877, RAL.

und 1878 hatte Mathilde am Versöhnungstag nicht nur gefastet, sondern war auch bestrebt gewesen, das Verbot der Verrichtung von Arbeit einzuhalten. Im September 1877 schreibt sie an Marie: „Ich werde dir vielleicht morgen wieder ein paar Zeilen schmieren, um gerade nicht am Versöhnungstag zu schreiben [...]“<sup>994</sup> Und im Oktober 1878 entschuldigt sie sich für ihr Nicht-Schreiben mit den Worten: „Vorgestern schrieb ich deshalb nicht, weil faktisch nichts zu erzählen war und gestern vom Feiertage abgesehen hatte ich wirklich keine Lust, was du leicht begreifen wirst.“<sup>995</sup>

Ob das traditionelle Fasten an Jom Kippur und die Einhaltung gewisser Vorschriften im Hause Schey konsequent jedes Jahr praktiziert wurden, lässt sich nicht beantworten. Fest steht jedenfalls, dass der Prozess der Modernisierung und Akkulturation auch in Mathildes Familie dazu geführt hatte, dass manche religiösen Traditionen säkular überformt und in dieser Weise weitergeführt wurden. In vielen Familien wurde etwa das Schabbatmahl am Freitagabend nicht mehr im religiösen Sinne abgehalten, aber die Tradition wurde als gemeinsames Essen der Großfamilie an diesem Abend fortgesetzt.<sup>996</sup> So ähnlich scheint in der Familie Schey im Laufe der Zeit Jom Kippur umgeformt worden zu sein. Darauf, dass der Tag mehr eine soziale denn eine religiöse Funktion hatte und dass die Zusammenkunft und der Zusammenhalt der Familie im Vordergrund standen, weist etwa ein Brief vom September 1877 hin: „Zenzi ist schon Sonntag Nachmittag wieder weg, er kömmt jedoch am nächsten wieder, um auch den Versöhnungstag hier zuzubringen.“<sup>997</sup>

Eine ähnliche Bedeutung wie Jom Kippur hatte in der Familie Schey vielleicht auch das zehn Tage vor dem Versöhnungstag stattfindende jüdische Neujahrsfest, Rosch ha-Schana. Mathilde gibt am 27. September 1878 zwar nicht preis, ob in ihrer Familie die an diesem Feiertag üblichen Traditionen und Bräuche gepflegt wurden, aber sie schreibt, dass in gewisser Weise „gefeiert“ wurde: „Morgen ist unser Neujahr, wir werden es durch Friedjungs Abwesenheit feiern.“<sup>998</sup>

Neben den hohen jüdischen Feiertagen wurde in Mathildes Familie auch Weihnachten zelebriert, was Monika Richarz als den „extremste[n] Ausdruck von Säkularisierung und Akkulturation“ beschreibt.<sup>999</sup> Die Übernahme des Weihnachtsfestes bei

---

<sup>994</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 15.9.1877, RAL.

<sup>995</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 8.10.1878, RAL.

<sup>996</sup> Vgl. Richarz, Weihnachtsbaum, S. 67.

<sup>997</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.9.1877, RAL.

<sup>998</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.9.1878, RAL.

<sup>999</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 67.

gleichzeitiger Beibehaltung von Resten jüdischer religiöser Praxis war ein weit verbreitetes Phänomen in bürgerlichen und großbürgerlichen jüdischen Familien.<sup>1000</sup> Die Praxis, Weihnachten als privates Familienfest zu feiern, war auch in nichtjüdischen Familien ein Ergebnis von Säkularisierung und Verbürgerlichung. Der Weihnachtsabend mit Christbaum, Bescherung und Weihnachtsmahl wurde im Lauf des 19. Jahrhunderts zum Fest der Familie schlechthin – in häuslicher Geborgenheit und Harmonie wurde „das Fest der Liebe inszeniert“. Die Geburt Christi als religiöse Basis des Festes hatte allgemein nur mehr eine untergeordnete und eher folkloristische Bedeutung, und so war es die säkulare häusliche Familienfeier, die von vielen ihrer eigenen Religion entfremdeten Juden und Jüdinnen übernommen wurde.<sup>1001</sup>

Der Weihnachtsabend wurde in Mathildes Familie mit einem opulenten Mahl und Geschenken zelebriert, an der Spitze stand dabei jedoch ganz klar die familiäre Zusammenkunft und der Besuch von engen Freunden und Bekannten. Auch Silvester wurde in der Familie meist mit einem speziellen Programm wie der Aufführung von kurzen Theaterstücken oder dem Vortrag von Couplets gefeiert. Am 7. Dezember 1878 schreibt Mathilde an Marie, dass ihr Bruder Zenzi „schon am 20. kommen [wird], was mich sehr freut, es scheint mir schon sehr lange, seitdem ich ihn gesehen.“<sup>1002</sup> Und über den vergangenen Weihnachtsabend und die bevorstehende Silvesterfeier in diesem Jahr berichtet sie am 25. Dezember:

„Den Weihnachtsabend verbrachten wir wie gewöhnlich ganz ruhig. Meine Geschenke waren Folgende: Von der I. Mutter ein Hermelinpelzkragl für Bälle, von Emmi einen Stoff zu einem Kleid (den ich noch nicht gesehen), von Julie ein paar Strümpfe, von Lotti ein sehr nettes Medaillon aus Perlmutter mit eingelegten kleinen Blumen, von Pauline höchst praktische und erwünschte Plissés nebst einem kleinen Maschl, von Resi Braun ein Visitkartentaschl, von meinen verschwenderischen Brüdern (zu welchen ich auch Paul zähle) Schokolade und mithin weißt du alles. Das Kleid von Schnapper hätte ich beinah vergessen obwohl's an der Spitze stehen sollte. Der theure Hermann B. war beim Thee hier [...]. Fekete speist heute vielleicht (Zenzi zu Ehren) wieder hier. Sylvester wird heuer bei Schnapper

---

<sup>1000</sup> Ebd.

<sup>1001</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 67f.

<sup>1002</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 7.12.1878, RAL.

gefeiert werden oder vielmehr nicht gefeiert, jedenfalls nur im allerengsten Familienkreis.“<sup>1003</sup>

Die Tradition, einen Weihnachtsbaum aufzustellen, die in Wien übrigens die Jüdin Fanny von Arnstein 1814 eingeführt hatte,<sup>1004</sup> hatte ins Hause Schey im Jahr 1878 allerdings noch nicht Einzug gefunden. Andere Familienmitglieder hatten welche aufgestellt und diese waren jedenfalls eine besondere Erwähnung wert: „Bei Pauline u. Juli waren gestern auch Bäume, zu welchen wir geladen waren, ich blieb jedoch mit Schnupfen zu hause.“<sup>1005</sup> Ein Jahr später, zu Weihnachten 1879, stand dann auch bei den Scheys ein Weihnachtsbaum, der für das säkulare jüdische Bürgertum ein häusliches Requisit darstellte.<sup>1006</sup> Auch ein englischer Weihnachtsbrauch wurde „ausprobiert“, nämlich die Zubereitung des traditionell am ersten Weihnachtstag servierten Christmas Pudding:

„Heute ist also der 24te! Wir „Großen“ bekommen unsere Geschenke wie gewöhnlich abends, aber morgen Nachmittag ist großartige Bescherung für sämtliches kleines Gesindel (sogar mit einem Christbaum). Ich glaub, das heurige Sylvester wird etwas „mies“ werden, denn es hat sich noch niemand um die Vorstellung gekümmert und Josef sagt, er hat zu solchen Sachen überhaupt keine Zeit. Ich bin auf die Blamage neugierig, so lau wie diesmal ist es noch nie zugegangen. Heute Früh war ich in der Küche um bei Miss Ellis einen Plum Pudding machen zu lernen.“<sup>1007</sup>

Das Zelebrieren des Weihnachtsfestes war zweifellos ein Ausdruck von Akkulturation und bürgerlicher Identität. Genauso sind aber das Feiern von Rosch ha-Schana und Jom Kippur und die Bewahrung gewisser jüdischer Traditionen bzw. deren säkulare Umformung als Ausdruck jüdischer Identität anzusehen. Auch das bereits oben erwähnte und in vielen bürgerlichen und großbürgerlichen Familien weiter vorherrschende Prinzip der Binnenheirat dokumentiert eine Identifikation mit dem Judentum.<sup>1008</sup> Diese Heiratspraxis wurde auch in Mathildes und Maries Familie(n) gepflegt und sollte neben den sozialen und wirtschaftlichen Aspekten natürlich auch den Erhalt der Gruppenkohäsion garantieren. Ein weiterer Grund für die Wahl eines Ehepartners der gleichen Konfession scheint aber auch der Umstand gewesen zu sein, dass interreligiösen Eheschließungen auf gesellschaftlicher Ebene ein

---

<sup>1003</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.12.1878, RAL.

<sup>1004</sup> Vgl. Richarz, Weihnachtsbaum, S. 69.

<sup>1005</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 25.12.1878, RAL.

<sup>1006</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 71.

<sup>1007</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 24.12.1879, RAL.

<sup>1008</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 64.

Riegel vorgeschoben wurde. Dies suggeriert ein Brief von Mathildes Cousine Ninny Levi an Marie aus dem Jahr 1882. Ninny thematisiert darin die bevorstehende Taufe ihrer Mutter Emma und die anschließende Eheschließung mit Josef Unger, und spricht bezüglich ihrer jüngeren Schwester Gerty das Problem der interreligiösen Eheschließungen an:

„Now, dearest Marie, I want you to answer me candidly what I am going to ask you. Firstly let me beg you to keep it entirely to yourself, I mean not to tell Louise nor your husband nor anybody. Perhaps you may already have heard and at all events you may suppose that important step in my darling mother's life is about to be taken. I know that it is almost settled for the middle of May. Do you think that it can have the slightest influence on Gerty's future? Gerty is so young, so undeveloped and altogether the doctors say that the longer she remains unmarried the better, that I really look upon her marriage as an event very very far off but still I would like to feel sure that everything is open to her as before. I believe Mamma thinks that her chances to marry a Christian are much greater. I am not of this opinion. Christians have such an enormous choice amongst their coreligionists (?) and very seldom marry Jewesses without an attraction besides their personal charms. Of course, whatever your answer may be, I trust the event will take place as soon as possible for Mamma sake, who has really sacrificed the best part of her life and who ... deserves a reward, but you will understand that I should look upon it with far greater calmness if I felt quite reassured on that account (?). Now Darling I want you to try to tell me what you have got on your mind. I never show my letters unless they are quite insignificant and I destroy them when they contain anything private. Good bye Darling, your Ninny.“<sup>1009</sup>

Aus Mathildes Briefen geht deutlich hervor, wie selbstverständlich die Kultur, Ideale und Haltungen des Großbürgertums in ihrer Familie angenommen worden waren und gelebt wurden. Trotz der Beibehaltung bzw. Umformung gewisser Traditionen und dem Prinzip der Binnenheirat spielte die Religion im großbürgerlichen Wertesystem, in dem sich Mathilde als Mädchen und junge Frau bewegte, eine untergeordnete Rolle und war keineswegs etwas, womit sie sich primär identifizierte. Wie oben bereits erwähnt, spielten schicht- und klassenspezifische Bewusstseinsformen eine weit größere Rolle als eine Identifizierung mit dem wie auch immer sich manifestierenden „Jüdischen“.<sup>1010</sup> Aus einigen Briefen geht sogar hervor, dass Mathilde sich ganz vehement vom traditionellen Judentum und orthodoxer

---

<sup>1009</sup> Ninny Levi an Marie de Rothschild, 22.4.1882, RAL.

<sup>1010</sup> Hödl, Juden, S. 25.

religiöser Praxis abgrenzen wollte und diese sogar lächerlich und abstoßend fand. Ein Beispiel für diese Haltung ist der oben zitierte erschütterte Bericht über das nach orthodoxem Ritus abgehaltene Begräbnis ihres Onkels Karl im Oktober 1878. In ähnlicher Weise schreibt Mathilde im Juni 1879 von der Beschneidungsfeier ihres Neffen Albrecht, dem Sohn von Stefan und Julie Schey. Bezeichnenderweise kündigt sie diese in einem Brief an Marie einige Tage zuvor mit „Sonntag ist seine „Taufe“!“ an,<sup>1011</sup> und berichtet nach dem Fest:

„Die Judenversammlung gestern kannst du dir nicht vorstellen. So was Grausliches. Ich konnte gar nichts essen, obwohl ich noch verhältnismäßig den besten Platz am Tisch hatte zwischen Gusti Pick und Albert Boschan. An der Spitze der schönen Gesellschaft waren Jellinek [Adolf Jellinek, Prediger des Stadttempels] Sulzer [Salomon Sulzer, Kantor des Stadttempels] der Dr. Spitz und noch eine Art Ceremonienmeister, sonst von lieben Verwandten (nicht von uns Gottlob sondern von Julie) Hr. v. Brandeis, Aurelie mit Gemahl, Sigmund Goldschmidt, Albert Brandeis, Hermann und Dora. Zum Schluss sang Sulzer ein endloses Gebet, ich musste die ganze Zeit an Philipp denken und konnte mein Lachen kaum zurückhalten. Wenigstens ist jetzt alles gut abgelaufen; am Ende muss ich´s aber (bei Paul) bald wieder durchmachen.“<sup>1012</sup>

Die hinter diesem Zitat stehende Haltung Mathildes ist nicht untypisch und passt durchaus in das Bild und Wertesystem des liberalen jüdischen Bürgertums. Die wohlhabenden Juden und Jüdinnen in bürgerlichen Kreisen lehnten die Regeln des orthodoxen Glaubens mehrheitlich ab und bevorzugten eine säkularisierte Version oder den Religionsersatz in Form von Kultur.<sup>1013</sup> Margit Altfahrt beschreibt die Familie Schey als „eine jener jüdische[n] Familien, die die Annäherung an die große Gruppe, unter der sie als Minderheit lebten, am intensivsten – fast bis zur Ununterscheidbarkeit – vollzogen. Lebensweise, Gewohnheiten, Wertehaltung entsprachen ganz jener des Großbürgertums und der geadelten Bürgerschicht.“<sup>1014</sup> Das Ergebnis des Verbürgerlichungsprozesses beinhaltete jedoch – wie oben dargelegt wurde – nicht die gänzliche Aufgabe der jüdischen Religion, und auch der Bekannten- und Freundeskreis der Scheys bestand zu einem Großteil aus Angehörigen jüdischer Familien. Die Familie Schey vollzog die kulturelle Anpassung an

---

<sup>1011</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.6.1879, RAL.

<sup>1012</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 27.6.1879, RAL.

<sup>1013</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 50.

<sup>1014</sup> Altfahrt, Friedrich Schey, S. 49.

die umgebende Kultur und Gesellschaft sowie die Annahme ihres Kulturverständnisses und Lebensstils – aber in Gemeinschaft mit anderen Juden. Das Ergebnis dieser Entwicklung waren bei den Scheys und Liebens wie auch bei anderen Familien eigene jüdisch-bürgerliche Gesellschaftsformen und Verhaltensweisen.<sup>1015</sup>

Auffallend ist, dass Mathilde sich bei der Beschreibung des Begräbnisses ihres Onkels oder der Beschneidungsfeier ihres Neffen nicht einfach gleichgültig gibt, sondern offenkundig empört über die religiöse Praxis. Ihre Briefe machen ganz deutlich, dass sich die Distanz der Lebenswelten von Reformierten oder religiös Indifferenten zu jenen, deren Alltag weiterhin von religiösen Gesetzen bestimmt blieb, rasch vergrößerte.<sup>1016</sup> Diese Phänomene der Distanziertheit zur Religion und der religiösen Gleichgültigkeit – Robert Wistrich geht soweit, die Formulierung „Selbsthass“ zu verwenden – waren unter den Wiener jüdischen Jugendlichen in den 1870er/1880er Jahren stark verbreitet.<sup>1017</sup> Die Wiener Gemeindevorstände und Rabbiner – allen voran der Rabbiner Josef Samuel Bloch – sahen diesen „jüdischen Antisemitismus“ als unmittelbare Folge antisemitischer Hetze von außen und forderten die Stärkung des jüdischen Bewusstseins.<sup>1018</sup> Wie oben bereits erwähnt, schildert Mathilde in ihren Briefen keine Situation, in der sie oder jemand ihrer Familie ob der Zugehörigkeit zum Judentum angegriffen worden wäre, ebenso wenig schreibt sie über eine antijüdische Stimmung in der Gesellschaft vor dem Ersten Weltkrieg. Und trotz ihrer tendenziell abwehrenden Haltung gegenüber den traditionellen Formen des Judentums vollzog sie selbst den Austritt aus der Israelitischen Kultusgemeinde Zeit ihres Lebens nicht. Angesichts der Tatsache, dass sich vor allem ab dem Ende des 19. Jahrhunderts auch in ihrem Umfeld die Konversionen und Austritte häuften, kann Mathildes Entscheidung für den Verbleib in ihrer Religionsgemeinschaft durchaus als individueller Ausdruck jüdischer Identität gewertet werden.

Teil von Mathildes individueller jüdischer Identität war es auch, diese nicht offen nach außen zu tragen bzw. genau das Gegenteil von dem zu sein und zu leben, was an gängigen Stereotypen und Negativ-Bildern von Juden und Jüdinnen im Umlauf war. Dass auch Mathilde eine Verfechterin gewisser antisemitischer Stereotypen war, etwa in Bezug auf die Rolle der Juden im Bolschewismus, wurde bereits oben dargelegt. Doch schon in

---

<sup>1015</sup> Rozenblit, Juden, S. 194.; Siehe dazu das Standardwerk zur Verbürgerlichung der deutschen Juden im 19. Jahrhundert Lässig, Wege.

<sup>1016</sup> Vgl. Lichtblau, Integration, S. 460.

<sup>1017</sup> Wistrich, Juden, S. 161.

<sup>1018</sup> Wistrich, Juden, S. 161.

ihren Jugendjahren hatte Mathilde gewisse Verhaltensweisen wie eben die orthodoxe religiöse Praxis, aber auch spezifische körperliche Merkmale in negativer Art und Weise mit Juden bzw. Jüdisch-Sein in Verbindung gebracht. In ähnlich abfälliger Weise wie sie in den Jahren 1878/79 über das Begräbnis ihres Onkels oder die Beschneidungsfeier ihres Neffen schreibt, verwendet sie in der selben Zeit einige Male die Begriffe „Juden“ und „jüdisch“ mit unmissverständlich negativer Konnotation. Großteils verzichtet Mathilde auf Charakteristika und nähere Beschreibungen des jeweilig „Jüdischen“, das sie ablehnte – sie konnte wohl davon ausgehen, dass ihre Cousine Marie wissen würde, was gemeint war. Im Juli 1878 schreibt Mathilde:

„Julie war mit Stefan in Reichenau und da sie mich nicht mehr benötigte, blieb ich zu Hause. Ich hätte mich gewiss nicht besonders unterhalten, es sind doch 2 Stunden Bahn hin und 2 St. zurück und dort erst nichts anderes als Brandeis, wahrscheinlich mit einigen anderen Juden.“<sup>1019</sup>

Wenn auch nicht offenkundig negativ, so legt Mathildes Aussage aber doch nahe, dass sie an der Gesellschaft von Brandeis und den anderen Juden, deren Anwesenheit sie dort vermutete, kein großes Interesse hatte. Anders und eindeutiger äußert sie sich im April 1879:

„Gestern Abend waren wir bei der Jokai [Mór/Maurus Jókai, ungarischer Schriftsteller] Vorlesung, die mir, soweit ich sie verstand, recht gefiel. Er ist sympathisch aber spricht ein solches Deutsch, dass man Ungarisch können muss, um etwas zu verstehen. Das Publikum bestand hauptsächlich aus den ärgsten Juden und sehr wenig Bekannten.“<sup>1020</sup>

Im Juli 1880 ist wieder einmal die Familie Brandeis, aus der ihre Schwägerin Julie stammte, und die für Mathilde offenbar den Inbegriff des „negativ Jüdischen“ darstellte, Gegenstand eines Berichts:

„Über Doras [Dora Brandeis, Julie Scheys Schwester] Bräutigam kann ich nur wiederholen, dass ich ihn sowohl was Manieren als Äußeres betrifft, sehr anständig fand. Er sieht nicht einmal besonders jüdisch aus, ist zwar schwarz, aber sauber und hat z.B. (um ihn bei deiner Mama einzuschmeicheln) sehr schöne weiße Zähne.“<sup>1021</sup>

Die Überzeugung, es gebe ein „typisch jüdisches“ äußeres Erscheinungsbild, hatte Mathilde auch als erwachsene Frau mit über 60 Jahren nicht abgelegt. Im August 1924

---

<sup>1019</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.7.1878, RAL.

<sup>1020</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 21.4.1879, RAL.

<sup>1021</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 3.7.1880, RAL.

beschreibt sie in einem Brief an Marie die Ehefrau ihres Neffen Albrecht Schey: „Seine (Albrechts) Frau ist eine geborene Rappaport und mir nicht sympathisch, wie du offenbar erraten hast: Eine kleine, schwarze, hässliche, zwar gescheite und talentierte, aber unfeine Jüdin und das „Unfeine“ vertrag ich nicht gut.“<sup>1022</sup>

Nach dem Ersten Weltkrieg tritt Mathilde teilweise als eifrige Rezipientin antisemitischer Stereotypen in Erscheinung, aber es entsteht der Eindruck, dass sie sich dessen gar nicht bewusst war. Dies legt folgendes Briefzitat vom März 1922 nahe:

„Was ich kürzlich las, war The woman with the fan by Robert Hichens [...]. Ich gab das Buch auch Lotti zu lesen und sie fand es zu antisemitisch, während mich die paar anzüglichen Bemerkungen wenig genierten, lässt es sich doch nicht leugnen, dass es auch solcherlei Juden gibt wie Mr. Wolfstein. Jetzt lese ich Bella Donna vom selben Hichens, da kommt abermals ein Jude vor, doch weiß ich noch nicht, auf was es hinausläuft. Ist Hichens tatsächlich Antisemit?“<sup>1023</sup>

Zu erklären ist Mathildes Haltung nur damit, dass sie sich selbst durch die grassierenden Diffamierungen gegen Juden und Jüdinnen weder angesprochen noch angegriffen fühlte und persönlich auch keinen antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt war. Berührungspunkte von antisemitischer und jüdischer Bevölkerung gab es dort, wo sie einander nicht ausweichen konnten, und das war vor allem an Schulen und Universitäten der Fall.<sup>1024</sup> An solchen Orten bewegte sich Mathilde selbst vor allem nach dem Ersten Weltkrieg, faktisch wahrscheinlich nie. Ein weiterer Grund dafür, dass sie antisemitische Bemerkungen gar nicht als solche einstufte und sie fallweise selbst vertrat, war ihre Sozialisation: Teil ihrer großbürgerlichen jüdischen Identität und ihres Wertesystems war es, schicht- und klassenspezifische Unterscheidungen zu treffen. Außerdem war ihr wie so vielen anderen sicher nicht bewusst, welche Sprengkraft und fatale Wirkung der völkisch und rassistisch untermauerte Antisemitismus in der Gesellschaft im Verlauf der Ersten Republik entfalten würde.

Während von Mathilde selbst – abgesehen von ihrer Mitgliedschaft in der Israelitischen Kultusgemeinde – kein persönliches und offenes Bekenntnis zum Judentum überliefert ist, legte ihr Neffe Philipp Schey großen Wert darauf, die Zugehörigkeit zum Judentum öffentlich zu verteidigen. Nachdem die „Österreichische Wochenschrift“

---

<sup>1022</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.8.1924, RAL.

<sup>1023</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 13.3.1922, RAL.

<sup>1024</sup> Lichtblau, Integration, S. 511.

(herausgegeben vom Rabbiner Dr. Samuel Bloch als „Zentralorgan für die gesamten Interessen des Judentums“) im Herbst 1912 fälschlicherweise die Nachricht gebracht hatte, dass die Barone Schey v. Koromla vom Judentum abgefallen seien, verfasste Philipp Schey folgende Berichtigung, die 1913 auch in der Zeitschrift „Archiv für Jüdische Familienforschung, Kunstgeschichte und Museumswesen“ abgedruckt wurde:

„Löbliche Redaktion! In Ihrer letzten Nummer vom 4. Oktober l. J. findet sich unter der Aufschrift: „Geadelte jüdische Familien in Ungarn“ der nachstehende Passus: „Zu den ehemaligen jüdischen Baronsfamilien können auch die Barone Schey von Koromla gezählt werden.“ Als Mitglied der genannten Familie erlaube ich mir hierzu folgende Berichtigung: Sowohl mein Urgroßonkel Philipp Schey, als auch mein Großvater Friedrich Schey wurden in den österreichischen (nicht ungarischen) Freiherren-Stand mit dem ihnen bereits früher verliehenen Adelsprädikate Koromla erhoben. Philipp starb als strenggläubiger Jude und hinterließ keine Kinder, von der zahlreichen, im Mannesstamme heute in die dritte Generation reichenden Deszendenz meines gleichfalls als strenggläubiger Jude verstorbenen Großvaters hat kein einziges, dessen Name und Adel tragendes Mitglied, sei es ein lebendes oder bereits verstorbenes, den jüdischen Glauben abgelegt. Wir können somit im Gegensatz zu der Mehrzahl der vor längerer Zeit baronisierten jüdischen Familien gerade auf unsere fortdauernde Zugehörigkeit zum Judentume hinweisen, und ich wäre persönlich der löbl. Redaktion verbunden, wenn dieselbe obige irrtümliche Notiz – allenfalls zum Abdrucken dieser Zeilen – der Wahrheit entsprechend berichtigen wollte. Hierfür im Voraus bestens dankend zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung Philipp Schey von Koromla.“<sup>1025</sup>

Die Berichtigung von Philipp Schey, dem 1881 geborenen Sohn von Paul und Evelina Schey, zeigt, dass die Religion für ihn offenbar große Bedeutung hatte. Während das Judentum für seine elf bzw. sieben Jahre jüngeren Cousins, Mathildes Söhne Fritz und Heinrich, keine Bedeutung mehr hatte und beide sich in den 1920-er Jahren taufen ließen, vertrat und verteidigte er seine und die Religion seiner Familie am Vorabend des Ersten Weltkriegs selbstbewusst nach außen. Jüdische Identität und Religion waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts längst zu individuellen Entscheidungen geworden, und dies führte innerhalb von jüdischen Familien zu einer oft widersprüchlichen Vielfalt von

---

<sup>1025</sup> Archiv für Jüdische Familienforschung, Kunstgeschichte und Museumswesen, hg. vom Comité zur Förderung der Jüdischen Familienforschung, Wien 1913, Heft 2/3, S. 28, 29.

Verhaltensformen. Die Generationen und die Ehepartner mussten sich jeweils über die religiöse oder nicht mehr religiöse Praxis ihrer Familie verständigen.<sup>1026</sup>

Schließlich legen Mathildes Briefe beredtes Zeugnis dafür ab, dass auch Sprache eine Dimension von Identität darstellt. Sie verwendet nämlich häufig aus dem Jiddischen stammende Wörter oder „typisch jüdische“ Ausdrücke. Dazu zählt etwa das Wort „unberufen“, eine gewissermaßen abergläubische und abwehrende Redensart, mit welcher ein Unglück abgewendet werden sollte oder die verwendet wurde, wenn der Ausgang einer Sache noch nicht sicher war.<sup>1027</sup> Im Jänner 1933 schreibt Mathilde etwa an Marie: „Ich bin wirklich von Herzen froh, dass die Influenza-Fälle in deinem Haus nicht zugenommen haben und sage mit dir `unberufen´.“<sup>1028</sup> Ähnlich verhält es sich mit den Wörtern „nebbich“ („Heute erwarte ich Lotti Grünebaum zum Lunch und das erinnert mich, dass du nebbich nicht mehr viel Geld hier hast.“)<sup>1029</sup> und „Schmock“ („Nebenbei ist er ein `Schmock´“).<sup>1030</sup> Es sind dies Beispiele für Ausdrücke der „typisch jüdischen“ Gruppensprache, die von Mathilde sicher auch mündlich verwendet wurden. Es wird deutlich, dass Mathildes Herkunftsmilieu trotz aller Distanziertheit eine Rolle spielte und dass das Judentum gewissermaßen noch immer unbewusst selbstverständlich gewesen zu sein scheint. Mathildes aus den Briefen hervortretender Sprachgebrauch und ihre Sprachgewohnheiten sind in diesem Sinn eindrückliche Beispiele dafür, dass sich Identität aus vielen Elementen zusammensetzt und auf verschiedene Weisen zum Ausdruck kommt.<sup>1031</sup>

---

<sup>1026</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 64.

<sup>1027</sup> Siehe dazu Hans Peter Althaus, Künstler-Jargon. In: Claudia Mauelshagen, Jan Seifert (Hg.), Sprache und Text in Theorie und Empirie. Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, 114), Stuttgart 2001, S. 11-27, hier S. 14ff.

<sup>1028</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 21.1.1933, RAL.

<sup>1029</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.3.1926, RAL. Mathilde verwendet den Ausdruck „nebbich“ noch in zahlreichen weiteren Briefen.

<sup>1030</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 25.4.1927, RAL.

<sup>1031</sup> Zur aktuellen Diskussion über jüdische Identität siehe auch Isolde Charim/Gertraud Auer Borea (Hg.), Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden (= Kultur und soziale Praxis), Bielefeld 2012.

## 6. Zum Schluss eine Schauermär – Resümee und Ausblick

Am 9. Juni 1879 schreibt Mathilde: „Ich glaube, wenn ein boshafter Mensch alle unsere Briefe (von Lainz nach Wimsbach und umgekehrt) durchlesen würde, so fände er als Hauptinhalt entweder, dass der zu beantwortende Brief pünktlich oder unpünktlich eingetroffen ist.“<sup>1032</sup>

Diese Annahme der 18-jährigen Mathilde Schey hat sich nicht bewahrheitet und hätte sich auch nicht bewahrheitet, wenn ein boshaft gesinnter Mensch alle ihre Briefe gelesen hätte. Es ist nämlich schier unmöglich, die Fülle an Informationen und den vielseitigen Inhalt in den 1031 zwischen 1872 und 1937 entstandenen Schriftstücken zu überlesen oder nicht wahrzunehmen.

Wenn eines durch die vorliegende Studie deutlich geworden ist, dann dass sich die Briefe von Mathilde Lieben, geb. Schey, als Quellen bestens dazu eignen, einen Einblick in weibliche Lebenswelten innerhalb des jüdischen Großbürgertums von Wien zu erlangen. Die aus den Schriftstücken hervortretenden detaillierten Informationen mit teils sehr persönlichem Charakter haben es ermöglicht, die konkreten Lebensumstände einer Vertreterin des jüdischen Großbürgertums in Wien zu beschreiben, ihre Alltagssituationen und kulturellen Praxen zu verstehen, und sich auf diese Weise den historischen Realitäten von Menschen dieser Gruppe zu nähern.

Ein ganz elementarer Bestandteil der Lebenswelt in den unterschiedlichen Lebensphasen war die Familie. Fast zwei Drittel von Mathildes Briefen legen inhaltlich Zeugnis davon ab, dass Alltagserfahrungen innerhalb der Kern- sowie der weitverzweigten Großfamilie mit den unterschiedlichen Generationen und Geschlechtern eine maßgebliche Rolle in ihrem Leben spielten. Ein „Markenzeichen“ – freilich nicht nur des jüdischen Großbürgertums – war der ausgeprägte Familiensinn, und die Klammer zwischen den einzelnen Mitgliedern stellten häufig die Väter und Mütter dar. Genauso war es in Mathildes Ursprungsfamilie und dementsprechend hilflos und verängstigt war sie beispielsweise auch nach dem Tod ihres Vaters Friedrich Schey im Jahr 1881. Damals bezeichnete sie sich in einem Brief als „nährische Familienhälterin“, der „kaum etwas anderes so heilig ist.“ Und weiter vertraute sie ihrer Cousine an, dass sie „manchmal die unbeschreibliche und peinliche

---

<sup>1032</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 9.6.1879, RAL.

Angst [überkommt], dass jetzt, wo das theure Haupt fehlt, um alle Glieder fest zusammenzuhalten, das Band sich lockern könnte.“<sup>1033</sup>

Eine herausragende Rolle spielten in den Familien aber nicht nur die männlichen Häupter, sondern ebenso die weiblichen. Sie waren es, die zu einem Großteil für den intensiven familiären Austausch und die gesellschaftliche Kontaktpflege verantwortlich waren. Dies geschah in Form von schriftlichen Korrespondenzen, Visiten, den sogenannten Jours, gemeinsamen Sommerfrischen und natürlich bei den von Frauenhand geplanten und ausgerichteten Abendgesellschaften. Und nicht zuletzt war es auch Mathildes Mutter Hermine Schey, die nach dem Tod ihres Ehemannes ebenso respektablen Einfluss und Druck auf ihre Kinder ausübte, wie er es wohl zu Lebzeiten getan hatte. Sie setzte ihre Autorität beispielsweise ein, als es um die Verlobung ihres Sohnes Josef mit der offenbar als nicht standesgemäß angesehenen Henrietta Lang ging.

Traditionelle Geschlechterrollen, die im bürgerlichen Wertesystem produziert wurden und verankert waren, bestanden oberflächlich freilich auch in Mathildes Familie. Das Konstrukt der angeblich unterschiedlichen „Geschlechtscharaktere“, das Männern und Frauen spezifische Eigenschaften und Verhaltensweisen zuschrieb, beginnt aber spätestens bei der aufmerksamen Lektüre von Mathildes Briefen abzubröckeln. Diese liefern zahlreiche Beispiele dafür, dass das vermeintlich starke Geschlecht nicht nur denkend, rational und tapfer war, sondern auch ganz andere – nämlich vermeintlich weibliche – Wesenszüge aufweisen konnte. Mathildes Vater Friedrich Schey tritt aus ihren Briefen alles andere als abwesend oder distanziert, kühl und streng hervor. Vielmehr wird er als aktiver Teilnehmer am Familienleben beschrieben, der beispielsweise sonntags mit seinem Sohn „Violin“ spielt. Mathildes Aussagen sind auch sehr gefühlsbetont, wenn es um ihren Vater geht, und er wird als herzlich, liebend und äußerst großzügig beschrieben – nicht etwa als kontrollierende Instanz oder ehrfurchtgebietende Autoritätsperson.<sup>1034</sup> Ein weiteres Beispiel dafür, dass nicht nur Frauen emotional, mitfühlend und mitleidig sein konnten, ist die Reaktion von Mathildes Bruder Paul Schey auf die Geburt seines ersten Kindes. Von der den Männern angeblich eigenen Tapferkeit findet sich in Mathildes Schilderung keine Spur, vielmehr war Paul nach der überstandenen Entbindung „totenblass und seine Augen trânten in einem

---

<sup>1033</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 23.7.1881, RAL.

<sup>1034</sup> Vgl. Wolf, Kindheit, S. 99.

fort.“<sup>1035</sup> Nimmt man die den Frauen zugeschriebenen Eigenschaften wie Gefühlsbetontheit und Mitgefühl als Maßstab, dann schlug Mathilde selbst zuweilen mit ihrer Abgeklärtheit aus der Art. So lösten etwa Neugeborene und Babies keinerlei Entzücken bei ihr aus. Den Sohn von Paul und Evelina Schey, den sie kurz nach dessen Geburt besuchte, fand sie immerhin „menschlich“,<sup>1036</sup> und über das Baby ihrer Nichte Ninny schreibt sie, es habe ihr „im Mantel und schlafend sehr gut gefallen, gestern jedoch, als es den ganzen Tag hier war, war ich eher enttäuscht.“<sup>1037</sup>

Nach den Vorstellungen über die Geschlechterrollen im 19. Jahrhundert wurden Frauen Selbständigkeit, Strebsamkeit, Aktivität, Kraft und Energie abgesprochen. Aus Mathildes Briefen treten aber viele Frauen hervor, die durchaus als selbständig und aktiv charakterisiert werden können. So scheint etwa Mathildes Mutter Hermine Schey eine energische Frau gewesen zu sein, welche die Geschicke in Haushalt und Familie organisierte und lenkte. Auch Mathilde tritt aus ihren Jugendbriefen zuweilen als sehr selbständige und resolute junge Frau hervor. Beispielsweise organisierte sie auf eigene Faust ihren Physik-Unterricht, der nicht zum für Mädchen üblichen Curriculum zählte, und droht ihrem Arzt Dr. Braun (zumindest brieflich an Marie) Prügel an, sofern die von ihm verschriebene Medizin keine Wirkung zeigt.<sup>1038</sup> Auch während und nach dem Ersten Weltkrieg beschreibt Mathilde Frauentypen, die tatkräftig und keinesfalls passiv auftreten. So zum Beispiel ihre Cousine Pauline Weisweiler, die während des Krieges ein Rekonvaleszentenheim für Verwundete in ihrem Stadthaus betrieb,<sup>1039</sup> oder ihre Schwägerin Irene Schey, die ihre Familie durch die Vermietung von Zimmern in ihrer Wohnung über Wasser hielt.<sup>1040</sup> Auch Irenes Tochter Marianne trug zum Familieneinkommen teil, indem sie Englischunterricht erteilte und Aufträge für Übersetzungsarbeiten annahm.<sup>1041</sup>

Die Analyse von Mathildes Briefen war auch bezüglich der subjektiven Momente der Geschichte – also der Art und Weise, wie politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen erlebt und bewertet wurden – sehr aufschlussreich. So spielte etwa der anwachsende rassistisch motivierte Antisemitismus in Wien am Ende des 19. Jahrhunderts

---

<sup>1035</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 11.7.1879, RAL.

<sup>1036</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 30.6.1881, RAL.

<sup>1037</sup> Mathilde Schey an Marie de Rothschild, 6.7.1881, RAL.

<sup>1038</sup> Mathilde Schey an Marie Perugia, 19.6.1878, RAL.

<sup>1039</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 16.5.1919, RAL.

<sup>1040</sup> Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 14.8.1931, RAL.

<sup>1041</sup> Siehe dazu Mathilde Lieben an Marie de Rothschild, 29.10.1933, RAL.

und bis zum Ersten Weltkrieg zumindest in Mathildes Briefen – vielleicht auch in ihrer Wahrnehmung – keine Rolle. Judenfeindliche Äußerungen in ihrem Umfeld wurden von ihr als amüsante Koketterie und nicht als ein sie oder ihre Familie aufgrund ihrer Konfession bedrohendes Phänomen eingestuft. Der zunehmende Antisemitismus in der Ersten Republik fand dann zwar sehr wohl Eingang in Mathildes Briefe, aber wiederum als eine sie und ihre Familie nicht betreffende gesellschaftspolitische Entwicklung. Ganz anders war ihre Reaktion auf den Ersten Weltkrieg, der von ihr als noch nie dagewesene Katastrophe, Menschheitstragödie und als Zivilisationsbruch empfunden wurde.

Auch auf die Frage nach jüdischer Identität und der Einstellung zu Religion im Großbürgertum konnten Mathildes Briefe einige Antworten geben. Sehr deutlich wurde, dass das Judentum für sie und die Mitglieder ihrer Gesellschaftsschicht keine allumfassende Lebenswirklichkeit mehr darstellte, sondern zur Konfession geworden war. Die nichtjüdische Kultur der Zeit hatte im Verlauf der Modernisierung und der Säkularisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an Bedeutung gewonnen und schnell das Übergewicht über die jüdische erlangt.<sup>1042</sup> Großbürgerliche jüdische Familien, vor allem jene der sogenannten „zweiten Gesellschaft“ in Wien, zu denen die Scheys und die Liebens gehörten, kehrten nach außen die Verbürgerlichung und ihre Akkulturation bewusst hervor. Dies wird beispielsweise durch das Feiern des Weihnachtsfestes inklusive Weihnachtsbaum deutlich oder durch die demonstrative Ablehnung von Personen oder Praxen, die als offensichtlich orthodox oder traditionell eingestuft werden. Gleichzeitig bewahrten Familien wie die Scheys aber auch gewisse jüdische Traditionen, Reste von religiöser Praxis und eine jüdische Identität.<sup>1043</sup> Dies wird durch das Zelebrieren der hohen Feiertage im jüdischen Jahreszyklus oder das in die Religion eingebundene Begehen von Lebenszyklusritualen wie Beschneidung, Eheschließung oder Begräbnis deutlich.

Nicht nur die Aussagen in Mathildes Briefen, sondern auch andere Quellen zu ihrer Familiengeschichte verdeutlichen, dass jüdische Identität und Religion zu Beginn des 20. Jahrhunderts längst zu individuellen Entscheidungen geworden waren. Dies führte innerhalb von jüdischen Familien zu einer oft widersprüchlichen Vielfalt von Verhaltensformen, wie dies auch in den Familien Schey und Lieben der Fall war.<sup>1044</sup> Während Mathilde Zeit ihres Lebens ein Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde Wien blieb, war ihre Stiefschwester

---

<sup>1042</sup> Vgl. Richarz, Weihnachtsbaum, S. 63ff.

<sup>1043</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 64.

<sup>1044</sup> Richarz, Weihnachtsbaum, S. 64.

Emmi Worms bereits 1882 für ihre Eheschließung mit Joseph Unger zum Christentum konvertiert. Auch Mathildes Söhne Fritz und Heinrich ließen sich in den 1920-er Jahren für ihre Eheschließungen taufen, was darauf hindeutet, dass die jüdische Religion für sie keine Bedeutung mehr hatte. Anders lag die Sache allerdings bei Mathildes Neffen Philipp Schey, der kurz vor dem Ersten Weltkrieg in einer schriftlichen Berichtigung verlauten ließ, dass seine Familie keineswegs vom Judentum abgefallen sei. Er vertrat und verteidigte seine und die Religion seiner Familie selbstbewusst und stolz nach außen.

Mathildes Briefe an ihre Cousine Marie sowie das von ihr geführte Haushalts- und Gästebuch zeichnen ein Bild von einem großen familiären und gesellschaftlichen Netzwerk, das auch durch gezielte, teils innerfamiliäre Eheschließungen zustande kam. Die Analyse der Schriftstücke machte deutlich, dass die Verwandtschaft als soziales Auffangnetz fungierte und dass Hilfe von den wohlhabenden Familienmitgliedern geradezu eingefordert wurde. Die Briefe, das Haushalts- und das Gästebuch bieten für zukünftige Untersuchungen aber noch reichhaltiges Material, um diese Netzwerke und das europaweit gespannte Umfeld von Mathilde Lieben, geb. Schey, aber auch von ihrer Cousine Marie de Rothschild, geb. Perugia, zu analysieren.

Die Analyse der von Mathilde genannten Realien hätte den Rahmen dieser Arbeit bei Weitem gesprengt, aber die Briefe sowie das Haushaltsbuch bieten sich für eine diesbezügliche weiterführende alltagsgeschichtliche Untersuchung an. Die materielle Kultur wird nämlich als ein essentieller Bestandteil des menschlichen Lebens und des Alltäglichen einer vergangenen Zeit angesehen und Kleidung, Nahrung und Konsumverhalten werden ebenso wie etwa Sprache und Gebräuche als kulturelle Symbole verstanden.<sup>1045</sup> Der Kleidungsstil, das „Sich-zur-Schau-stellen“ bei diversen Festen oder das Vorzeigen der kulturellen Vorherrschaft spielten vor allem in höheren Gesellschaftsschichten eine nicht unwesentliche Rolle.<sup>1046</sup> Vor allem die Bedeutung der Gegenstände für ihre Benutzer ist bei einer solchen Untersuchung von großem Interesse. Unterschiedliche Objekte sind nämlich in verschiedenen Zeiten mit ganz verschiedenen Bedeutsamkeiten, Symboliken und Assoziationsfeldern verbunden. Erst durch die Analyse der Bedeutung und

---

<sup>1045</sup> Vgl. Sieder, Alltagsgeschichte. In: Bruckmüller, Alltagserfahrungen, S. 6-20.; Des Weiteren Gerhard Jaritz, Das „Neue“ im „Alltag“ des Spätmittelalters. Annahme-Zurückweisung-Förderung. In: Harry Kühnel (Hg.), Alltag und Fortschritt im Mittelalter (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterlicher Realienkunde, 8), Wien 1986, S. 83-93.

<sup>1046</sup> Vgl. Borscheid, Plädoyer, S. 10f.

Symboleigenschaften von Alltagsdingen kann das kleine Milieu in das Ganze der Kultur eingegliedert werden.<sup>1047</sup>

An vielen Stellen wurde deutlich, dass sich die vorliegende Untersuchung an der Schnittstelle zwischen allgemeiner und jüdischer Geschichte befindet und dass sie umfassende und wichtige Erkenntnisse für beide Disziplinen brachte. Sie fügt sich bestens in die in den letzten Jahren entstandenen Forschungen zum jüdischen Bürgertum ein und stellt eine Ergänzung zu Standardwerken wie Marion Kaplans „The Making of the Jewish Middle Class“ (1991) oder Simone Lässig „Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg“ (2004) dar.

---

<sup>1047</sup> Detlef Stender, Vom Leben der toten Dinge. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 157-173, hier S. 164.

## 7. Literaturverzeichnis

Jeremy Adler/Birgit Sander, Marie-Louise von Motesiczky 1906-1996 – The Painter/Die Malerin, München 2006.

Margit Altfahrt, Friedrich Schey - eine Annäherung. In: Ferdinand Opll, Studien zur Wiener Geschichte. Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, 60, Wien 2004, S. 13-50.

Margit Altfahrt, Die jüdische Familie Schey (= Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Reihe B: Ausstellungskataloge, Heft 74), Wien 2007.

Hans Peter Althaus, Künstler-Jargon. In: Claudia Mauelshagen, Jan Seifert (Hg.), Sprache und Text in Theorie und Empirie. Beiträge zur germanistischen Sprachwissenschaft (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, 114), Stuttgart 2001, S. 11-27.

Lisa Appignanesi/John Forrester, Die Frauen Sigmund Freuds, München 2000.

Marie-Theres Arnbom, Heiratsverhalten des nobilitierten Wiener Bürgertums im 19. Jahrhundert. In: Robert Hoffmann (Hg.), Bürger zwischen Tradition und Modernität (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie; 6) , Wien/Köln/Weimar 1997, S. 134-161.

Marie Theres Arnbom, Friedmann, Gutmann, Lieben, Mandl und Strakosch. Fünf Familienporträts aus Wien vor 1938, Wien/Köln/Weimar 2002.

Marie-Theres Arnbom, Man will wohnen an der Ringstraße. Die Häuser der Familie Lieben. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 55-67.

Rainer Baasner, Briefkultur im 19. Jahrhundert, Tübingen 1999.  
Steven Beller, Antisemitismus, Stuttgart 2009.

Elisabeth Berger, Josef Schey von Koromla. In: Neue Deutsche Biographie, Bd. 22, Berlin 2005, S. 719 f.

George E. Berkeley, Vienna and its Jews. The Tragedy of Success 1880s-1980s, Cambridge/Lanham 1988.

Marianne Bernhard, Die Wiener Ringstraße. Architektur & Gesellschaft 1858-1906, München 1992.

Monika Bernold/Johanna Gehmacher, „Mittwochsmonologe“ – Ein Freundinnenbriefwechsel um 1900. Politische, soziale und kulturelle Kontexte. In: Christa Hämmerle/Edith Saurer (Hg.), Briefkulturen und ihr Geschlecht. Zur Geschichte der privaten Korrespondenz vom 16. Jahrhundert bis heute (= L'Homme Schriften, 7), Wien/Köln/Weimar 2003, S. 113-131.

Hugo Bettauer, Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen, Wien 2012.

Wolfdieter Bihl, Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Chronik – Daten – Fakten, Wien/Köln/Weimar 2010.

Eva Blimlinger/Ela Hornung, Feministische Methodendiskussion in der Geschichtswissenschaft. In: Johanna Gehmacher/Maria Mesner (Hg.), Frauen- und Geschlechtergeschichte. Positionen/Perspektiven (= Querschnitte, 14), Wien 2003, S. 127-142.

Peter Borscheid, Plädoyer für eine Geschichte des Alltäglichen. In: Peter Borscheid/Hans J. Teuteberg (Hg.), Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit (= Studien zur Geschichte des Alltags, 1), S. 1-14.

Peter Borscheid, Alltagsgeschichte – Modetorheit oder neues Tor zur Vergangenheit? (1986). In: Wolfgang Hardtwig (Hg.), Über das Studium der Geschichte, München 1990, S. 389-407.

Gerhard Botz, Ausgrenzung, Beraubung und Vernichtung. Das Ende des Wiener Judentums unter der nationalsozialistischen Herrschaft (1938-1945). In: Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Michael Pollak/Nina Scholz (Hg.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien 2002, S. 315-339.

Helmut Bouzek, Wien und seine Feuerwehr. Der Brand des Wiener Ringtheaters, Wien 1991.

John W. Boyer, Karl Lueger (1844-1910). Christlichsoziale Politik als Beruf (= Studien zu Politik und Verwaltung, 93), Wien/Köln/Weimar 2010.

Marianne Breiter, Ausbruch ins Gefängnis? Zur Funktion weiblicher Krankheit im bürgerlichen Geschlechterarrangement. In: Heide Dienst/Edith Saurer, "Das Weib existiert nicht für sich". Geschlechterbeziehungen in der bürgerlichen Gesellschaft (= Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik, 48), Wien 1990, S. 64-81.

Michael Brenner, Zwischen Marienbad und Norderney: Der Kurort als "Jewish space". In: Gisela Dachs (Hg.), Orte und Räume (= Jüdischer Almanach des LBI), Frankfurt/Main 2001, S. 119-137.

Ernst Bruckmüller/Wolfgang Häusler (Hg.), 1848. Revolution in Österreich (= Schriften des Instituts für Österreichkunde, 62), Wien 1999.

Ernst Bruckmüller, Wiener Bürger. Selbstverständnis und Kultur des Wiener Bürgertums vom Vormärz bis zum Fin de siècle. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 43-68.

Ernst Bruckmüller, Sozialgeschichte Österreichs, Wien <sup>2</sup>2001.

Bertrand Michael Buchmann, Kaisertum und Doppelmonarchie (= Geschichte Österreichs, 5), Wien 2003.

Bertrand Michael Buchmann, Österreich und das Osmanische Reich. Eine bilaterale Geschichte, Wien 1999.

Isolde Charim/Gertraud Auer Borea (Hg.), Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden (= Kultur und soziale Praxis), Bielefeld 2012.

Martha M. Cupic-Amrein, Die Opposition gegen die österreichisch-ungarische Herrschaft in Bosnien-Herzegowina (1878-1914) (= Geist und Werk der Zeiten, 73), Bern u.a. 1987.

Anna Davin, Frauen und Alltagsgeschichte. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 37-58.

István Deák, Der k.(u.)k. Offizier 1848-1918, Wien/Köln/Weimar <sup>2</sup>1995.

Ulrike Döcker, Die Ordnung der bürgerlichen Welt. Verhaltensideale und soziale Praktiken im 19. Jahrhundert (= Historische Studien, 13), Frankfurt/Main 1994.

Christian Dörner/Barbara Dörner-Fazeny, Theodor von Hornbostel 1889-1937, Wien 2006.

Karl Eder, Der Liberalismus in Altösterreich. Geisteshaltung, Politik und Kultur (= Wiener Historische Studien, 3), Wien/München 1955.

Klaus Eggert, Die Ringstraße (= Wiener Geschichtsbücher 7), Wien/Hamburg 1971.

Norbert Elias, Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich/Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (= Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 20), Opladen 1978, S. 22-29.

Todd M. Endelman, Gender and Conversion Revisited. In: Marion A. Kaplan/Deborah Dash Moore (ed.), Gender and Jewish History (= Modern Jewish experience), Bloomington 2011, pp. 170-186.

Sabine Fellner/Katrín Unterreiner, Rosenblüte und Schneckenschleim. Schönheitspflege zur Zeit Kaiserin Elisabeth (= Publikationsreihe der Museen des Mobiliendepots, 25), Wien 2006.

Niall Ferguson, Die Geschichte der Rothschilds. Propheten des Geldes, Bd. 1 und 2, Stuttgart 2002.

Niall Ferguson, Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart 1999.

Niall Ferguson, Krieg der Welt. Was ging schief im 20. Jahrhundert?, Berlin 2006.

Michaela Feuerstein-Prasser/Gerhard Milchram, Jüdisches Wien, Wien <sup>2</sup>2007.

Ulla Fischer-Westhauser, „... Frau und Jüdin, beides zusammen ist einfach zu viel!“ In: Iris Meder/Andrea Winklbauer (Hg.), Vienna´s Shooting Girls – Jüdische Fotografinnen aus Wien, Wien 2012, S. 138-145.

Renate Flich, Aufbruch aus der Fremdbestimmung – die Bürgerin auf der Suche nach ihrer Identität. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 346-352.

August Fournier, Wie wir zu Bosnien kamen, Wien 1909.

Ute Frevert, Einleitung. In: Dies. (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 77), Göttingen 1988, S. 11-16.

Ute Frevert, Mann und Weib, und Weib und Mann. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995.

Ute Frevert, Frauen – Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und neuer Weiblichkeit, Frankfurt/Main 1993.

Ute Frevert/Heinz-Gerhard Haupt, Der Mensch des 20. Jahrhunderts. In: Dies. (Hg.), Der Mensch des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main/New York 1999, S. 9-20.

Ute Frevert, Muster der Modernisierung. Jüdische Frauen in Deutschland und Russland. In: Kirsten Heinsohn/Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, 28), Göttingen 2006, S. 25-45.

Margret Friedrich/Peter Urbanitsch, Von Bürgern und ihren Frauen (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, 5), Wien/Köln/Weimar 1996.

Evi Fuks, Ich konnte mich von deinem Bild nicht trennen. Franz an Ida Brentano. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 69-79.

Reinhard Gasser, Nietzsche und Freud, Berlin 1997.

Wolfgang Gasser, Erlebte Revolution 1848/49. Das Wiener Tagebuch des jüdischen Journalisten Benjamin Kewall (= Quellenedition des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 3), Wien/Köln/Weimar 2010.

Georg Gaugusch, Adelige im Verzeichnis der Verstorbenen in Wien ab 1885. In: Adler. Zeitschrift für Genealogie und Heraldik 25, Heft 3, Juli/Sept. 2009, S. 123-136.

Georg Gaugusch, Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum Wiens 1800-1938, A-K (= Jahrbuch der Heraldisch-Genealogischen Gesellschaft „Adler“, 16), Wien 2011.

Georg Gaugusch, Die Familie Lewinger. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 227-228.

Georg Gaugusch, Genealogie der Familie Lieben. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 229-238.

Georg Gaugusch, Josefine von Winter, geb. Auspitz, und ihre Familie. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 239-241.

Gerhard Geßner (Hg.), Österreichisches Familienarchiv. Ein genealogisches Sammelwerk Bd. 1, Neustadt an der Aisch 1963.

Hans-Werner Goetz, Geschichte des mittelalterlichen Alltags. Theorie – Methoden – Bilanz der Forschung. In: Gerhard Jaritz, Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur, Wien 1990, S. 67-101.

Hugo Gold, Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes, Tel Aviv 1970.

Norbert Grabherr, Burgen und Schlösser in Oberösterreich. Ein Leitfaden für Burgenwanderer und Heimatfreunde, Linz <sup>3</sup>1976.

Rudolf Granichstaedten-Czerva/Josef Mentschl/Gustav Otruba, Altösterreichische Unternehmer. 110 Lebensbilder (= Österreichische Reihe, 365/367), Wien 1969.

Eduardo Grendi, Micro-analisi e storia sociale. In: Quaderni Storici 35 (1977), S. 506-520.

Hanns Haas, Die Sommerfrische – Ort der Bürgerlichkeit. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 364-377.

Hanns Haas, Der Traum vom Dazugehören – Juden auf Sommerfrische. In: Robert Kriechbaumer (Hg.), Der Geschmack der Vergänglichkeit. Jüdische Sommerfrische in Salzburg (= Schriftenreihe des Forschungsinstitutes für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek, 14), Wien/Köln/Weimar 2002, S. 41-57.

Christof Habres/Elisabeth Reis, Jüdisches Burgenland. Entdeckungsreisen, Wien 2012.

Christa Hämmerle, Die k.(u.)k. Armee als „Schule des Volkes“? Zur Geschichte der Allgemeinen Wehrpflicht in der multinationalen Habsburgermonarchie (1866-1914/18). In: Christian Jansen (Hg.), Der Bürger als Soldat. Die Militarisierung europäischer Gesellschaften

im langen 19. Jahrhundert: ein internationaler Vergleich (= Frieden und Krieg, 3), Essen 2004, S. 175-213.

Wolfgang Häusler, Demokratie und Emanzipation 1848. In: Das Judentum im Revolutionsjahr 1848 (= Studia Judaica Austriaca, 1), Wien 1974, S. 92-111.

Wolfgang Häusler, Katalog: Die Revolution von 1848 und die österreichischen Juden. Eine Dokumentation. In: Das Judentum im Revolutionsjahr 1848 (= Studia Judaica Austriaca, 1), Wien 1974, S. 6-63.

Wolfgang Häusler, 1848 – Das Geburtsjahr der Demokratie in Österreich. Vortrag, Wien 1991.

Gudrun Haindl, Die Familie von Lieben. Eine Untersuchung zum Heiratsverhalten des jüdischen Großbürgertums in Wien in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Unveröffentlichte Diplomarbeit an der Universität Wien, Wien 1996.

Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München <sup>2</sup>1996.

Ernst Hanisch/Peter Urbanitsch, Die Prägung der politischen Öffentlichkeit durch die politischen Strömungen. In: Helmut Rumpler/Peter Urbanitsch (Hg.), Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Vereine Parteien und Interessensverbände als Träger der politischen Partizipation (= Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 8), Wien 2006, S. 15-111.

Ernst Hanisch, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert (= Österreichische Geschichte 1890-1990, hg. von Herwig Wolfram), Wien 1994.

Karin Hausen, Die Polarisierung der "Geschlechtscharaktere" – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas (= Industrielle Welt. Schriftenreihe des Arbeitskreises für moderne Sozialgeschichte, 21), Stuttgart 1976, S. 363-393.

Klaus Hödl, Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert (= Schriften des Zentrums für Jüdische Studien, 9), Innsbruck/Wien/Bozen 2006.

Karl Holl, Friedensbewegungen. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumreich/Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009, S. 508-510.

Hans Peter Hye, Vereine und politische Mobilisierung in Niederösterreich. In: Helmut Rumpler/Peter Urbanitsch (Hg.), Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. Vereine Parteien und Interessensverbände als Träger der politischen Partizipation (= Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 8), Wien 2006, S. 145-226.

Wolfgang Iser, Vorwort. In: Horst Tippkötter, Walter Scott. Geschichte als Unterhaltung. Eine Rezeptionsanalyse der Waverley Novels (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 13), S. IX-XI.

Hanns Jäger-Sunstenau, Die geadelten Judenfamilien im vormärzlichen Wien, Unveröffentlichte Dissertation, Wien 1950.

Heinz Jankowsky, Österreichs große Erfinder. Ihr Leben, ihre Arbeiten, ihre Schicksale, Graz/Wien/Köln 2000.

Gerhard Jaritz (Red.), Mensch und Objekt im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Leben – Alltag – Kultur, Wien 1990.

Gerhard Jaritz, Das „Neue“ im „Alltag“ des Spätmittelalters. Annahme – Zurückweisung – Förderung. In: Harry Kühnel (Hg.), Alltag und Fortschritt im Mittelalter (= Veröffentlichungen des Instituts für mittelalterliche Realienkunde, 8), Wien 1986, S. 83-93.

Uffa Jensen, Rezension zu: Lässig, Simone: Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg. Göttingen 2004. In: H-Soz-u-Kult, 28.09.2005.

James Joll, Die Ursprünge des Ersten Weltkrieges, München 1988.

Pieter M. Judson, Die unpolitische Bürgerin im politischen Verein. Zu einigen Paradoxa des bürgerlichen Weltbildes im 19. Jahrhundert. In: Hannes Stekl/Peter Urbanitsch/Ernst Bruckmüller/Hans Heiss (Hg.), "Durch Arbeit, Besitz, Wissen und Gerechtigkeit" (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, II), Wien/Köln/Weimar 1992, S. 337-345.

Marion Kaplan, Freizeit – Arbeit. Geschlechterräume im deutsch-jüdischen Bürgertum 1870-1914. In: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 77) Göttingen 1988, S. 157-174.

Marion Kaplan, Konsolidierung eines bürgerlichen Lebens im kaiserlichen Deutschland 1871-1918. In: Dies. (Hg.), Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland. Vom 17. Jahrhundert bis 1945, München 2003, S. 225-344.

Marion Kaplan, For Love of Money. The Marriage Strategies of Jews in Imperial Germany. In: Dies., The Marriage Bargain. Women and Dowries in European History, New York 1985.

Marion A. Kaplan, Tradition and Transition. Jewish Women in Imperial Germany. In: Judith R. Baskin (ed.), Jewish Women in Historical Perspective, Detroit 1998, pp. 227-247.

Marion A. Kaplan, Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich (= Studien zur Jüdischen Geschichte 3), Hamburg 1997.

Regina Karner/Michael Lindinger (Hg.), Grosser Auftritt. Mode der Ringstrassenzeit (= Ausstellungskatalog der 359. Sonderausstellung des Wien Museums Karlsplatz, 10. Juni bis 1. November 2009), Wien 2009.

Josef Karniel, Die Toleranzpolitik Kaiser Josephs II. In: Walter Grab (Hg.), Deutsche Aufklärung und Judenemanzipation (= Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte, Beiheft 3), Tel-Aviv 1980, S. 155-177.

Gerhard Kebbel, Geschichtengeneratoren. Lektüren zur Poetik des historischen Romans, Tübingen 1992.

Dieter Klein/Martin Kupf/Robert Schediwy, Wiener Stadtbild-Verluste seit 1945. Eine kritische Dokumentation, Wien 2001.

Ernst Kobau, Rastlos zieht die Flucht der Jahre... Josefine und Franziska von Wertheimstein und Ferdinand von Saar, Wien/Köln/Weimar 1997.

Jürgen Kocka, Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten. In: Jürgen Kocka (Hg.), Bürgertum im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, 1, München 1988, S. 11-76.

Gabriele Kohlbauer-Fritz, Eine ewig neu bedrohte Stellung. Die Liebens – 150 Jahre Geschichte einer Familie. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 39-53.

Elisabeth Kraus, Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert, München 1999.

Walter Krause, Schönthaler Franz. In: Österreichisches Biographisches Lexikon, S. 95.

Eva Labouvie, Zur Einstimmung und zum Band. In: Eva Labouvie (Hg.), Schwestern und Freundinnen. Zur Kulturgeschichte weiblicher Kommunikation, Köln/Weimar/Wien 2009, S. 11-31.

Simone Lässig, Jüdisch Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert (= Bürgertum Neue Folge, Studien zur Zivilgesellschaft, 1), Göttingen 2004.

Nikola Langreiter, „... greif´ zur Feder wieder, schreib´, ach schreibe nur ein Wort...“ Mit Liebesbriefen in den Geschichtsunterricht. In: Peter Eigner/Christa Hämmerle/Günter Müller (Hg.), Briefe – Tagebücher – Autobiographien. Studien und Quellen für den Unterricht (= Konzepte und Kontroversen, 4), Innsbruck/Wien/Bozen 2006, S. 46-62.

Klaus Latzel, Feldpost. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumreich/Irina Renz (Hg.), Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn 2009, S. 473-475.

Albert Lichtblau, Integration, Vernichtungsversuch und Neubeginn. Österreichisch-jüdische Geschichte 1848 bis zur Gegenwart. In: Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich (= Österreichische Geschichte, 15, hg. von Herwig Wolfram), Wien 2006, S. 447-565.

Albert Lichtblau, Antisemitismus und soziale Spannung in Berlin und Wien 1867-1914 (= Dokumente, Texte, Materialien, 9), Berlin 1994.

Adolf Lieben, Erinnerungen an meine Jugend- und Wanderjahre. In: Festschrift Adolf Lieben zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum und zum siebzigsten Geburtstage von Freunden, Verehrern und Schülern gewidmet, Leipzig 1906, S. 1-20.

Fritz Lieben, Aus der Zeit meines Lebens. Erinnerungen von Fritz Lieben, Unveröffentlichtes Manuskript, Wien 1960.

Christoph Lind, Juden in den habsburgischen Ländern 1670-1848. In: Eveline Brugger/Martha Keil/Albert Lichtblau/Christoph Lind/Barbara Staudinger, Geschichte der Juden in Österreich (= Österreichische Geschichte 15, hg. von Herwig Wolfram), Wien 2006, S. 339-448.

Angelika Linke, "... und haben uns köstlich amüsirt." Eine historisch-pragmatische Miniatur zur sprachlichen Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls. In: Dieter Cherubim/Siegfried Grosse/Klaus J. Mattheier (Hg.), Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts, Berlin/New York 1998, S. 234-258.

Jill Lloyd, Marie-Louise von Motesiczky – Eine Malerin der Erinnerung. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 205-226.

Alf Lüdtke (Hg.), Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen, Frankfurt 1999.

Alf Lüdtke, Geschichte und Eigensinn. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 139-153.

Elisabeth Malleier, Jüdische Frauen in Wien 1816 - 1938. Wohlfahrt - Mädchenbildung - Frauenarbeit, Wien 2003.

Walter Manoschek (Hg.), Der Fall Rechnitz. Das Massaker an Juden im März 1945, Wien 2009.

William J. McGrath, Student Radicalism in Vienna. In: Journal of Contemporary History, Vol. 2, London 1967, pp. 183-201.

William J. McGrath, Dionysian Art and Populist Politics in Austria, New Haven/London 1974.

Hans Medick, Mikro-Historie. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 40-53.

Hans Medick, Entlegene Geschichte? Sozialgeschichte und Mikro-Historie im Blickfeld der Kulturanthropologie. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 94-109.

Sybille Meyer, Das Theater mit der Hausarbeit. Bürgerliche Repräsentation in der Familie der Wilhelminischen Zeit, Frankfurt/Main 1982.

Wolfgang J. Mommsen, Der Erste Weltkrieg und die Krise Europas. In: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich (Hg.), Keiner fühlt sich mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung

des Ersten Weltkriegs (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte – Neue Folge, 1), Essen 1993, S. 25-41.

Frederic Morton, Die Rothschilds. Porträt einer Dynastie, Ulm 2004 (englische Erstausgabe 1961).

Björn Oellers, Krise und Integration der bürgerlichen Gesellschaft in Romanen von Charles Dickens (= Kritik und Reflexion. Interdisziplinäre Beiträge zur kritischen Gesellschaftstheorie, 10), Hamburg 2010.

Franz Patzer (Hg.), „Alles gerettet!“ 100 Jahre Ringtheaterbrand (194. Wechseiausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek), Wien 1981.

Bruce F. Pauley, Politischer Antisemitismus im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Michael Pollak/Nina Scholz (Hg.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien <sup>2</sup>2002, S. 241-259.

Gianna Pomata, Close-Ups and Long Shots: Combining Particular and General in Writing The Histories of Women and Men. In: Hans Medick/Anne-Charlott Trepp (Hg.), Geschlechtergeschichte und allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, 5), Göttingen 1998, S. 99-124.

Harald Prickler, Beiträge zur Geschichte der burgenländischen Judensiedlungen. In: Rudolf Kropf (Hg.), Juden im Grenzraum. Geschichte, Kultur und Lebenswelt der Juden im burgenländisch-westungarischen Raum und in den angrenzenden Regionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, 92), Eisenstadt 1993, S. 65.106.

Alexandra Przyrembel, „Rassenschande“. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus (=Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 190), Göttingen 2003.

Peter Pulzer, Rechtliche Gleichstellung und öffentliches Leben. In: Steven M. Lowenstein u.a. (Hg.), Umstrittene Integration 1871-1918 (= Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, 3), München 1997, S. 151-192.

Peter Pulzer, Spezifische Momente und Spielarten des österreichischen und des Wiener Antisemitismus. In: Gerhard Botz/Ivar Oxaal/Michael Pollak/Nina Scholz (Hg.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien 22002, S. 129-144.

Peter Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914, Göttingen 2004.

Peter Pulzer, Liberalismus, Antisemitismus und Juden im Wien der Jahrhundertwende. In: Peter Berner/Emil Brix/Wolfgang Mantl (Hg.), Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne, Wien 1986, S. 32-38.

Peter Pulzer, Die Wiederkehr des alten Hasses. In: Steven M. Lowenstein u.a. (Hg.), Umstrittene Integration 1871-1918 (= Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, 3), München 1997, S. 193-248.

Lutz Raphael, Diskurse, Lebenswelten und Felder. Implizite Vorannahmen über das soziale Handeln von Kulturproduzenten im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), Kulturgeschichte heute (= Geschichte und Gesellschaft, 16), Göttingen 1996, S. 165-181.

Manfried Rauchensteiner, Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg, Graz/Wien <sup>2</sup>1994.

Ilse Reiter-Zatloukal/Christiane Rothländer/Pia Schönberger (Hg.), Österreich 1933-1938: Interdisziplinäre Annäherungen an das Dollfuß-/Schuschnigg-Regime, Wien u.a. 2012.

Monika Richarz, Frauen in Familie und Öffentlichkeit. In: Steven M. Lowenstein u.a. (Hg.), Umstrittene Integration 1871-1918 (= Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, III), München 1997, S. 69-100.

Monika Richarz, Der jüdische Weihnachtsbaum. Familie und Säkularisierung im deutschen Judentum des 19. Jahrhunderts. In: Miriam Gillis-Carlebach/Barbara Vogel (Hg.), "... und so zogen sie aus: ein jeder bei seiner Familie und seinem Vaterhaus" (4. Moses 2, 34). Die vierte Joseph-Carlebach-Konferenz. Familie im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne, Hamburg 2000, S. 63-78.

Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main 1982.

Peter Rosner, Untersuchungen über die Theorie des Preises. Ein bahnbrechendes Werk von Rudolf Auspitz und Richard Lieben. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 113-123.

Karlheinz Rosbacher, Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle (= Literatur und Leben, 64), Wien/Köln/Weimar 2003.

Marsha L. Rozenblit, Die Juden Wiens 1867-1914. Assimilation und Identität (= Forschungen zur Geschichte des Donauraumes Bd. 11), Wien/Köln/Graz 1988.

Marsha L. Rozenblit, Jewish Courtship and Marriage in 1920s Vienna. In: Marion A. Kaplan/Deborah Dash Moore (ed.), Gender and Jewish History (= Modern Jewish Experience), Bloomington 2011, pp. 88-103.

Marsha L. Rozenblit, Jewish Ethnicity in a New Nation-State. The Crisis of Identity in the Austrian Republic. In: Michael Brenner/Derek J. Penslar (ed.), In Search of Jewish Community. Jewish Identities in Germany and Austria 1918-1933, Bloomington 1998, pp. 134-153.

Miriam Rürüp, Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886-1937 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, 33), Göttingen 2008.

Helmut Rumpler, Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie (= Österreichische Geschichte 1804-1914), Wien 1997, S. 261-401.

Wolfgang Schieder (Hg.), Erster Weltkrieg. Ursachen, Entstehung und Kriegsziele, Köln 1969.

Hannelore Schlaffer, Glück und Ende des privaten Briefes. In: Klaus Beyrer (Hg.), Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation, Heidelberg 1996, S. 34-45.

Hans-Thomas Schmidt, Unendliche Gedanken denken. Robert von Lieben – ein großer Erfinder. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 140-161.

Arthur Schnitzler, Jugend in Wien. Eine Autobiographie, hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler, Frankfurt/Main 2006.

Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Hg.), "Es war eine Welt der Geborgenheit...". Bürgerliche Kindheit in Monarchie und Republik (= Michael Mitterauer/Peter Paul Kloß, Damit es nicht verlorengelht ..., 12), Wien/Köln/Weimar 1999.

Joachim Schröder, Der Erste Weltkrieg und der „jüdische Bolschewismus“. In: Gerd Krumeich (Hg.), Nationalsozialismus und Erster Weltkrieg (= Schriften der Bibliothek für Zeitgeschichte NF, 24), Essen 2010, S. 77–96.

Karin Schrott, Das normative Korsett. Reglementierungen für Frauen in Gesellschaft und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Anstands- und Benimmliteratur zwischen 1871 und 1914, Würzburg 2005.

Stefanie Schüler-Springorum, Deutsch-Jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. In: Transversal 1 (2003), S. 3-15.

Yvonne Schütze, Mutterliebe – Vaterliebe. Elternrollen in der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts. In: Ute Frevert (Hg.), Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 77) Göttingen 1988, S. 118-133.

Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung "EGO-DOKUMENTE". In: Winfried Schulze (Hg.), Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte (= Selbstzeugnisse der Neuzeit. Quellen und Darstellungen zur Sozial- und Erfahrungsgeschichte, 2), Berlin 1996, S. 11-30.

Winfried Schulze, Einleitung. In: Winfried Schulze (Hg.), Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, S. 6-18.

Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen für die Tagung „EGO-DOKUMENTE“. In: Winfried Schulze (Hg.) Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte, Berlin 1996, S. 11-30.

Joan W. Scott, Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: American Historical Review 91/1986, pp. 1053-1075.

Reinhard Sieder, Alltagsgeschichte. In: Ernst Bruckmüller (Hg.), Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs (= Schriften des Instituts für Österreichkunde, 61), Wien 1998, S. 6-20.

Werner Soukup, Adolf Lieben – Nestor der organischen Chemie in Österreich. Über den Initiator des Lieben-Preises. In: Evi Fuks/Gabriele Kohlbauer (Hg.), Die Liebens. 150 Jahre Geschichte einer Wiener Familie (= Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftsforschung, 6), Wien/Köln/Weimar 2004, S. 125-139.

Anna L. Staudacher, "...meldet den Austritt aus dem mosaischen Glauben". 18 000 Austritte aus dem Judentum in Wien, 1868-1914: Namen – Quellen – Daten, Frankfurt/Main 2009.

Martina Steer, Bertha Badt-Strauss (1885-1970). Eine jüdische Publizistin, Frankfurt/Main 2005.

Hannes Stekl (Hg.), "Höhere Töchter" und "Söhne aus gutem Haus". Bürgerliche Jugend in Monarchie und Republik (= Michael Mitterauer/Peter Paul Kloß, Damit es nicht verlorengeht ..., 45), Wien/Köln/Weimar 1999.

Franz Baltzarek/Alfred Hoffmann/Hannes Stekl, Wirtschaft und Gesellschaft der Wiener Stadterweiterung (= Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche. Die Erweiterung der inneren Stadt Wien unter Kaiser Franz Joseph, 5), Wiesbaden 1975.

Hannes Stekl, Bürgertumsforschung und Familiengeschichte. In: Ders. (Hg.), Bürgerliche Familien. Lebenswege im 19. und 20. Jahrhundert (= Bürgertum in der Habsburgermonarchie, VIII), Wien/Köln/Weimar 2000, S. 9-33.

Detlef Stender, Vom Leben der toten Dinge. In: Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte, hg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Münster 1994, S. 157-173.

David Stevenson, 1914-1918. Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006.

Gerald Stourzh, Die Mitgliedschaft auf Lebensdauer im österreichischen Herrenhause, 1861 – 1918. In: MIÖG 73 (1965), S. 63-117.

Johanna von Sydow, Moden- und Toiletten-Brevier. Unentbehrliches und Entbehrliches aus dem Gebiete von Tracht und Mode, Toilette und Putz, Zierrath und Schmuck, Leipzig o. J.

Emmerich Tálos/Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer/Reinhard Sieder (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich. Ein Handbuch, Wien 2001.

Horst Tippkötter, Walter Scott. Geschichte als Unterhaltung. Eine Rezeptionsanalyse der Waverley Novels (= Studien zur Philosophie und Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, 13), Frankfurt am Main 1971.

Enzo Traverso, Moderne und Gewalt. Eine europäische Genealogie des Nazi-Terrors, Köln 2003.

Katrin Unterreiner, Die Habsburger. Mythos & Wahrheit, Wien/Graz/Klagenfurt 2011.

Katrin Unterreiner, Sisi. Mythos und Wahrheit, Wien 2005.

Katrin Unterreiner, Kaiser Franz Joseph 1830-1916. Mythos und Wahrheit, Wien 2006.

Katrin Unterreiner, Kronprinz Rudolf. „Ich bin andere Bahnen gegangen“. Eine Biografie, Wien/Graz/Klagenfurt 2008.

Karl Vocelka, Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik, Graz/Wien/Köln <sup>3</sup>2002.

Petar Vrankic, Religion und Politik in Bosnien und der Herzegowina (1878-1918), Paderborn 1998.

Edmund de Waal, Der Hase mit den Bernsteinaugen. Das verborgene Erbe der Familie Ephrussi, Wien 2011.

Wilhelm Wadl, Liberalismus und soziale Frage in Österreich. Deutschliberale Reaktionen und Einflüsse auf die frühe österreichische Arbeiterbewegung (1867-1879), Wien 1987.

Adam Wandruszka, Die „Zweite Gesellschaft“ der Donaumonarchie. In: Heinz Siegert (Hg.), Adel in Österreich, Wien 1971, S. 56-67.

Adam Wandruszka/Peter Urbanitsch, Die bewaffnete Macht (= Die Habsburgermonarchie 1848-1918, 5), Wien 1987.

Ingeborg Weber-Kellermann, Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit, München 1983.

Josefine Winter, Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses, Wien 1927.

Robert S. Wistrich, Die Juden Wiens im Zeitalter Kaiser Franz Josephs (= Anton Gindely Reihe zur Geschichte der Donaumonarchie und Mitteleuropa, 4), Wien/Köln/Weimar 1999.

Andrea Wolf, Kindheit und Jugend. In: Wandel & Beharrung. Aspekte zum Leben im Zeitalter des Historismus in Österreich, hg. von Österreichische Kulturdocumentation. Internationales Archiv für Kulturanalysen, Wien 1996, S. 79-104.

Milka Zalmon, Kulturelle Wechselbeziehungen in den „Siebengemeinden“. In: Schlomo Spitzer (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Juden im Burgenland, Wien 1995, S. 81-88.

## 8. Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Anzahl der Briefe nach Jahren .....	18
Abbildung 2: Anzahl der Briefe nach Orten .....	19
Abbildung 3: Häufigkeit der Themen je Periode .....	21
Abbildung 4: Kategorie „Erziehung & Lebensgestaltung“ nach Themen und Häufigkeit je Periode .....	22
Abbildung 5: Seite aus Mathilde Liebens Haushaltsbuch. Quelle: Privat .....	161
Abbildung 6: Mathilde Liebens Stundenplan, Oktober 1879.....	195

## Zusammenfassung

Die vorliegende Studie widmet sich auf Basis der über 1000 zwischen 1872 und 1937 entstandenen Briefe von Mathilde Lieben, geb. Schey, an ihre Cousine Marie de Rothschild, geb. Perugia, der Erforschung weiblicher Lebenswelten im jüdischen Großbürgertum in Wien. Die aus den Schriftstücken hervortretenden Informationen mit teils sehr persönlichem Charakter haben es ermöglicht, die konkreten Lebensumstände einer Vertreterin dieser Gesellschaftsschicht zu beschreiben, ihre Alltagssituationen und kulturellen Praxen zu verstehen, und sich auf diese Weise den historischen Realitäten von Menschen dieser Gruppe zu nähern.

Ein elementarer Bestandteil der Lebenswelt in den unterschiedlichen Lebensphasen war die Familie. Fast zwei Drittel von Mathildes Briefen legen inhaltlich Zeugnis davon ab, dass Alltagserfahrungen innerhalb der Kern- sowie der weitverzweigten Großfamilie mit den unterschiedlichen Generationen und Geschlechtern eine maßgebliche Rolle in ihrem Leben spielten. Ein „Markenzeichen“ – freilich nicht nur des jüdischen Großbürgertums – war der ausgeprägte Familiensinn, und die Klammer zwischen den einzelnen Mitgliedern stellten häufig die Väter und Mütter dar. Genauso war es in Mathildes Ursprungsfamilie und dementsprechend hilflos und verängstigt war sie auch nach dem Tod ihres Vaters Friedrich Schey im Jahr 1881.

Eine herausragende Rolle spielten in den Familien auch die Frauen. Sie waren es, die zu einem Großteil für den intensiven familiären Austausch und die gesellschaftliche Kontaktpflege verantwortlich waren. Dies geschah in Form von schriftlichen Korrespondenzen, Visiten, den sogenannten Jours, gemeinsamen Sommerfrischen und natürlich bei den von Frauenhand geplanten Abendgesellschaften.

Traditionelle Geschlechterrollen, die im bürgerlichen Wertesystem produziert wurden und verankert waren, bestanden freilich auch in Mathildes Familie. Die Analyse ihrer Briefe hat aber gezeigt, dass das Konstrukt der angeblich unterschiedlichen „Geschlechtscharaktere“ ein sehr oberflächliches war. Die Schriftstücke liefern zahlreiche Beispiele dafür, dass das vermeintlich starke Geschlecht nicht nur denkend, rational und tapfer war, sondern auch ganz andere – nämlich vermeintlich weibliche – Wesenszüge aufweisen konnte.

Ebenso verhält es sich mit den Frauen, denen nach den Vorstellungen über die Geschlechterrollen im 19. Jahrhundert Selbständigkeit, Strebsamkeit, Aktivität, Kraft und

Energie abgesprochen wurden. Aus Mathildes Briefen treten viele Frauen hervor, die durchaus als selbständig und aktiv charakterisiert werden können.

Die Analyse von Mathildes Briefen war auch bezüglich der Art und Weise, wie politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Veränderungen erlebt und bewertet wurden, sehr aufschlussreich. So spielte etwa der anwachsende rassistisch motivierte Antisemitismus in Wien am Ende des 19. Jahrhunderts und bis zum Ersten Weltkrieg zumindest in Mathildes Briefen – vielleicht auch in ihrer Wahrnehmung – keine Rolle. Ganz anders war ihre Reaktion auf den Ersten Weltkrieg, der von ihr als noch nie dagewesene Katastrophe, Menschheitstragödie und als Zivilisationsbruch empfunden wurde.

Auch auf die Frage nach jüdischer Identität und der Einstellung zu Religion im Großbürgertum konnten Mathildes Briefe einige Antworten geben. Sehr deutlich wurde, dass das Judentum für sie und die Mitglieder ihrer Gesellschaftsschicht keine allumfassende Lebenswirklichkeit mehr darstellte, sondern zur Konfession geworden war. Großbürgerliche jüdische Familien kehrten nach außen die Verbürgerlichung und ihre Akkulturation bewusst hervor. Dies wird durch das Feiern des Weihnachtsfestes inklusive Weihnachtsbaum deutlich oder durch die demonstrative Ablehnung von Personen oder Praxen, die als offensichtlich orthodox oder traditionell eingestuft wurden. Gleichzeitig bewahrten Familien wie die Scheys oder die Liebens aber auch gewisse jüdische Traditionen, Reste von religiöser Praxis und eine jüdische Identität. Dies wird durch das Zelebrieren der hohen Feiertage im jüdischen Jahreszyklus oder das in die Religion eingebundene Begehen von Lebenszyklusritualen wie Beschneidung, Eheschließung oder Begräbnis deutlich.

An vielen Stellen wird deutlich, dass sich die vorliegende Untersuchung an der Schnittstelle zwischen allgemeiner und jüdischer Geschichte befindet und dass sie umfassende und wichtige Erkenntnisse für beide Disziplinen brachte. Sie fügt sich bestens in die in den letzten Jahren entstandenen Forschungen zum jüdischen Bürgertum ein und stellt eine Ergänzung zu Standardwerken wie Marion Kaplans „The Making of the Jewish Middle Class“ (1991) oder Simone Lässig's „Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg“ (2004) dar.

## Abstract

The main concern of this dissertation is research into the everyday life and daily routine of female member of the Jewish upper-class in Vienna. This research is based on about 1000 letters written between 1872 and 1937 by Mathilde Lieben, neé Schey, to her cousin Marie de Rothschild, neé Perugia. Mathilde Lieben's letters (which include some fairly intimate details) have enabled the author not only to give a very significant description of the specific environment of this social class but also to understand its daily routines and cultural practices. It is important to consider these aspects as they are essential to the academic discourse about Jewish life in Vienna in the last decades of the 19th and the first decades of the 20th century.

Whether during infancy, adolescence, married life or her years as a widow, family played a fundamental role in Mathilde's life. Almost 2/3 of her letters document daily life within her nuclear and extended family, consisting of several generations, and provide some insight into the dominant gender roles and social rules. A distinctive sense of family can be seen as a "brand mark" of the upper-class in general. The bond between individual members of the family usually focused on mothers and fathers. This was also the case in Mathilde's family and the references in her letters to the death of her father Friedrich Schey in 1881 show how helpless and frightened she felt.

In their position as "cultivators" of friendships and relations within family and society, women occupied a leading role in the Jewish society. Written correspondence, visits (so called *jours*), summer holidays and of course smaller events in the evening (*soirées*) – were all planned, organised and conducted by women.

Traditional gender roles produced by and tied to the "bürgerlich" value system of that time, were certainly also present in Mathilde's family. But her letters demonstrate a very superficial construct of the attributes that both sexes were supposedly known for. Several documents prove though that the assumed „stronger sex“ were not only rational and brave thinkers but did also manifest other characteristic traits, namely assumed female ones.

It was a common belief in the 19th century that women lacked the capacity for independence, ambition, energy and power but Mathilde's letters show that women of course could also be absolutely independent and energetic.

With respect to the experience and evaluation of political, economical and social changes, the letter's analysis was also very revealing. It is interesting that the increasing anti-semitism in the Vienna of the late 19th century apparently did not concern Mathilde at all, whereas she was completely devastated at the outbreak of WWI; which she felt was an unprecedented catastrophe, a tragedy for humankind and a crash of civilisation.

Other issues which are dealt with include the question of Jewish identity and the role of religion within the Jewish upper-class. It becomes clear that Judaism had become primarily a religious denomination for Mathilde and most members of her social class but that it no longer dominated their daily life. Jewish upper-class families emphasized their bourgeoisification and acculturation in various ways such as celebrating Christmas and having a Christmas tree and sternly refusing to consider carrying out any actions that might be considered too traditional or even too orthodox. At the same time, families like the Scheys or Liebens preserved certain Jewish traditions and elements of religious practice. They continued celebrating the main Jewish holidays as well as continuing to observe certain rituals like circumcision, marriage ceremonies and funerals.

This study represents an interface of general and Jewish history and the author has revealed extensive and important information in both disciplines. It contributes to the historical research which has been carried out over the past few years into the Jewish upper-class and can be considered a valuable addition to "The Making of the Jewish Middle Class" by Marion Kaplan (1991) or "Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg" by Simone Lässig (2004).

# LEBENS LAUF

## PERSÖNLICHE DATEN

---

Lisa-Maria Tillian

Geb. am 23.11.1985

Staatsbürgerschaft: Österreich

## AUSBILDUNG

---

**Okt. 2009 – 2013**

**Universität Wien**

Doktoratsstudium der Philosophie (Geschichte)

- Dissertationsprojekt: „Tausend Dank für dein Briefl.“ Eine Untersuchung weiblicher Lebenswelten im jüdischen Großbürgertum in Wien zwischen 1872 und 1937 anhand der Briefe von Mathilde Lieben an Marie de Rothschild. (Betreuerin: PD Dr. Martha Keil)

**Okt. 2004 – März 2009**

**Universität Wien**

Diplomstudium Geschichte

- 1. Abschnitt und 2. Abschnitt inkl. Diplomprüfung mit Auszeichnung abgeschlossen
- Interessensmodul „Jüdische Geschichte“ mit Auszeichnung abgeschlossen
- Diplomarbeit: „Tu jo nit anderst un' schreib oft briw“. Jüdische Privatbriefe aus dem Jahr 1619: Quellen zur Alltagsgeschichte der Wiener Juden in der Frühen Neuzeit. (Betreuerin: PD Dr. Martha Keil.)

## WEITERBILDUNG

---

**Juli 2011**

**Institut für Kulturkonzepte Wien**

Sommerakademie für Kulturmanagement 2011

- Kulturlandschaft Österreich
- Grundlagen internationalen Kulturmanagements

## AUSLANDSAUFENTHALTE

---

**Okt. 2009, März 2010**

**The Rothschild Archive, London (GB)**

Forschungsaufenthalt: Recherche für Dissertation

**Juli 2009**

**Summerschool, Fürth (D)**

„Die Juden im Heiligen Römischen Reich und seinen Nachfolgestaaten“

## STIPENDIEN /FÖRDERUNGEN

---

### Forschungsstipendium 2010

#### Universität Wien

- Stipendium für den Zeitraum vom 01.01.2010 bis 31.12.2010; Auslandskostenzuschuss für Forschungsaufenthalt in London (The Rothschild Archive)

### Förderungsstipendium 2009

#### Universität Wien

- Finanzierung eines Forschungsaufenthalts in London (The Rothschild Archive)

### DAAD-Stipendium 2009

- Zur Teilnahme an der Summerschool: „Die Juden im Heiligen Römischen Reich und seinen Nachfolgestaaten“, Fürth (D)

### Leistungsstipendien

#### Universität Wien

2005/2008

## WISSENSCHAFTL. TÄTIGKEIT

---

### Publikationen

- Von Prag nach Wien – nicht zugestellt. Jüdisch-deutsche Privatbriefe aus dem Jahr 1619. In: Martha Keil/Pavel Kocman/Helmut Teufel (Hg.), Individuum und Gemeinde. Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien 1520-1848 (= Beiheft Judaica Bohemiae), Prag 2011.
- 'Hugs from your sincere friend Thildi': Letters from Mathilde Lieben to Marie de Rothschild. In: The Rothschild Archive Review of the Year April 2009 to March 2010, London 2010, pp. 35-41.
- Gelehrte Männer, sittsame Frauen? Geschlechteridentitäten in jiddischen Briefen von Prag nach Wien (1619), (gem. mit Martha Keil). In: B. Eszter Gantner/Gábor Schweitzer/Péter Varga (Hg.), KÉP-KERET. Az identitás konstrukciói, Budapest 2010, S. 198-219.

### Vortrag

- „Von Prag nach Wien – nicht zugestellt. Jüdisch-deutsche Privatbriefe aus dem Jahr 1619“, gehalten bei der Tagung: "Individuum und Gemeinde – Juden in Böhmen und Mähren 1520 bis 1848“, 6.-8. Oktober 2009.

## SPRACH- UND IT-KENNTNISSE

---

- Englisch – fließend in Wort und Schrift
- Italienisch – gute Kenntnisse
- Hebräisch – Grundkenntnisse
  
- MS Office – sehr gute Kenntnisse